P. o germ.
1417
ut 2

P. o. germ. 1417 ut/2

Stein

GESCHENK
FRESENIUS

Die Bundesbrüder.

Vitam regit Fortuna, non Sapientia.

Cicero.

Eine schöne Menschenseele finden,
Ist Gewinn; ein schönerer Gewinn ist,
Sie erhalten; und der schönst' und schwerste,
Sie, die schon verloren war, zu retten!

Herder.

Die

Bundesbrüder.

Ein

Freimaurer-Roman

von

Oswald Stein.

Verfasser von „Antoinette von Steinwart", „Nach dreißig Jahren" und „Der Erbin von Lotonsky".

Ein Jeder gibt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir.
So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte!
Den Menschen macht sein Wille groß und klein.

Schiller.

Zweiter Band.

Leipzig.

M. G. Priber.

1864.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

GESCHENK
FRESENIUS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Capitel.

Wer ist der Mensch? — Auf beiden Wegen:
Zu ihm hinab, zu ihm hinan,
Weht uns ein Gotteshauch entgegen
Und kündigt uns den hohen Menschen an.
Es flammt in ihm ein reines Götterfeuer:
Hoch flammt es auf; doch stürzet er einmal
Sich von sich selbst herab: ein solches Ungeheuer
Birgt keine wilde Kluft, verhüllt kein grauses Thal.
Mit Zittern schau' ich seine Höhen
In schrecklich wüsten Trümmern an!
Wie hoch muß nicht ein Wesen stehen,
Das so erschütternd fallen kann!

Tiedge.

Dem geneigten Leser sind die Localitäten des Reitzler'schen Hauses schon bekannt; — wir hätten nur noch die Dachwohnung etwas näher in's Auge zu fassen.

Eine schmale, steile Treppe führt aus dem zweiten Stockwerke, welches der Maler Lukas Berger inne hat, nach den finsteren und zum Ersticken niedrigen Dachkammern, wo wir die schon oft genannte Frau Habermehl als alleinige Mietherin finden. Sie hat ein geräumigeres Zimmer an den Literaten Roderich Wilhelmi abgetreten, während sie und ihre einzige Tochter Antonie sich mit zwei kleineren begnügen. Der junge Mann bezahlte ein anständiges Miethgeld, das bei ihrer Armuth sehr hoch in Anschlag kam, da es fast ihre Miethszahlung an den Schreinermeister Reitzler deckte. Die gedrückte Wittwe hatte ihm deßhalb auch das schönere und größere Gemach abge-

treten. Es ging nach der Straße hin und gewährte, da das gegenüberliegende Gebäude sich weniger hoch erhob als das Reitzler'sche, eine weite Aussicht über die schmutzigen, rußigen Dächer der Altstadt. Trotzdem war es finster, unfreundlich düster zwischen seinen verwahrlosten Wänden von unkenntlicher Farbe. Zwei schmale Fenster gewähren nur sehr spärliches Licht und da sich das Zimmer mehr in der Länge als Breite ausdehnt, so ist es überhaupt nur in unmittelbarer Nähe der Fenster erträglich hell. Das wenige Möbel wurde von der Frau Habermehl gestellt; sie hat es von ihrem Hausherrn auf unbestimmte Zeit, aber gegen schweres Miethgeld, gemiethet.

Treten wir in die dürftige, unfreundliche Räumlichkeit unseres Helden — Roderich Wilhelmi — so finden wir zunächst der Stubenthüre einen höchst baufälligen Schrank, der vom Boden bis zur Decke reicht, zwei Flügelthüren hat und füglich um das Zehnfache mehr Kleidungsstücke hätte aufnehmen können, als er eben, zum größten Bedauern seines jetzigen, vorübergehenden Besitzers in Verwahr hielt. Dasselbe gilt von einer kleinen Commode, die zwischen den beiden Fenstern steht, deren drei Schubladen außer einigen Schreibereien auch noch weniges Weißzeug aufnehmen mußten, welches aber noch lange nicht den vorhandenen Raum ausfüllte. Die sehr schwachfüßige Bettstelle bot wohl noch einen viel trostloseren Anblick dar, denn außer einem zerrissenen Strohsack, einer dünnen Federdecke, einem schlechten Kopfkissen barg sie nichts weiter sonst, was müden Gliedern Erquickung geben und einem von Sorgen heimgesuchten Menschen zu süßem Schlafe verhelfen konnte. Es war ein trauriges Lager, dieses Bett! — Wie oft war schon sein Inhaber des Morgens ermüdet und in allen Gliedern wie gerädert von demselben aufgestanden und durch keine Ruhe erquickt worden, — wie oft schon hatte er halbe Nächte hindurch auf demselben gewacht, sein thränenfeuchtes Auge nach der klaren Mondscheibe gerichtet, die ihm in seiner Einsamkeit wie ein lieber Freund erschien! — Wenige Stühle, ein kleiner Tisch und ein hinlänglich großes Bücherbrett, das waren seine übrigen Möbel. Außerdem schmückten die Wand ein zerbrochener Spiegel, einige Bil-

der, ohne Glas und Rahmen, mit Oblaten angeheftet und ein Vogelskäfig, mit einem munteren Canarienvogel.

Bei all' dem Wenigen und Dürftigen, womit Wilhelmi's Zimmer ausgestattet war, herrschte aber eine bei Junggesellen seines Schlags höchst seltene Ordnungsliebe in Allem. Besonders waren die wenigen Kleidungsstücke die er besaß jederzeit in bester Ordnung, sein Weißzeug im schönsten Stand und, was etwas heißen will, niemals zerrissen oder so vernachlässigt, daß es unbrauchbar geworden wäre. Dafür hatte aber auch Herr Roderich Wilhelmi eine sehr sorgsame Hauswirthin, die, wenngleich oft kränklich und in letzter Zeit fast fortwährend bettlägerig, doch mit allem Eifer darauf bedacht war, daß ihm nichts abging und an Bequemlichkeit und Annehmlichkeit geboten werde, was unter so dürftigen Verhältnissen geboten werden konnte. Er fühlte diese mütterliche Liebe recht wohl, sie träufelte Balsam der Freude und Wonne in sein gedrücktes Gemüth, denn sie kam ja von der Mutter seiner schon seit vielen Jahren gefeierten und angebeteten Antonie.

Antonie! — — ja, das war der süße Wonnelaut, der sein Herz beleben und ins seligste Entzücken versetzen konnte; — ihr schönes Bild war ein Zauber, der ihn fesselte und in mächtiger Begeisterung zu erhebenden Thaten antrieb. Seine reiche Phantasie war durch sie wie neu geschaffen und trieb frischere und herrlichere Gedanken hervor, gleichsam wie die Natur durch den Zauberstab des Frühlings aufs Neue Blüthen und Blätter treibt. Sie war in des Wortes vollster Bedeutung eine Bürgerin seines Herzens geworden, die, ohne es zu wollen, ja, ohne es zu wissen, wie ein guter Genius über ihn wachte und bei jeder Gelegenheit unbewußt ihren Einfluß zeigte. So entwickelte sich unter ihrer heilsamen Einwirkung sein nicht unbedeutendes Talent, das sich zu etwas Außergewöhnlichem hätte heranbilden müssen, wäre nicht seine trostlose Gemüthsstimmung, sein ewiges Hoffen und Zweifeln, sein Lieben und Trauern zerstörend dazwischen getreten. Diese seltsame Liebe zu Antonie Habermehl wiegte ihn in die seligsten Träume von häuslichem Frieden und glänzendem Familienglück; — so oft vergaß er

darüber Arbeit, Streben — kurz, die ganze Welt — und sein Charakter, sonst so männlich und fest, gewann an Einseitigkeit und Ueberspanntheit. Wenig oder gar keinen Umgang pflegte er mit der gesellschaftlichen Welt, mit Freunden seines Alters, mit Männern seines Strebens; und ließ er sich ein oder das andere Mal verleiten, gegen seine Gewohnheit von seiner sehr geregelten Lebensweise abzuweichen, so hatte er dies entweder bitter zu büßen oder quälte ihn eine unsägliche Reue, so daß er sich regelmäßig vornahm, nie mehr über Zeit und Gebühr seine Wohnung zu verlassen oder außer seinem täglichen Umgang mit keinem Menschen sonst zu verkehren.

Dieser tägliche Umgang bestand aus sehr wenigen Menschen. Zunächst hatte, außer Antonie, deren Mutter in seinem theilnehmenden Herzen das Gefühl besonderer Neigung geweckt. Letztere aber betrachtete ihn auch als ihren Sohn hinsichtlich seines warmen, aufrichtigen und sorgsamen Mitgefühls, seiner aufopferungsfähigen Hingabe. Er war ihr Trost, Rath und Hilfe, so weit es seine Kräfte und Mittel erlaubten. Dafür suchte ihn aber auch die erkenntliche Frau mit einer wahrhaft mütterlichen Fürsorge, mit einem herzlichen Entgegenkommen zu belohnen und das abstoßende, kalte Benehmen der Tochter gegen ihn möglichst zu mildern. Sie besorgte seine Wäsche, seine Flickereien und sonstige weibliche Handarbeiten, die für ihn eine große Geldersparniß waren. Er las ihr dagegen in jeder freien Stunde vor, oder suchte sie in einer sonst anziehenden Weise zu unterhalten, — denn Frau Habermehl war eine nicht ungebildete Dame. Sie hatte eine feine, sorgsame Erziehung genossen, verstand über Vielerlei mit seltener Klarheit zu reden und hatte sich in ihrer Jugend viel mit guten und lehrreichen Büchern beschäftigt. Es war hierdurch ihr Umgang auch für Roderich Wilhelmi nicht ohne Einfluß; namentlich wirkte die tief religiöse Anschauungsweise der betagten Frau gewaltig und nachhaltig auf sein Gemüthsleben ein.

So saßen sie denn oft Abends in traulicher Weise beisammen, wenn er herüber gekommen war. — Die Frau Habermehl saß entweder in ihrem alten, weicharmigen Lehnsessel oder sie

war schon wegen ihrem oft eintretenden körperlichen Leiden zu Bett gegangen, — Antonie arbeitete beim schwachen Schein einer einfachen Blechlampe an irgend einer feinen Stickerei und Roderich Wilhelmi saß ihr gegenüber, in einem Buche lesend. So vergingen die Abende rasch, seinem Herzen alsdann weniger qualvoll, denn er war ja in ihrer Nähe, — konnte zuweilen über das Buch hinweg nach seiner Angebeteten schauen und in ihrem sanften, reizenden Antlitz schwelgen. Sie war gewöhnlich schweigsam oder doch nur sehr einsylbig, — welches die Mutter durch eifrige Redseligkeit wieder auszugleichen suchte. Nur wenn Wilhelmi eine eigene Dichtung — Poesie oder Prosa — vorlas, horchte sie mehr auf und ließ dann zuweilen sogar ihre Arbeit ruhen, — redete auch mit, wenn sich ein darauf bezügliches Gespräch entspann oder der glückliche Verehrer eine Frage wegen ihrer Ansicht an sie richtete.

O, welch ein unnennbar großes und seliges Glück lag für ihn momentan in dieser augenscheinlichen Theilnahme ihrerseits! Wonnetrunken lauschte er ihren Worten und gereichten sie ihm da und dort zum Heil, mit welch' seliger Lust war er beeifert ihrem Rathe zu folgen.

Kehrte er nach solchen, freilich eben nicht sehr häufigen Abenden stillvergnügt und das Herz so über und übervoll von Hoffnungen der schönsten Art in seine armselige Wohnung zurück, da schien ihm diese wie zu einem prächtigen Salon umgeschaffen, in welchem ihm von nun an ein guter Geist leuchten werde. Oft auch begann er noch zu arbeiten bei kalter Stube und spärlicher Beleuchtung; aber ihn hinderten alsdann diese Mißstände nicht; — glühende Gedanken sprudelten; prächtige, herrliche Ideen leuchteten; — reiche Bilder in brennenden Farben malte seine lebhafte Phantasie und sein Geist gefiel sich in kühnen Schlüssen und frappirenden Reflexionen. So befand er sich in der rechten Stimmung, im vollen, gewaltigen Schaffen. — — Ach, er wähnte ja dadurch seinem schönen, unerreichbar schönen Ziele näher zu rücken, — ihr scheinbar kaltes Herz zu fesseln und sich den Besitz ihrer Liebe für immer zu sichern, ohne zu ahnen, daß

hinter ihrem ruhigen, ernsten Wesen eine Leidenschaft verborgen lag, die seine süßen Träume für ewige Zeiten vereiteln werde.

Mit der ganzen Kraft seines Charakters hing Roderich Wilhelmi an dieser in der That seltsamen Liebe zu Antonie, — nie erklärt, nie durch Wort oder Schrift offenbart. Wir wissen bereits, daß er jahrelang ihr folgte, daß er aus Sehnsucht und Liebe zu ihr seine ganze Lebensrichtung änderte, daß er günstige Gelegenheiten versäumte, glückliche Augenblicke zur Gründung einer gesicherten Existenz unbenutzt vorübereilen ließ und sein schönes Talent niemals zur rechten Geltung zu bringen suchte; — und alles nur wegen ihr, der hoffnungslos Angebeteten, die bis heute noch nicht einmal an den Tag gelegt hatte, daß sie seine Leiden ahnte.

Wie viel traurige, qualvolle Stunden hatte sie ihm aber schon bereitet, — sie, deren Liebe ihn so sehr glücklich gemacht haben würde, — deren Bild sich unauslöschlich tief in sein Gemüth eindrückte. Ob sie es wußte, — ob sie wohl die Ursache seiner öfteren Betrübniß kannte, — die Gründe herausfand, warum er ihr immer wie ein Schatten folgte? — Und wenn sie das Alles wußte, warum war es nicht schon längst zu einer Erklärung zwischen Beiden gekommen? Verging ja doch kein Tag, an welchem sie sich nicht sahen, keine Stunde, in welcher sie sich nicht sprechen konnten! Ja, noch mehr. — Antonie hatte die nicht eben sehr einladende Verpflichtung, sein Apartement in Stand zu halten und da traf es sich sehr oft, daß, absichtlich oder zufällig, einige an sie gerichtete Gedichte von Roderich Wilhelmi auf dem Tische lagen, die ihr schon längst das stille und in sich gekehrte Wesen des jungen Mannes aufgeklärt haben konnten. Sie blieb aber einmal wie das andere Mal in ihrem Benehmen gegen ihn. Meistens still und zurückhaltend, wie sie dies schon von Anfang an that; und wenn sie mit ihm sprach, so geschah es mit so unbefangener Freundlichkeit und einem so ungezwungenen Ernste, daß wir wohl annehmen dürfen, sie schrieb Wilhelmi's theilnehmendes und zuvorkommendes Benehmen eher seinem weichen und vor-

züglichen Herzen zu, als einer glühenden Liebe zu ihr. Und in der That war Antonie viel zu sehr mit sich, mit ihrem eigenen Herzeleid beschäftigt, als daß bei ihr das, was um sie her vorging, selbst wenn es ihre eigene Person betroffen hätte, eine besondere Aufmerksamkeit erwecken konnte.

So standen die Verhältnisse bei den Bewohnern der Mansarde des Reitzler'schen Wohnhauses. Es herrschte da ein stilles, zurückgezogenes Leben. Nur auf sich beschränkt kamen sie bloß dann in Verkehr mit der Außenwelt, wenn sie der Erwerb dazu antrieb oder nöthige Einkäufe zu machen waren. Antonie gab in letzter Zeit weniger Clavierunterricht als ehedem. Die Krankheit der Mutter ließ sie nicht mehr so zu jeder und auf längere Zeit die Wohnung verlassen, — auch hatten gar mancherlei Gemüthsbewegungen sich tief und mit schmerzlichen Nachwirkungen in ihr Seelenleben eingegraben, was ihre Gesundheit gefährdete und das Bedürfniß nach mehr Ruhe hervorrief. Sie war ihre meiste Zeit am Krankenbette der Mutter, wo sie sich viel und anhaltend mit feinen, oft sehr kunstvollen weiblichen Arbeiten beschäftigte.

Roderich Wilhelmi führte eine fast ganz gleiche Lebensweise. Er hatte zwar eine größere Anzahl von Schülern und Schülerinnen, verwendete aber täglich im Durchschnitt doch nicht mehr als vier Stunden zum Unterricht, während er den größten Theil seiner freien Zeit im Krankenzimmer seiner mütterlichen Freundin verlebte. Da strichen ihm die Stunden schnell und zuweilen unvergeßlich schön und unterhaltend hin. Nicht mit leeren Alltagsreden und gewöhnlichem Schönthun wurden diese Musestunden ausgefüllt, sondern hauptsächlich dazu benutzt, sich mit den vorzüglichsten Werken der Literatur und Musik bekannt zu machen. Wohl trieb dieses anregende Leben unsern Helden oftmals zu neuem Schaffen an, und manches Gedicht, manche Novelle und Abhandlung fand auf diese Art seine Entstehung. Besonders begeisterte ihn, wenn Antonie an den alten Flügel trat und dem Instrumente mit bewundernswürdiger Fertigkeit zaubervolle Melodien entlockte, oder auch, was wohl

seltener geschah, wenn sie eins ihrer schwermüthigen Lieder sang. Frau Habermehl war eine geschickte Clavierspielerin und wenn sie das Bett verlassen konnte, so spielte sie auch öfter mit der Tochter vierhändig, während Roderich Wilhelmi sie mit seiner Violine begleitete. Das waren für ihn schöne, süße, unvergeßliche Stunden, die sein einsames, trauriges Leben verklärten und ihn mit seinem Schicksal, mit seinem verfehlten Lieben wieder aussöhnten. —

Schon öfter und besonders in letzter Zeit war an seiner namenlosen Liebe zu Antonie Habermehl verschiedentlich gerüttelt worden. Am nachhaltigsten wirkten aber des alten Kessels Worte auf ihn ein, um so mehr, als auch die Sängerin Josephine Goldbeck seine blinde, erfolglose Leidenschaft zu dem Mädchen sehr scharf profanisirte und nicht ohne Spott und Hohn ihm deren Zwecklosigkeit auseinandersetzte. Von jeher hatte er nur einen vorübergehenden Verkehr mit den Frauenzimmern gehabt, sich niemals bemüht, das weibliche Gemüth näher zu ergründen, oder überhaupt einmal für dasselbe Interesse zu fühlen. Dadurch hatte er, wie natürlich, nur ein höchst einseitiges Urtheil über Frauen und Jungfrauen erlangt; und als ihn später Antonie fesselte, ergriff ihn eine Leidenschaft, die ebenso unpraktisch als tiefgehend war. Er glaubte an keine andere Liebe, als an seine unerwiederte; er schwor nicht höher, als bei seiner Angebeteten, obgleich ihn öfter das kalte, gleichmäßig befremdende Wesen des Mädchens abschreckte. Er wußte es nicht, daß sein Gefühl für Antonie sich nur deßhalb so lang und immerwährend wach gehalten hatte, weil ihm jeder Umgang mit andern anziehenden Mädchen mangelte, — weil es seinem liebedürstenden Herzen ein wahres Bedürfniß war, einem Wesen seine ganze, volle, gefühlswarme Zuneigung zuzuwenden. Antoniens Erscheinen war der erste mächtige Eindruck auf sein liebeträumendes und sehnendes Herz; er war hauptsächlich auch deßhalb so nachhaltig und einzig, weil er in keiner Weise durch ähnliche Begegnungen gestört oder in Zweifel gezogen wurde. Sein Herz flammte nur für sie und die frische, seligschwärmende Jugendbegeisterung gehörte nur dieser ersten Liebe, die sich bei aller

Hoffnungslosigkeit doch unendlich tief in sein Seelenleben eingegraben hatte.

Er kannte außer Antonie Habermehl kein Mädchen sonst, dem er, wie ihr, sich nähern konnte und auf dessen Liebe er glaubte hoffen zu dürfen. So seltsam diese Liebe ist, eben so sehr findet sie in dem Charakter des Roderich Wilhelmi ihre vollständige Berechtigung.

Da sollte ihn der Rath ruhiger und klar sehender Freunde aus seinem zwecklosen Traumleben erwecken, während die Begegnung mit der Sängerin Josephine Goldbeck, deren warme Theilnahme an seinem Schicksal, in ihm ein Gefühl von Wohlbehagen erweckte, das sich mit aller Kraft gegen die schmerzliche Empfindelei seiner langjährigen Liebesverehrung stellte, so daß es ihm wie Schuppen von den Augen fiel und sein gedrücktes Herz wie von einer Centnerlast befreit wurde.

Er hatte schon einige Mal Gelegenheit gehabt, das freie, noble Wesen der Sängerin im Theater zu bewundern, wenn sie mit dem Zauberklang ihrer schönen, metallreinen Stimme sein Herz entzückte, aber daß sie auch liebenswürdig und theilnehmend sein könne, das hätte er sich niemals träumen lassen, wenn er sie so stolz und gebieterisch dahin schreiten sah. Wie zu einer unerreichbar großen Machthaberin, die er bisher zwar nur aus der Ferne beobachten durfte, die ihm aber stets eine unerklärliche Ehrfurcht und Verehrung einflößte, schaute er zu ihr empor, weidete sich sein Ohr an dem Wohlklang ihrer Stimme und stählte sein Talent an ihren meisterhaften Leistungen. Wie gesagt, er that dies nicht so häufig, — einmal wegen der nicht selten eintretenden Ebbe in seiner Finanzwirthschaft, dann aber auch, weil es ihm eine so süße, langgepflegte Gewohnheit war, seine Abende in der Nähe der angebeteten, still geliebten Antonie zuzubringen; — wenn er aber das Theater besuchte und alsdann auf der obersten Gallerie Platz nahm, erwartungsvoll und oft in fieberhafter Spannung auf das Beginnen der Vorstellung harrte, da war es ihm immer eine süße, selige Freude, wenn er daran dachte, daß er auch diesmal wieder die wunderbar ergreifende Stimme der Sängerin Josephine

Goldbeck anhören könne. Er hätte sich damals gewiß nicht träumen lassen, daß einstmals für ihn eine schöne, unvergeßliche Stunde herannahen sollte, in welcher er an ihrer Seite und mit ihr auf ein und demselben Sopha sitzen werde, um aus ihrer Hand den Geleitsbrief einer bessern Zukunft zu empfangen — daß er von Dankbarkeit und Rührung hingerissen, alsdann ihre kleine, zarte Hand krampfhaft an die Lippen drücken und wonnetrunken in ihrem schönen Antlitz schwelgen könne. Ja, diese zarte, weiche, kleine Hand, die mit einem Mal in wonnigen Schauern sein Blut zu rascherer Bewegung brachte, hatte — wie er wähnte — seinen leichten, zufälligen Druck erwiedert und war ihm sogar mit Wohlgefallen zum Kusse gereicht worden. Und in der That war das ganze Benehmen der Sängerin geeignet, seine vollständigste Sympathie zu erwecken. Ihre Theilnahme war so warm und aufrichtig, so lautredend und überzeugend, daß er sich unwiderstehlich hingezogen fühlte, daß sein Herz in freudiger Ueberraschung aufjauchzte und er diesem Einfluß mit vollständigster Aufrichtigkeit und wie eine willenlose Marionette ergeben war. So wurde sie in jener denkwürdigen Begegnung seiner verfehlten Liebe ein tiefeingreifendes und erschütterndes Element, das mit einem Zauberschlag den düstern Dämon verbannen sollte, der sich viele Jahre lang an sein Dasein geheftet hatte, seinen Frohsinn zerstörte und seine verfehlte Lebensrichtung heraufbeschwören half.

Er hatte, von gar seltsamen Gefühlen bewegt, eiligen Schritts das Hotel der Sängerin Josephine Goldbeck verlassen. Mit schwerem Gemüthe und den widerstreitendsten Gedanken war er durch die schwülen Straßen geeilt. Es trieb ihn gewaltsam fort und fort; aber nicht nach seiner armseligen Dachwohnung, sondern hinaus in die frische, freie Natur. Wenngleich glühend heiß die Sonne ihre Strahlen herniedergoß und seine Glieder fast ermattet zusammenbrachen, so eilte er doch nach den schattigen Alleen des Schloßgartens, nach dessen kühlen Lauben und duftigen Blumenbeeten, um in stiller, ungestörter Selbstbetrachtung in seinem Herzen den Widerstreit der

Gefühle zu versöhnen und den langersehnten Frieden endlich zu befestigen.

Fast ermattet war er dort angekommen, worauf er sich an einem einsamen, abgelegenen Orte auf einer Bank niederließ. Sein Haupt auf den Arm gestützt, sah er lange Zeit starr und nachsinnend vor sich hin. Sein Gesicht hatte einen sichtlich veränderten Ausdruck. Melancholie und Trauer, welche ehemals in seinen Zügen lagen, waren einer nicht zu verkennenden Verdrießlichkeit und herausfordernden Entschiedenheit gewichen, und es schien als gewinne nach und nach ein energischer, entscheidender Gedanke bei ihm Raum, der unfehlbar für seine Zukunft von Bedeutung werden sollte.

„Ja, ja," sprach er in leisem Selbstgespräche vor sich hin, „ja, ich muß mich aufraffen, muß das alte und veraltete Leben abschütteln, — ich muß ein neuer Mensch werden! Das erhebende und beseligende Streben, welches damals meine Seele durchdrang und mich zu den schönsten Thaten begeisterte, als ich die Universität verließ und mich eltern- und geschwisterlos in die Fremde stürzte, dieses Streben ist in seiner vollen, frischen Jugendkraft untergegangen, kaum daß ich noch die Früchte, mich an allem Schönen und Erhabenen mit kindlicher Lust zu erfreuen, für spätere Zeiten retten konnte! Ja, du süße, selige Freude, rein und erhaben wie ein Gotteshauch, wie ein nie erschwächender Strahl der Wonne, du sollst mir die Pforte zu der verlorenen Glückseligkeit der Jugend wieder erschließen helfen, — sollst mich auf die Bahn des Lebens leiten, wohin mich Kunst und Wissenschaft und Humanität führen! Wohlan, ich fühl's in tiefinnerster Seele, daß ein neuer Morgen tagt, der mir eine bessere Lebensrichtung verheißt, als bisher! Fort, fort — aus diesen traurigen, beengenden Verhältnissen, — frei und frisch das dargebotene neue Leben ergreifend, will ich von nun an mit ganzer Seele am Bau meiner Zukunft und, soweit ich's vermag, auch am Heil und Wohlergehen meiner Mitmenschen arbeiten, — eifrig arbeiten," wiederholte er mit einem Anflug von Freudigkeit, „denn ich habe noch viel — sehr viel nachzuholen!"

Er hielt inne; — ein schmerzlicher Gedanke hatte den lebhaften Strom seiner Betrachtungen durchkreuzt. Nach einer Pause fuhr er mit einiger Wehmuth fort:

„O süßer, seliger, jahrelang durchschwelgter Traum der ersten Liebe, — du hattest mir wenig Freude bereitet, obgleich ich mit hoffnungsstarker Seele an deinem berauschenden Gewebe hing! — Ich werde dich abschütteln müssen, — ich werde nicht anders können, als dich mit blutendem Herzen der Erinnerung zu überliefern, die mir das schmerzliche Gefühl der Täuschung zurück läßt! — Antonie, — liebe, sehr verehrte Antonie — wer hätte das denken sollen, als wir uns vor einigen Jahren zum ersten Male begegneten und ich seitdem hoffnungstrunken deinen Schritten folgte und treu wie ein Schatten bei dir weilte, — daß einmal ein Tag kommen könnte, an welchem ich die Stunde verwünschen möchte, in welcher du den Zauber der Liebe in mein junges Gemüth gegossen hast! Aber es muß sich entscheiden — jetzt oder nie! — Länger kann ich diesen Zwiespalt in mir nicht mehr ertragen, dieses Hoffen und Zweifeln, dieses Bangen und Leiden. — Es war ein so süßer Traum! Wie glücklich wäre ich an deiner Seite geworden, holdes Mädchen, — wie reich, wie unendlich reich in deiner Liebe! — Mit wonneseliger Sorgsamkeit hätte ich deine Tage bewacht und wäre eifrigst bemüht gewesen, jedes trübe Wölkchen davon abzuhalten. Auf den Händen hätte ich dich getragen, damit du mir recht lange erhalten geblieben wärest und keine Dornen deinen Lebenspfad erschweren konnten. Aber ach, — du liebst mich nicht, — du hast mich nie geliebt, — — du weißt vielleicht nicht einmal, wie ich schon um dich gelitten habe. — — — — Fort, fort, ihr weichen Gedanken," fuhr er mit einem Male aus seiner melancholischen Stimmung auf, „fort, fort, — ich habe meinen Entschluß gefaßt, — es muß anders werden, — ich will mit festem Muth eine Zwangsjacke zerreißen, die mir so leicht das Hochzeitskleid werden konnte, wenn sie ein Herz für mich gehabt hätte. — Aber rasch, rasch — jede Minute ist kostbar und werth, daß sie für mein Vorhaben verwendet werde! — — — Soll ich mir erst Gewißheit verschaffen, ob ich vergeblich gehofft,

ob ich noch nie von ihr geliebt wurde? — — Nein, nein, die Sängerin warnte mich vor einem Korbe — — der — mich — lächerlich machen würde; vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nach dem Ausspruch eines großen Mannes nur ein Schritt. — Weil mein Herz erzitterte, sollte ich ihr daraufhin unentschlossen begegnen? — — — Was kann aber die Sängerin dabei haben, mich so eindringlich vor ihr zu warnen? — Sie kennt Antonie — und diese muß auch sie kennen — näher kennen, — ich entsinne mich dessen jetzt, denn als ich bei der ersten Gastdarstellung der Sängerin, durch ihren wunderbar ergreifenden Gesang entzückt, aus dem Theater kam und mit Antonie von ihr sprach, da wurde sie still und sichtlich verlegen. Es fiel mir damals auf, — ich achtete aber nicht weiter darauf, da sie Kopfweh vorschützte und bald nachher das Zimmer verließ. — — Ohne auf die Beziehungen beider Damen näher einzugehen, halte ich treu an meinem Entschluß, frei und fest und mit aller Willenskraft ein neues, heilsameres Leben als das bisherige zu beginnen. Ich gehe nach Sonneberg! Es wird mir für die ersten Tage und Wochen — und Monate zwar manche bittere Wunde schlagen, aber ein freier Mann fürchtet die Gefahren nicht und überwindet die Gefühlsschwächen durch ein fleißiges Streben und Schaffen. Dort, in dem stillen Gebirgsstädtchen wird mir Alles neu und ungewohnt sein; — ich werde mich in Vieles finden, was mir unbequem und vielleicht auch lästig ist; aber ich werde es können, weil ich den festen, ernstlichen Willen habe, einem bestimmten Lebenszwecke zu dienen und das unsichere Wanderleben aufzugeben. Es wird mir Zeit und Muse bleiben, den Wissenschaften obzuliegen oder meine literarischen Arbeiten wieder aufzunehmen; — mit mehr Eifer, mit mehr Klarheit und mehr Freiheit. Es klebt alsdann nicht mehr wie ein drückender Alp an meiner frohen Stimmung, an meinem Schaffen und meiner ganzen Lebensrichtung. Vielleicht geht doch noch der schöne Jugendtraum in Erfüllung, von welchem damals, als ich die Hochschule verließ, mein Herz so sehr erfüllt war, der mich zwar bisher noch nicht verlassen hat, der aber durch Antonie weit, weit in den ungewissen Hintergrund

gedrängt worden war. Ach, ich hätte ihn ja so gern dem Besitze des lieben, seelenvollen Mädchens geopfert, — — aber das Schicksal hat es anders gewollt; — — wohlan, vielleicht werden meine Jugendträume wahr, mein Talent findet den gewünschten Anklang und mein Name erlangt die so süß geträumte Unsterblichkeit! — Wie Gott will!" rief er sich erhebend, mit einem tiefen Seufzer, „mit festem Muth gehe ich dem Kommenden entgegen, geschieht es zunächst auch mit brechendem Herzen!"

Dieses Selbstgespräch zeichnet so ziemlich den Seelenzustand unseres Helden, welchen die Begegnung mit der Sängerin Josephine Goldbeck zu einem thätigeren Streben angespornt hatte. Ihre spöttelnde Bemerkung über Antonie steigerte den nun einmal erwachten Vorsatz, seinen Verhältnissen eine bessere Wendung zu geben.

Ein glückliches Zusammentreffen sollte seiner Absicht auf halbem Wege entgegengehen. Die Glücksgöttin hatte bei seiner Zurückkunft bereits das Nöthige vorbereitet, — es bedurfte nur den redlichen festen Willen seinerseits, auf der einmal betretenen Bahn weiterfort zu wandern; er sollte, er mußte ihn zum Sieg führen.

Er betrat in demselben Augenblick das Reitzler'sche Haus, als der Ulanenrittmeister Arthur von Goldbeck die Wohnung des Malers verließ. Es traf sich daher, daß sich beide auf der engen Treppe, die zum ersten Stockwerke führt, begegneten. Roderich Wilhelmi fuhr, von einer bangen Ahnung bewegt, erschrocken zusammen, als er des Officiers ansichtig wurde.

„Das war jener Gardeofficier, den ich so oft nach der Wohnung meiner Angebeteten gehen sah," dachte er im Gefühl schmerzlicher Wehmuth, indem er sich an dem Treppengesimse hielt und den Officier in halbdunkelnder Hausflur verschwinden sah. „Auch das noch! — Darum ihre Kälte, ihr abstoßendes Wesen! — Oh, daß ich erst heute klar und hell sehe — erst heute, nachdem ich ihrer undankbaren Gesinnung gegen mich

eine volle Jugendzeit geopfert habe! — Doch fort, fort — vorwärts!" unterbrach er den Strom seiner wehmüthigen Gedanken, und während er nach seiner Dachwohnung hinaufstieg, dachte er bei sich:

„Gut, daß ich auch diesen noch einmal wieder gesehen habe; — diese Begegnung macht mich muthiger und läßt mich mit mehr Selbstgefühl mein Vorhaben durchführen. — Denn es thut weh, recht weh, — und schneidet tief in unsere Seele ein, so einem viele Jahre hindurch geliebten Wesen für immer „Lebewohl" zu sagen!"

Er war in seiner armseligen Dachkammer angelangt. Mit schwermüthigem Herzen und umflortem Blick sah er sich in derselben um, noch ehe er ablegte und die auf dem Tisch gelegene Visitenkarte beachtete.

„Zum letzten Mal heute und alsdann fort in ein neues, frisches, hoffnungsvolles Leben!" rief er mit jubelnder Stimme. „Das schöne lebensvolle Ziel soll mir den Abschied leicht und die bittere Täuschung den süßen Traum der Liebe vergessen machen. — — Sei mir gegrüßt, du liebe blaue Himmelsluft," fuhr er dann an's offene Fenster tretend, fort, „wie erquickest du meine Seele, — wie stärkst du mein Gemüth! — Ade, ade, du alter Stadttheil mit deinen finsteren Dächern, deinen rußigen Schornsteinen! So oft habe ich in trüber, trauriger Stimmung über euch hinweggeschaut, an dem geschmacklosen Thurme der Hedwigskirche vorbei nach den fernen blauen Bergen, nicht ahnend, daß ich in ihnen einstmals ein neues Leben beginnen und den verlorenen Frieden wieder finden sollte. — Ade, ade, du alte traurige Umgebung, Taubenschlag, Dachkammer und Schornstein — wer weiß, wann wir uns wiedersehen!" — —

Bei den letzten Worten war er vom Fenster nach der Mitte der Stube getreten; sein Blick fiel auf den Tisch und auf die daraufliegende Karte.

„Doch, was seh' ich, — ein Besuch — der mich nicht antraf und seine Karte zurückließ. — Ah — Dr. Canden, Medicinalrath — der Leibarzt des Regenten. — — — — Guter, vortrefflicher Mann, was führt dich zu mir herauf? Wie lange,

lange haben wir uns nicht gesehen! — Ja, ich bin euch, ihr lieben Brüder, untreu geworden! Nicht in der Gesinnung — nein — nein — gewiß nicht, — aber ich habe euren Tempel nicht mehr besuchen, — euren erquickenden Umgang nicht mehr genießen und die segensreiche Freude eurer Freundschaft und Liebe nicht mehr theilen können! O, wie bedaure ich mich!“ rief er die Rechte krampfhaft an's Herz drückend, „hätte ich doch nie euren Umgang entbehrt, nie euer Streben und Wirken vernachlässigt. Aber ich werde das Versäumte nachholen. In Sonneberg findet sich eine Loge und dort bin ich mein eigner Herr, um mit ganzer Seele und ungestört den herrlichen, göttlichen Ideen der Maurerei zu leben. Sie sollen mir die echte, rechte Zerstreuung bieten, in ihnen und durch sie finde ich den einzigen Ersatz für dasjenige, welches mir durch Antonie verloren geht. — Verloren geht,“ wiederholte er mit schmerzlichem Ausdruck und unverkennbarem Ueberraschen, „verlieren kann man doch nur dasjenige, was man besessen! — — War sie mein, — besaß ich ihr Herz, — ihre Liebe — — ihre Freundschaft, — ihr Vertrauen? — — Einmal, wie das andermal, immer dieselbe kalte, abstoßende, — dabei aber stets doch liebevolle Nachbarin — — — habe ich ein Recht mich über sie zu beklagen? — Hat sie nicht Wort gehalten in Allem, was sie mir versprach? — — Hahaha,“ unterbrach er sich bitter lachend, „ja, sie hat Wort gehalten! — — denn sie hat mir nicht Nagel groß versprochen! — Ja doch, einmal — ach, wie glücklich machte mich das damals, — einmal sagte sie, als ich meine alte abgetragene Halsbinde mit eigner Hand zu flicken begann, „Herr Wilhelmi, Sie müssen eine neue Halsbinde haben, ich werde Ihnen für eine sorgen, — an Ihrem Geburtstage — der ja bald ist — sollen Sie von mir, Ihrer treuen Freundin, eine bekommen!“ — — — Ach, das war das einzige liebe, herzige Wort, das sie mir jemals sagte, — — und ich armer Thor knüpfte die schönsten, wonnigsten Hoffnungen daran! — Mein Geburtstag kam — ich hatte nicht vergeblich auf ihre liebe Aufmerksamkeit gehofft, — sie hielt Wort. — — — Es wird mich einen harten Kampf kosten, von ihr zu lassen, —

aber — es muß geschehen. — Ich gehe hinüber! — Ich gehe hinüber!" wiederholte er bitter lächelnd, „wenn auch, wie die Sängerin sagte, um mir einen Korb zu holen!"

Eben im Begriff nach der Stubenthüre zu eilen, um sich zu seiner liebenswürdigen Nachbarin zu begeben, wurde er durch ein eigenthümliches, ihm aber nicht fremdartiges Anklopfen in seinem Vorhaben gestört. Diese echt maurische Anmeldung erregte bei ihm ein Gefühl von Rührung und Freude, denn so lange Zeit war ihm eine derartige Begegnung nicht zu Theil geworden, und jetzt, entschlossen einen höchst wichtigen und bedeutsamen Schritt zu thun, sollte sie ihn davon abhalten, um ihn vielleicht vor einer Lächerlichkeit zu bewahren.

Ja, in den ernstesten und wichtigsten Ereignissen des menschlichen Lebens kann man sich lächerlich machen, nirgends wohl aber so leicht, als bei einem Liebesgeständnisse, wenn schmachtende Liebe auf der einen und befremdendes Ueberraschen auf der anderen Seite obwaltet.

Roderich Wilhelmi muß daran gedacht und in Erwägung gezogen haben, daß ein solcher Schritt der reiflichsten Ueberlegung werth sei, denn er fühlte sich durch die Unterbrechung nicht eben sehr unangenehm berührt und rief, indem er seinen Hut wieder abnahm und eilig einige Papiere auf dem Tisch in Ordnung brachte, ein äußerst wohlwollendes „herein," — wie es etwa einem Ministerpräsidenten beim Empfang eines verdienstvollen Untergebenen schön gestanden haben würde.

Es öffnete sich die Stubenthüre und ein gesetzter Mann von mittlerer Größe und in den Fünfzigen trat, ihm freundlich die Rechte entgegenstreckend, auf ihn zu. Es war der Leibarzt des Regenten, Medicinalrath Dr. Canden, Meister des Stuhls in der bedeutendsten Loge des Landes.

„Herzlichen Brudergruß!" sagte Dr. Canden eintretend.

„Freundlichen Willkomm, ehrwürdigster Meister," antwortete Roderich Wilhelmi. „Ich habe zu meinem Bedauern gesehen, daß Sie heute schon einen vergeblichen Gang wegen mir machten. Soeben erst bin ich zurückgekehrt. — Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

„Ich werde mich setzen. — Sie wohnen sehr hoch, — in meinem Alter hat man die Behändigkeit und Ausdauer verloren, welche uns in jüngeren Jahren bei derartigen Unternehmungen sehr wohl zu Statten kommt.“ —

Dr. Canden hatte Platz genommen. Wilhelmi that ein gleiches, während jener eine silberne Dose hervorholte, mit aller Bedächtigkeit eine Priese nahm und dann zu reden begann:

„Ich komme heute als Stuhlherr der hiesigen Loge mit zwei Bitten zu Ihnen und rechne dabei auf Ihre echt brüderliche Gesinnung.“

„Wenn es in meiner Kraft steht, Ihren Wünschen zu dienen, so dürfen Sie schon im Voraus gewiß sein, daß ich Alles aufbieten werde, denselben mit größter Pünktlichkeit zu begegnen.“

„Ich bin das von Ihnen überzeugt, lieber Herr Wilhelmi,“ entgegnete der Stuhlherr auf seine Bemerkung und fuhr alsdann fort:

„Zweier Aufträge habe ich mich zu entledigen; — obgleich sie eine und dieselbe Angelegenheit betreffen, behandeln sie doch zwei ganz und gar verschiedene Gegenstände. Es liegt in dieser Bemerkung scheinbar einiger Widerspruch. Dem ist jedoch nicht so, wenn ich Ihnen die Sache auseinandersetze. — Sie besuchten leider nur höchst selten den Bruderkreis und in letzter Zeit fast gar nicht mehr, — werden deßhalb auch von demjenigen Ereignisse keine Kenntniß haben, welches uns in nächster Nähe bevorsteht und die lieben Brüder unserer Loge im gegenwärtigen Augenblicke auf das Lebhafteste beschäftigt. Seit vielen Jahren lag es außer der Macht hiesiger Loge, wie das sonst wohl alljährlich zu geschehen pflegte, eine Schwesternloge abzuhalten. Sie wissen aus Ihren maurischen Erlebnissen, daß die Ansichten über die Berechtigung einer Schwesternloge sehr getheilt sind und man mit großem Unrecht in vielen Logen ein Mal für alle Mal diese Frage mit einem unwiderruflichen „Nein“ erledigt hat. Der brüderlichen Einheitsbestrebung hiesiger Loge ist es nun endlich gelungen, sich dahin zu verständigen, von jetzt an alljährlich eine Schwesternloge zu feiern und zwar in der schönen Zeit der Rosenblüthe, in festlich geschmücktem Tempel. „So

feiern wir denn morgen Abend das erste Fest einer Schwesternloge und nach den bis dahin vollendeten Vorbereitungen zu schließen, sind wir zu der Hoffnung berechtigt, daß dasselbe in jeder Hinsicht ein eben so würdiges, als auch unvergeßlich schönes werden und bei den Schwestern, wie bei den Brüdern den ungetheiltesten Beifall finden wird. Sie wissen, mein lieber Bundesbruder, daß wir solche feierliche Gelegenheiten niemals vorübergehen lassen, ohne mit brüderlicher Wohlthätigkeit einer armen unglücklichen Familie zu gedenken, — das heißt, einer solchen, die sich in jeder Beziehung auch unserer Theilnahme werth gemacht hat. Es gibt wohl kein Stand in der bürgerlichen Gesellschaft, der mehr Gelegenheit findet in die traurigen und oft so düsteren Verhältnisse der leidenden Menschheit zu blicken, als der des Arztes, — aber auch keiner, der häufiger getäuscht wird und dessen Bemühungen mehr mit Undank und Unerkenntlichkeit belohnt werden. So oft finden wir, daß Theilnahme schlecht angewandt, daß dargebrachte Gaben mitfühlender Menschen ohne Würdigung und heilsame Verwendung bleiben, daher ist Gutesthun so schwer und so oft mit ungeahnten Mißhelligkeiten verbunden. Aus diesen und ähnlichen Gründen hat die hiesige Freimaurerloge die Brüder Aerzte mit der Verwaltung des Armenfonds betraut und die Bestimmung getroffen, daß außerdem bei besonderen Festlichkeiten, die bei dieser Gelegenheit sich ergebenden Almosen sämmtlich einer einzigen, nach genauer Prüfung für würdig befundenen, armen Familie überwiesen werden sollen. Unser lieber Freund und Bruder Dr. Julius Vollenius, den Sie, wie ich höre, aus früherer Zeit her kennen, hat, durch ein unangenehmes Dienstgeschäft darauf geführt, die Bekanntschaft einer Ihnen befreundeten aber in den dürftigsten Verhältnissen lebenden Familie gemacht und diese unserer Hilfe dringend und warm empfohlen. Ich habe Sie, mein lieber Bundesbruder, als einen ebenso gewissenhaften als rechtlichen, als einen ebenso weichherzigen als charaktervollen jungen Mann kennen gelernt, auf dessen Aussage ich in vorliegendem Falle um deßwillen großes Gewicht legen muß, weil Sie die einzige Persönlichkeit sind, die vielleicht zuverlässige Mittheilung

über die Lage dieser unglücklichen Familie geben kann. Sie wohnen in Miethe bei Frau Habermehl, — ihr gilt meine, d. h. unsere Theilnahme. Daß unsere Unterredung für alle Fälle ein Geheimniß bleibt, — ja bleiben muß, versteht sich von selbst, und habe ich hierbei Ihnen gegenüber nicht erst eine tiefe, gewissenhafte Verschwiegenheit anzuempfehlen. — Unser lieber Bruder Vollenius hat gestern als Anwalt eines hartherzigen Geschäftsmannes gerichtlich gegen die arme Frau verfahren müssen, und bei dieser Gelegenheit einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in die traurigen Verhältnisse derselben geworfen; sofort aber der Armencommission unserer Loge die geeignete Anzeige gemacht und gebeten, wir möchten der Familie Habermehl den ganzen Almosenertrag unserer Schwesternloge überweisen. Wir haben diesen Antrag geprüft und einstimmig beschlossen, der armen Wittwe, sobald sie nach eingezogenen Erkundigungen würdig befunden wird, in der beantragten Weise zu gedenken. — So bin ich nun bei Ihnen, um von Ihnen — der Bruder dem Bruder gegenüber — Näheres über die Verhältnisse Ihrer Nachbarin zu hören. — Dies ist die erste Bitte, welche ich an Sie richte."

„So sehr mich das mir geschenkte Vertrauen ehrt, ebenso sehr freut es mich, daß ich in der Lage bin, Ihrem Wunsche zu entsprechen," begann Roderich Wilhelmi, als Dr. Canden innehielt und, während er eine Prise nahm, auf die Entgegnung des jungen Schriftstellers zu warten schien. „Leider bin ich aber nicht in der Lage, über die früheren Verhältnisse dieser vortrefflichen Frau Näheres mittheilen zu können. Ich habe sie niemals darüber sprechen hören. Ein geheimnißvoller Schleier ist über die Vergangenheit dieser Familie ausgebreitet. Ich kenne sie schon seit einigen Jahren und habe sie während dieser Zeit in jeder Hinsicht achten und ehren gelernt. Die einzige Tochter der kränklichen Wittwe ist eine vorzügliche Clavierspielerin; in ihrer Hand lag bisher allein die Erhaltung der kleinen Hauswirthschaft. In manchen Zeiten war ihr dies leicht; sie hatte zahlreiche Schülerinnen und durch ihr herrliches Talent auch einen ziemlich sicheren Verdienst. Das änderte sich jedoch

durch allzuhäufigen Aufenthaltswechsel, hauptsächlich aber durch die langjährige Krankheit der Mutter; — so kam es denn, daß diese kleine Familie immer mehr zurück kam; die Zahl der Schüler wurde kleiner, die Einnahmen geringer — unzureichend, wenngleich das fleißige Mädchen mit allem Eifer bemüht war, in seiner freien Zeit durch feine Handarbeiten noch einige zum Leben durchaus nothwendige Groschen zu verdienen. So stehen die Verhältnisse im Augenblick. Die hochherzigen Brüder erbarmen sich einer armen, unglücklichen Wittwe, die unter Krankheit und Kummer ihre Lebenstage fristet und deren Tochter kaum noch zu erschwingen vermag, was für den täglichen Lebensunterhalt durchaus unentbehrlich ist."

„Ihre Schilderung legt uns recht ans Herz, dieser Frau unsere Fürsorge angedeihen zu lassen," sagte Dr. Canden, „unbegreiflich erscheint mir übrigens, daß sich die Wittwe oder deren Tochter nicht schon längst wegen einer Unterstützung an ein menschenfreundliches Institut gewendet oder den Armenarzt beansprucht hat. Ich bin überzeugt, hätten sie ihre Lage einem theilnehmenden Herzen, namentlich einem würdigen Geistlichen anvertraut, schon längst wäre Rath und Hilfe geschafft worden und nimmermehr wären sie einem erbarmungslosen Juden in die Hände gefallen, der gestern ohne Rücksicht und Gnade einen Theil ihrer Habseligkeiten zur Zwangsversteigerung bringen ließ." —

Die augenfällige Verwunderung, mit welcher Roderich Wilhelmi die eben gemachte Mittheilung hinnahm, überzeugte den Stuhlherrn alsbald, daß jener noch keine Kenntniß von dem traurigen Schicksal hatte, welches in den letzten Tagen die Wittwe heimgesucht und in seiner unmittelbaren Nachbarschaft von ihm unbemerkt, so vielen Kummer verursacht hatte. Mit richtigem Blick überschaute der menschenkundige Arzt die Verhältnisse und war alsbald überzeugt, daß er es hier mit einer wirklich hilfsbedürftigen Familie, die zu den sogenannten verschämten zu zählen sei, zu thun habe. Still und verborgen vor den Späherblicken der Welt, die mit bösem, schonungslosem Urtheil sogleich bei der Hand ist, haben sie, Mutter und Toch-

ter, in demüthiger Geduld ihr herbes Schicksal ertragen; unbekümmert darum, daß vielleicht schon der erste Versuch, ihre traurige Lage einem theilnehmenden Menschenherzen zu erschließen, mit der reichlichsten Hilfe gekrönt werde. Selbst ihr nächster und einziger Freund, der schon durch seine aufrichtige Theilnahme an Allem was sie betraf, ein Anrecht an ihr Vertrauen hatte, ahnte nicht die oftmals verzweifelte Lage seiner mütterlichen Freundin, ahnte nicht, daß, während er schlaflose Nächte hindurch in Liebesweh trauerte, im daran stoßenden Zimmer, nur durch eine dünne Wand geschieden, ein heißgeliebtes Wesen wegen schweren Sorgen und Kümmernissen nicht zum Schlaf kommen konnte und unter Thränen und Seufzer qualvolle Stunden verbrachte. — Und was hätte er helfen können? — Nicht viel, — aber er hätte geholfen. War er ja schon einmal der armen Frau wie ein Engel erschienen, als er sie nach langem Suchen wiedergefunden hatte und Antonie an einer schweren Krankheit darnieder lag. — Bezahlte er ja nur aus freien Stücken und nur aus reinem Mitgefühl einen so übermäßig hohen Miethzins und begnügte sich mit der spärlichen Kost seiner Vermietherin, für deren Preis er einen ganz andern, bessern Tisch hätte erlangen können.

Wilhelmi war in der That durch des Doctors Mittheilung auf das Höchste überrascht, nicht etwa darüber, daß ihm von einer der Frau Habermehl ganz fernstehenden Seite dieselbe gemacht wurde, sondern einzig und allein, weil sich mit einem Mal ein Ereigniß in seine Erinnerung drängte, das ihm das Blut erhitzte und ihn vielleicht als Urheber jenes letzten Unglücks der Wittwe Habermehl erscheinen ließ.

„Ein erbarmungsloser Jude, — Zwangsversteigerung,“ — wiederholte Roderich Wilhelmi in gedehnten Sätzen, indem er tief Athem holte und sich voll ängstlicher Spannung gegen den theilnehmenden Freund vorbeugte. „Kennen sie den Namen jenes Juden?“ fragte er dann hastig.

„Nein, ich hätte mich nach ihm erkundigen sollen,“ gab Dr. Canden zur Antwort. „Unser geliebter Bruder Vollenius ist in allen Rechtsfällen sein Anwalt, — ich glaube deßhalb an-

nehmen zu dürfen, daß es kein gewöhnlicher Wucherer war, welcher sich mit der geringen Habseligkeit der armen Frau auf so unwürdige, auf so unmenschliche Weise bezahlt machte. — — Doch wir sind Freimaurer, mein lieber Bruder. Jedes vorlaute, einseitige Urtheil entehrt uns, — es ist eines wahren Maurers unwürdig. Wir müssen zunächst erst die näheren Umstände und Beweggründe, die Verhältnisse des Gläubigers und die Länge und Größe seiner Ansprüche näher kennen lernen und prüfen, ehe wir urtheilen. Er ist vielleicht nicht so ganz im Unrecht, — und wird bei näherer Beschauung unserer Nachsicht und Milde nicht ganz verlustig sein. — — Ja, Nachsicht und Milde, das sind die beiden Herzensströmungen, vermittelst welcher wir die Schwächen und Verirrungen unserer Mitmenschen beurtheilen und ihr Thun und Lassen prüfen sollen! Es ist eine schöne Tugend — eine so heilige Maurerpflicht — Milde und Nachsicht zu üben, daß wir niemals unterlassen sollten, überallhin ihren Segensbalsam zu streuen. Wie viel Ungemach, wie viel Zerwürfniß, wie viel Groll würde der Menschheit erspart werden, wie viel Ungerechtigkeit und Vorurtheil würde ungeschehen bleiben, würden Nachsicht und Milde rechtzeitig und gewissenhaft bei der Beurtheilung unserer Nebenmenschen angewendet!"

Roderich Wilhelmi, zu sehr mit dem Unglück seiner theuren Freunde beschäftigt, hatte so zu sagen gar keine Aufmerksamkeit für die mit seelenvoller Wärme gesprochene Rede des Dr. Canden. Er hörte sie mit fremdartigen Gedanken an, denn in seinem Gehirn ward es klarer und klarer — — eine schwere, bedeutsame Anklage lag auf seinen Lippen.

„Sie wissen den Namen jenes Juden nicht," begann er mit ernster feierlicher Stimme; — aus seinen Augen blitzte so Etwas von herausfordernder Verachtung und seine Lippen zitterten krampfhaft als er fortfuhr:

„So ist's, — wie ich vermuthe, hochwürdigster Meister vom Stuhl! — ich irre mich nicht — — — leider mache ich zum zweiten Mal eine so traurige Erfahrung an einem Bruder Freimaurer."

„Wie — ich verstehe Sie nicht!"

„Es gibt gewisse Handlungen, die wir nie und nimmer bei unseren Nebenmenschen billigen können, für welche wir, auf welchen Standpunkt wir uns auch stellen mögen, niemals ein Wort der Nachsicht und Milde finden, wenn sie von Leuten begangen werden, die Humanität und Tugend auf dem Schilde führen; — Handlungen, die erst durch diejenigen gemein und nichtswürdig und verdammungswürdig werden, die sie begehen, begehen mit aller Absicht und Ueberlegung; — Handlungen, für welche selbst das nachsichtigste, gütigste und versöhnlichste Maurerherz keine Gnade mehr findet! — Eine solche Handlung liegt uns hier vor, — denn derjenige, welcher das Zwangsverfahren gegen die arme Wittwe Habermehl veranlaßte, ist ein Bundesbruder — — ist ein — Freimaurer!"

„Wie — was sagen Sie da! — nicht möglich!"

„Ist ein Jude — den Geld und Geldeseinfluß in die Bruderkette schmuggelten — dem aber mit Fug und Recht eine Stelle am ersten besten Galgen gehörte, in die Kette der unzählbar großen Anzahl gleicher Schurken! Fluch und Schande solchem Bruderherzen!"

Der junge Mann hatte in unbegrenzter Leidenschaftlichkeit gesprochen. Es hielt ihn nicht länger mehr auf dem Stuhl. Er war aufgesprungen und mit zornglühendem Gesichtsausdruck unruhigen Schritts einige Mal auf und niedergegangen. Es bedurfte einige Zeit bis er sich sammelte, um mit Mäßigung weiter fortzufahren.

„Hören Sie mich an, hochwürdigster Meister!" sagte er, vor ihm stehen bleibend. „Es schneidet mir tief, tief in's Herz, wenn ich daran denke, daß ich vielleicht, nach Ihren Mittheilungen zu schließen, willenlos das Unglück der armen Frau heraufbeschworen habe. — — Ich hatte lange Zeit Frau Habermehl nicht mehr gesehen, — ich traf sie hier zum ersten Mal wieder. Sie war damals noch gesund, aber ihre einzige Tochter Antonie, ihr Trost, ihre Stütze und Hilfe, lag an einem schweren Fieber danieder und mit ihr jeder Erwerb. Sie war zu jener Zeit ohne alle und jede Mittel und hatte auch nicht die Aussicht, welche zu erlangen. Die Noth war groß. — Ich

fand sie trost- und rathlos. — Was konnte ich armer Mann für sie thun? Ich reichte, was ich besaß. — Die lange, andauernde Krankheit der Tochter hatte die bedauerungswürdige Frau in große Schulden gebracht. — Gläubiger drängten, — die Noth wuchs mit jedem Tage. — — — Da ersann ich einen Ausweg, — ach, es sollte sie dieser in's Verderben stürzen. — Ich ertheilte damals den Kindern des Emanuel Altberger Clavierunterricht. Ein empfehlendes Schreiben meiner Loge hatte mir die Freundlichkeit und gütige Verwendung der hiesigen Brüder gesichert; — ihr verdanke ich meine meisten Schüler und Schülerinnen; — auch diejenigen im Hause des Herrn Emanuel Altberger, — Bruder des Freimaurer Leo Altberger. — — In Noth und Bedrängniß fühlt sich der Maurer hilfesuchend zum Maurer gezogen. Wer kann ihm da, entbehrt er der Verwandten, näher sein als der Bundesbruder? — als derjenige Mitmensch, der durch gleiche Gesinnung, gleiches Streben, gleiches Lebensziel ihm am nächsten steht; — der durch das schöne Wort „Bruder" schon ein Recht zu seinem vollständigsten Vertrauen hat? Auch ich dachte so. — Die freundliche, schönthuende, glatte und gefällige Arten des israelitischen Bruders erweckte ohnedem schon mein Vertrauen; — ich war unerfahren genug und glaubte seinem betrügerischen Wesen. — Ja, jetzt habe ich zur Genüge erkannt, daß er nicht nur ein elender Wucherer, sondern auch ein durchaus nichtswürdiger Maurer ist, der nie und nimmer in den Bund der Freimaurer aufgenommen worden sei, wenn ihm nicht sein Reichthum dazu verholfen hätte. Denn sein Herz ist kalt wie Eis und hart wie Erz und seine Gesinnung ist wie die eines verstockten Bösewichts, der der Welt gegenüber im Schafspelz einhergeht, heimlich aber demascirt wie ein reißendes Ungeheuer seine armen Opfer verschlingt. — Zu diesem würdigen Bundesbruder eilte ich und entwarf ihm in lebhaften Zügen ein Bild von der Lage meiner mütterlichen Freundin. Er ist reich — unermeßlich reich, — so dachte ich damals, — ist kinderlos und besitzt ein glänzendes Geschäft, was wird es dem Manne ausmachen, wenn er menschenfreundlich und echt maurisch handelt und einer armen, schwer heimge-

suchten Wittwe die rettende Hand bietet, indem er ihr ein Paar lumpige Thaler schenkt, — die ihm nichts weiter als eine geringfügige Kleinigkeit, aber für die arme Frau von unschätzbarem Werthe sind. So dachte ich, so mußte ich vom Freimaurer denken, den der Himmel mit einem so reichen Segen irdischer, vergänglicher Güter beglückt hat; aber ich täuschte mich sehr, — er wieß mich in schönen Redensarten ab und erklärte, für christliche Armen keine Mittel aufbieten zu können, da er nur für hilfsbedürftige Israeliten eine Unterstützung verabreiche. Schon diese, jeder echten Maurerei widerstreitende Ausrede und unwürdige Gesinnung gegen Andersgläubige machte mir diesen sogenannten Freimaurer widerwärtig, ward aber, als er mein Ersuchen, doch wenigstens der armen Wittwe ein kleines Darlehen gegen Verzinsung zu überlassen, nach einigem Zögern annahm, freundlicher gegen ihn gestimmt, wohl auch wieder in brüderlicher Gesinnung nachsichtiger und schonender. Er lieh gegen hohen Zins und eine Schuldverschreibung der Wittwe zwanzig Thaler; die genügten wenigstens die augenblickliche Noth zu stillen. — Die Zinsen waren vierteljährlich zu entrichten. — Nicht ganz ein halbes Jahr später wurde ich von dem Herrn Emanuel Altberger des Unterrichts bei seinen Kindern, enthoben. — — — — Ich habe seit der Zeit nichts mehr von der Schuld gehört; — bei Frau Habermehl mich danach zu erkundigen, fand ich nicht schicklich und so mag es gekommen sein, daß, als die ärmlichen Verhältnisse der Wittwe sogar eine Zinszahlung unmöglich machten, der Jude Freimaurer mit rücksichtsloser Härte und Unmenschlichkeit einschreiten und die ohnehin so geringe Habseligkeit der unglücklichen kranken Frau zur Zwangsversteigerung bringen ließ. — So hat meine für den Moment gebotene Hilfe in der Noth ein noch größeres Ungemach heraufbeschworen und die Sorgen der bedaurungswürdigen Familie nur noch steigern helfen. Meine Absicht war gut; — ich wollte eine arme Wittwe der Fürsorge eines reichen Maurers empfehlen, — habe sie aber leider der gehäßigsten Habgier eines schmutzigen Juden überliefert!"

Mit innerem Unmuthe war der Stuhlherr der Erzählung des Roderich Wilhelmi gefolgt. Ihm war nicht unbekannt ge-

blieben, wie sich derselbe Jude erst neulich an einem Bruder, dem Maler Lucas Berger, vergangen hatte, — wie er durch das energische Auftreten des wackeren Kessel in dem beabsichtigten Vorhaben gestört und schließlich gezwungen wurde, in dessen Bedingungen einzuwilligen. Er kannte zugleich auch die Gesinnungen des Leo Altberger, der seine Privatangelegenheiten auf's Gewissenhafteste von denjenigen des Geschäfts trennte und sich durch nichts in der Welt in diesem einmal festgesetzten Geschäftsgang beirren ließ. Dr. Canden war Hausarzt bei den reichen Juden Altberger, — er war sogar mit der Familie befreundet, — weßhalb er durch das eben Gehörte in eine doppelt unangenehme Situation kam und nicht recht wußte, wie er der durchaus gerechten Anklage des jungen Mannes begegnen sollte.

„Es ist nicht zu leugnen, daß Leo Altberger in einem sehr zweideutigen Lichte erscheint," begann er nach einer kleinen Pause, während welcher er mehrmals den Kopf verdrießlich hin und herbewegte, eine Priese nahm und alsdann in begütigender Weise fortfuhr:

„Sie haben bei der Firma Seligmann Altberger und Söhne das bewußte Darlehen gemacht und sind dadurch in den unhemmbaren Geschäftsgang dieses bedeutenden Bankhauses gerathen, in welchem freilich durch die Verwendung unseres Bruders Nachsicht und Milde hätte geübt werden können. Ich vertheidige keineswegs das Verfahren und werde auch auf's Genaueste nach dem näheren Thatbestand forschen. Es ist überhaupt noch eine Frage, ob Herr Leo Altberger Kenntniß von dem Zwangsverfahren hatte; und ist dies der Fall, so können wir, ohne ihn gehört zu haben, noch keineswegs ein endgültiges Urtheil fällen. — Sie, mein lieber Bruder, sind in Ihrer Entrüstung in den Aeußerungen etwas zu weit gegangen. Prüfen wir erst genau und mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, ehe wir ein verfrühtes und ungerechtes Urtheil sprechen. Besonders dem Bruder gegenüber vergesse man diesen Rath niemals! Ich gebe zu, daß Leo Altberger ein schlechter Freimaurer ist, trotzdem dürfen wir aber in unserem Urtheil gegen ihn nicht vorlaut und oberflächlich sein. — Es ist recht bedauerungswürdig, daß die arme Wittwe durch

Ihre gute Absicht einem Wucherer in die Arme geführt wurde; — hätten Sie doch damals gleich der hiesigen Loge den traurigen Fall vorgetragen, ich bin überzeugt, daß sich alsbald eine hilfreiche Hand geboten haben würde.

„Es war anfänglich meine Absicht," antwortete Roderich Wilhelmi, „als ich ihr aber mein Vorhaben mittheilte, erklärte sie mit aller Entschiedenheit nie und nimmer die Hilfe des Freimauerbundes beanspruchen zu wollen. Sie sagte dies in einer Aufregung, daß ich mich nicht enthalten konnte, nach ihrem Gründen zu forschen. Ich erfuhr, daß sie vor vielen Jahren durch einen angesehenen und hochgeachteten Freimaurer, der sogar Stuhlherr einer fremden Loge gewesen sei, aufs niederträchtigste hintergangen und um Ehre und um alle Lebensfreude betrogen worden sei. Mehr dürfe und könne sie mir nicht mittheilen; sie wolle aber von den Freimaurern und ihren guten Werken nichts hören; ihr hatte ein Glied dieser Genossenschaft Gift und Galle ins Dasein gegossen. Sie bat mich, nicht näher in sie zu dringen — mehr könne sie mir nicht sagen."

„Das klingt sehr seltsam, geheimnißvoll," sagte der Stuhlherr mit schmerzlichem Ernst. „Recht sehr zu bedauern sind solche Vorkommnisse; doch wir sind allzumal schwache Menschen und vergessen nur zu leicht die heiligen Pflichten des Maurers, und fallen den Leidenschaften mit all ihren Folgen in die Arme. Freilich ist man berechtigt, an den Freimaurern größere Forderungen hinsichtlich eines rechtschaffenen und tadellosen Lebens zu stellen, als man dies bei profanen Menschen gewohnt ist zu thun, denn er soll sich vor Allen zur höchsten und vornehmsten Pflicht machen, einen reinen, tugendhaften und unsträflichen Wandel zu führen. Das Urtheil der richtenden Welt trifft ihn härter und erbarmungsloser; — größere Schande, schärfere Verachtung wird ihm, wenn er den Pfad des Lasters betritt. Es ist dies begreiflich — sehr natürlich! — Aus denselben Gründen kommt die Welt aber auch zu leicht in Versuchung ungerecht und vorlaut gegen ihn zu sein, weil sie das näherliegende Vorurtheil leitet und ihr Urtheil danach bestimmt. Wer der öffentlichen Stimme Aergerniß gibt, sollte aus der

Bruderkette ausgeschieden werden, aber die öffentliche Stimme ist oft eine momentane, blinde oder berechnete Aufwallung, die nur zu oft in dem Herzen unwürdiger Voraussetzungen entstanden ist. Sie wechselt die Farbe, je nachdem der Wind geht, und richtet sich öfters nach dem Einfluß eines einzigen Menschen! Es liegt deßhalb sehr häufig außer dem Rechtsgefühl der Logen gegen einem Bruder mit Strenge zu verfahren, wenn auch schon längst die Welt das Urtheil über ihn gesprochen hat. Im Gegentheil, — es ist heilige Pflicht des Bruders, dem Vorurtheil mit aller Macht entgegen zu treten und den Ruf eines Beschuldigten, eines Verdammten mit maurischer Gewissenhaftigkeit zu wahren. — Doch wozu diese Betrachtungen, mein lieber Wilhelmi, gehen wir vielmehr zu dem Zweck meines Besuchs über. Ihre warme Fürsprache hat mir die Wittwe Habermehl aufs Beste empfohlen, ich werde Ihre Mittheilungen den lieben Brüdern der Armenkommission vortragen und meinen Antrag danach stellen. Sie wissen, daß es ein alter Gebrauch der hiesigen Loge ist, ihre besonderen und größeren Almosen verschämten Armen stets anonym zu übermachen. Wir wollen Niemand durch unseren Antheil verletzen, wir wollen uns keinen Menschen verpflichten. Es soll deßhalb auch der Wittwe Habermehl ein Geheimniß bleiben, von wem und durch wen ihr die kleine Summe geschenkt wurde, — die sich bei dem morgigen Feste ungewöhnlich hoch belaufen wird, da wir durch die großartigen Festvorbereitungen angezogen, auf einen sehr zahlreichen Besuch rechnen dürfen. Die in Aussicht gestellte Unterhaltung wird überhaupt für Alle eine so genußreiche sein, daß — von einer frohen, heiteren Stimmung geleitet, gar mancher Bruder einmal etwas tiefer, als sonst gewöhnlich, in die Geldbörse greift und mitten im Freudenstrom einer armen, kranken Wittwe in hilfreicher Liebe gedenkt. Verschiedene Künstler der Hofbühne haben uns ihre Leistungen zugesagt, und eben komme ich von meiner liebenswürdigen Patientin, der Sängerin Josephine Goldbeck, die uns morgen Abend durch den Wohlklang ihrer vorzüglichen Stimme entzücken wird."

Wir erlauben uns hier, im Interesse der Wahrheit, einzu-

schalten, daß bei dieser Mittheilung des Dr. Canden dem jungen Literaten auf einen Augenblick das Blut nach dem Kopfe schoß und eine heimliche Freude aus seelenvollem Auge blitzte. Da aber beides von dem wohlwollenden Stuhlherrn unbeachtet blieb, so lassen wir ihn ungestört in dem Strom seiner Rede fortfahren:

„Auch an Ihr Talent habe ich, im Auftrag der hiesigen Brüder, eine Bitte zu richten, und dies ist die zweite, von welcher ich redete. — Sie sind ein junges, strebsames Talent, das mir warm empfohlen ist und das zu unterstützen, wir für eine schöne Pflicht halten. Jedes höhere, bessere Streben findet seine bedeutsamste Unterstützung und Haltung in der Gelegenheit, sich frei und heilsam zu entwinkeln und seine Lebensgeister wurzeln in der Würdigung seiner Leistungen ebensowohl, als in der anregenden Anerkennung eines zahlreichen Auditoriums. Es ist daher in allen Zeiten ein eifriges Bestreben der Logen gewesen, ihre talentvollen und strebsamen Bundesglieder ganz besonders zu unterstützen, — sie in ihren Leistungen zu heben oder auch auf dieselben heilsam und bedeutungsvoll einzuwirken. Morgen Abend bietet sich für Sie, mein lieber Bundesbruder, eine seltene Gelegenheit dar, mit ihrem Talente vor ein gebildetes, für alles Schöne und Erhabene so leicht empfängliches Publikum zu treten, um mit einem Wurfe Ihren Namen bekannt zu machen."

„Sie setzen zu großes Vertrauen in meine geringen Leistungen," wendete Roderich Wilhelmi ein, noch etwas im unklaren über dasjenige, was der Stuhlherr von ihm forderte.

„Das Talent muß, bei aller Bescheidenheit, zugleich aber auch stählendes Selbstvertrauen besitzen," fuhr Dr. Canden fort. „Ohne sich zu überschätzen, dürfen Sie immerhin schon bei außergewöhnlichem Bestreben, auf die Anerkennung der Gebildeten Anspruch machen. Hier ist der Hebel Ihres Talents, bei vernünftigem Ehrgeize sogar die Beleberin Ihrer Leistungen. Das Genie muß heraus an die Oeffentlichkeit, muß in die kritisirende Welt treten, soll es Lust und Segen in seinem Schaffen finden! — Es ist ein alter Gebrauch der Logen, daß bei ihren vornehmsten Festen, talentvolle Brüder in gebundener Rede die-

selben verherrlichen helfen. Es ist unser Aller Wunsch, daß Sie morgen Abend die poetische Feier übernehmen und die gehobene Stimmung der Anwesenden, durch einen klangvollen Erguß Ihres Talents noch erhöhen möchten. — — Keine Einwendung, mein lieber Bruder, ich weiß die Zeit ist kurz und zu gering um eine größere Festarbeit zu vollenden, was wir aber von Ihnen wünschen, hat erstens keinen großen Umfang, auch ist nicht nöthig, daß es glänzt in allzuviel schönen und erhabenen Gedanken. Wählen Sie eine leichte, gefällige Form und weben sie in poetischer Weise die herrlichen Leitfäden maurischer Bestrebung hinein, und Sie werden unseren Erwartungen durchaus befriedigend entsprechen. Die wahre Maurerei tritt überall, weil sie das rein menschliche und stets das Beste will, bescheiden, aber doch zugleich auch mit Würde und Entschiedenheit auf. Behalten Sie diesen Gedanken fest und lassen Sie ihn durchblicken, wenn es den Fluß Ihrer poetischen Begeisterung nicht stört. Ueber allen maurischen Bestrebungen steht die Liebe als treue Wächterin und Leiterin unserer Handlungen; sie ist die Seele der Maurerei, das Herz im großen Bau der königlichen Kunst. Von ihr gehen die Kanäle und Lebensfasern der wahren Maurerei aus und entwinkeln die erhabensten Tugenden des menschlichen Daseins; sie treibt Früchte voll Segen und Heil und schafft Werke, ebenbürtig dem höchsten und herrlichsten, was jemals durch schwache Erdenbürger in's Leben gerufen wurde. — Wohlan, lieber Wilhelmi, fassen Sie diesen begeisternden Gedanken der maurischen Liebe auf, kleiden Sie ihn in ein gefälliges, poetisches Gewand und das schönste Gedicht ist fertig! — Nun wäre freilich noch zu berücksichtigen, daß wir eine Schwesterloge halten und dasjenige aus Ihrer poetischen Darstellung fern gehalten werden muß, was eigentlich nur in der gehörig gedeckten Loge verhandelt werden darf. Es ging daher zunächst der Wunsch des Festkomites dahin, Sie möchten einen Prolog dichten, durch welchen wir die Festloge eröffnen können. Zum Beispiel einen Gruß an die Schwestern.

„Seid mir gegrüßt ihr lieben Schwestern," —
nun, nun, was reimt sich darauf? — Oder

„Wir finden uns nach langer, langer Zeit
„Zum erstenmale wieder hier vereint, —
das sind schlechte Verse," unterbrach er sich lachend, indem er die Rechte des jungen Mannes ergriff und herzlich drückte, „habe mein Lebtag keinen einzigen vernünftigen Gedanken in einen respektirlichen Vers bringen können! — Ich überlasse das Ihnen, Sie werden uns schon etwas Tüchtiges bieten. — — Ferner habe ich Ihnen bei der Tafel den Toast an die Schwestern übertragen, was einem jungen, liebeflammenden Herzen nicht schwer fallen kann. — Ich denke, Sie schlagen ein, — mir gilt es hauptsächlich darum, Ihrem schöne Talente eine schöne Gelegenheit zur freien Entwicklung zu bieten, damit Sie sowohl aus der Dürftigkeit Ihrer Umgebung als auch aus der gedrückten Anschauung Ihrer Verhältnisse herauskommen."

Roderich Wilhelmi hatte stumm und nicht ohne innere Erregung der herzlichen Rede des würdigen Stuhlherrn zugehört. In seiner Seele entwickelte sich mit einem Mal ein vorher noch nie empfundenes Gefühl von Selbstvertrauen und Ehrgeiz, was ihn, obgleich die Zeit während welcher er seine Arbeit vollenden mußte sehr kurz war, für das ihm geschenkte Vertrauen lebhaft begeisterte. Mit eigenthümlich blitzendem Auge starrte er vor sich hin, und als Dr. Canden inne hielt und ihn durch einen maurischen Händedruck wiederholt aufforderte, die ‚zusagende Erklärung abzugeben, da rief er voll Begeisterung:

„Ich werde nach Kräften Ihrem, mich so sehr ehrenden Auftrage zu entsprechen suchen. — Bis wann muß ich Ihnen das Manuscript schicken?"

„Die Zeit ist kurz," antwortete der Stuhlherr, „wir dürfen uns keine überflüssigen Arbeiten machen. Ich dispensire Sie, Kraft der mir übertragenen Machtvollkommenheit, von der alten Regel, mir Ihre Arbeit zur Prüfung vorzulegen. Ich weiß, daß Sie weder etwas Anstößiges, noch etwas bringen werden, was unsere Festfreude in irgend einer Weise beeinträchtigt. Wozu also die hemmende Controle?"

„Gut, mich freut Ihr Vertrauen," sagte Wilhelmi. „So bitte ich Sie freundlichst, sich dem Vortrage meiner Dichtung zu unterziehen."

„Verstehe ich Sie recht? — Sie wollen unser schönes Fest nicht besuchen?“

„Ich werde wohl — —“

„Sie stocken, — welchen Anstand nehmen Sie?“

„Ein so armer Teufel, wie der Roderich Wilhelmi, hat kaum einen Zehrpfennig, geschweige einen Thaler für eine so gut besetzte Tafel, — kaum Geld für einen alten, schon einmal getragenen Rock, — wie sollte er zu einem Festkleide — zu einem Fracke kommen! — O Gott!“ so schloß er seine in schmerzlicher Stimmung geredete Einsprache, „o Gott, ich habe schon längst derartigen Annehmlichkeiten Valet gesagt!“

„Dem Uebel ist abzuhelfen,“ lenkte der Stuhlherr mit wohlwollendem Lächeln ein, „ich glaube Ihnen aus dieser Verlegenheit helfen zu können. Ich dachte mir, daß Ihre finanziellen Verhältnisse nicht eben sehr glänzend sind und Sie jetzt wegen Ihrer Uebersiedlung nach Sonneberg ohnedem außergewöhnliche Ausgaben haben, — ich bin daher bereit, Ihnen hundert Thaler zu leihen, welche Sie mir in Raten, oder auch wenn Sie wieder Honorar einnehmen, auf einmal bezahlen können. — Sie staunen mich so verwundert an! — Es ist mein voller Ernst. Sie wissen, die Vorsehung hat mich mit irdischen Gütern so reichlich bedacht, daß ich wohl schon auf längere Zeit eine so kleine Summe entbehren kann.“

„Sie bringen mich — —“

„Wozu zögern Sie?“ fiel ihm Dr. Canden ins Wort, „Sie zahlen mir, sobald Sie können, die Summe zurück und werden so in den Stand gesetzt, Ihre Garderobe zu vervollkommnen.“

„Sie haben nur allzurichtig meine Verhältnisse überschaut,“ begann Roderich Wilhelmi. „Meine Lage ist im Augenblick eine recht hilflose, doch hoffe ich für eine Sammlung Novellen ein anständiges Honorar zu bekommen, das mir etwas aufhelfen wird. — Gut, — da mir die Aussicht lächelt, daß ich vielleicht schon in aller Kürze Ihr liebevolles Darlehen heimzahlen kann, so bin ich so frei —“

„Abgemacht, — Sie erhalten noch heute hundert Thaler durch meinen Bankier. — Wir werden uns also morgen Abend —“

In diesem Moment entstand auf der Hausflur ein außergewöhnlicher Lärm. Es wurden in der lautesten Weise Worte gewechselt, die auf einen heftigen Streit schließen ließen. Dr. Conden hielt in seiner Rede inne und horchte auf. Wilhelmi hat dasselbe; und als mit einem Mal ein grellender, weithin schallender Schrei das leidenschaftliche Gerede unterbrach, da stürzten Beide in größter Besorgniß aus dem Zimmer, um sich versöhnend und schlichtend zwischen die Parteien zu stellen.

Zweites Capitel.

Es hat mir tief in's Herz geschnitten
Dein Weh und Ach so manche Zeit;
Wie hab' ich doch um Dich gelitten
So oft in stiller Einsamkeit
Wer aber kann, was längst vergangen,
Noch einmal neugestalten jetzt?
Ob auch ein sehnsüchtig Verlangen
Dein Herz in jene Zeit versetzt,:
Die Gegenwart mit ihren Sorgen
Verspricht Dir keinen beß'ren Morgen.
K. Wörle.

Unterdessen war auch in der anstoßenden Wohnung mancherlei vorgefallen, was für den Verlauf unserer wahrhaften Geschichte nicht ohne Bedeutung und Einfluß ist.

Dort hatte Wittwe Habermehl mit ihrer Tochter Antonie ein bescheidenes und anspruchloses Leben geführt und so manche dunkle Stunde vertrauert. Ja, vertrauert so manche Tage, freudlos und kummervoll, während Andere im sonnigen Schein der wiedererwachten Natur, welche die Knospen, Blätter und Blüthen in buntfarbigem Schmucke umherstreute, mit frohlockendem Herzen das wonneverkündende Frühlingsleben genoßen, während alles Düstere und Schmerzliche des Daseins weit, weit hinter

ihnen lag. Welch ein süßes, seliges Leidvergessen! — wenn die uns umschwärmende Frühlingswelt durch tausend und aber tausend Wunder berauscht und der Vögel munterer Gesang das fühlende Menschenherz in süßem Entzücken wiegt! Darum hinaus in die frische, freie Natur, in ihrem erquickenden Leben spricht ein ewiger Gott die mächtigsten, tiefdringendsten Trostworte und gibt uns Muth und Ausdauer auf der dornenreichen Lebensbahn zu wandern.

Wohl gibt es Verhältnisse und Schicksale, die so schwer und nachhaltig auf unser Leben einwirken, daß wir zuletzt für die Freuden der Natur, für ihre Reize, für ihre Segnungen abgestumpft und unzugänglich sind, und wir uns mit aller Willenskraft nicht mehr davon loszuwinden vermögen, weil jeder lichte Moment unser Daseins zugleich auch wieder im Trauerflor des Kummers erscheint. Die Freude muß hell und klar und unverfälscht erscheinen, soll sie das Herz beseligen und erquicken; sie weilt aber nur da, wo sie eine ungetrübte Aufnahme findet, wo eine heitere Stimmung weht und auf festem, fruchtbarem Boden ihre Blüthe rasch zur Frucht gedeihen kann.

Wer Wittwe Habermehl gesehen hätte — aber außer ihrer Tochter und Roderich Wilhelmi sah sie fast Niemand — wer sie gesehen hätte, würde alsbald herausgefunden haben, daß sie ein schweres, kummervolles Leben hinter sich hatte, daß sie in der Gegenwart mit vielen Sorgen kämpfen mußte, und sie nur mit sehr besorgtem Herzen in die Zukunft schauen konnte. Auf ihr Antlitz hatten Gram und erlittenes Schicksal frühzeitig schreckliche Spuren eingedrückt, denn sie war erst in den vierziger Jahren und mußte, nach den noch vorhandenen Merkmalen der sehr gealterten Gesichtszüge zu schließen, einstmals von blendender Schönheit gewesen sein, und damals durch das ihr sogar jetzt noch eigne feine, taktvolle, noble und reizende Benehmen gar manches Männerherz zu fesseln verstanden haben.

Wir finden sie schon seit geraumer Zeit kränklich, etwas aufgerichtet im Bette sitzen. Bett und Kleidung verrathen nur zu deutlich Armuth und Dürftigkeit. Die kranke Frau hat das hin-

tere Zimmer, die Tochter das vordere, größere, inne. Die Thüre zum Krankenzimmer steht gewöhnlich offen.

Schauen wir uns in der ärmlichen Wohnung etwas näher um, so tritt uns überall eine lautredende Mangelhaftigkeit der Einrichtung entgegen, die dem Beschauer unwillkürlich die Vermuthung aufdrängt, als hätten Noth und Nahrungssorgen dieselbe herbeigeführt; Antoniens Zimmer zeigte jedoch noch einigermaßen die fleißig schaffende Hand einer thätigen Jungfrau, die mit allem Eifer für die Erhaltung des geringen Besitzthums bedacht war. Ein altes Clavier, ein kleiner Tisch, einige Stühle und ein Kleiderschrank, das waren die Bestandtheile der Einrichtung; als Verzierung des Zimmers können wir hier nur einen unansehnlichen Spiegel und einige alte Portraits anführen. Das Krankenzimmer hatte in seinem engen Raum zwei Bettstellen aufgenommen, einen schweren Holzkoffer, ein Tischchen und zwei Stühle. Auch hier finden wir einige Portraits von sehr veraltetem Aussehen, die übrigens wenig zur Verzierung der alten grauen Wände beitragen können, weil sie von diesen nicht weiter abstechen.

„Was ist Dir, mein Kind?" redete Frau Habermehl ihre Tochter an, als diese sichtlich erregt ins Zimmer stürzte und sich erschöpft auf einen Stuhl niederließ. „Ist wieder ein Unglück passirt? — Ach, wir haben so viel schon erduldet!" —

„Wir haben es erduldet in Demuth nnd Gottesfurcht!" antwortete die Tochter nach einer kleinen Pause. „Wenn das Maß voll ist, dann wird unsere letzte Stunde schlagen; und wir, wir haben von der schönen Welt nichts weiter genossen, als das trügerische Phantasiegemälde, welches uns einmal ein empfängliches Dichterherz von ihr entworfen hatte."

„Versündige dich nicht," rief die Mutter mit schmerzlich bewegter Stimme, „mein Kind, meine theure Antonie, versündige Dich nicht an der Gnade des Himmels, die Dir sicherlich noch einmal eine bessere Zukunft bereitet."

„Die Gegenwart schmeckt bitter!" — entgegnete Antonie, „die Vergangenheit war stets herbe gewesen!"

„O, denke zurück, mein Kind, an die schönen, sonnigen

Tage Deiner Kindheit, — blicke zurück in den heiteren Blüthenmorgen Deiner Jugend."

„Tiefroth — und das nahende Verhängniß verheißend, ging die Sonne meiner Tage auf. Nur einmal — nur ein einziges Mal lachte sie mir auf meinen Dornenpfad, zwischen düsteren Schicksalswolken heraus; fast stechend und blendend leuchteten ihre wonnigen Strahlen und belebten, entzückten und begeisterten meine Seele, um sie mit ihrem Verschwinden namenlos unglücklich zu machen. — O, wie war ich so über und über glücklich! — übersprudelnd in Freude und Entzücken! Nun ist alles, alles vorbei! — Es lacht mir die Freude nimmermehr! Viele Monate lang trug ich im Herzen den wühlenden Kummer verborgen, bis mein schwacher Körper endlich erlag und ich in eine schwere, lebensgefährliche Krankheit verfiel und wochenlang phantasirte. Und wie viel Bekümmernisse, wie viel herbe Sorgen sind aus der schwarzen Nacht dieser langen Krankheit für uns erwachsen. Haben wir nicht in diesen Tagen erst eine Schuld aus jener Zeit mit unserem Herzblut — mit unserer Ehre bezahlen müssen?"

„Antonie! Antonie!" rief die Mutter mit bebender Stimme, sich noch mehr aufrichtend. „Was ist Dir, mein Kind? — in welcher Aufregung befindest Du Dich?"

„Ja, ja, — ich zittere vor Aufregung — so, daß ich mich kaum noch zu fassen vermag. — Das arme kranke Kind das sichtlich in seinem Todeskampfe liegt!"

„Die bedauernswürdige Mutter!"

„Doppelt bedauernswürdig, weil die gute Frau keinen Trost in ihren ehelichen Verhältnissen finden kann. Sie hing an dem Kleinen mit ganzer Seele, — er war ihre höchste Freude, ihre höchste Lust, er war das einzige Wesen, das sie in ihrer Hauswirthschaft noch fesseln konnte und das sie zuweilen wieder mit ihrem Ehegatten aussöhnte. Ach, mit dem lieben Kinde stirbt für sie Alles, Alles!"

„Auch dem guten Berger wird es ein harter Schlag sein," bemerkte Frau Habermehl, „er erzählte mir immer mit so inniger

Seligkeit von dem lieben Kleinen, daß man ihm so recht lebhaft abmerken konnte, wie unendlich lieb er ihn hatte."

„Nicht genug, daß mich der Todeskampf des Kindes so arg aufregte und traurig stimmte — — unsere unermüdliche Gegnerin Josephine Goldbeck ist eben gekommen, um dem Maler Lucas Berger einen Besuch abzustatten."

„Josephine Goldbeck! — hast Du recht gesehen?"

„Sie ist es — ja — ich habe sie gesprochen!"

„Ach, sie wird uns hier keine weitere Unannehmlichkeiten bereiten. — Fürchte sie nicht, — sie hat ein gutes Herz — die Josephine!"

„Fürchten!" rief Antonie bitter lachend, indem sie sich rasch und stolz erhob. „Fürchten! — ich mich fürchten vor einer Josephine Goldbeck! — ha, seit einer Stunde habe ich eine Ursache mehr, sie aus dem tiefsten Grunde meines Herzens zu verachten, — sie, die mit aller Absicht und mit boshaftem rachеglühendem Sinne darauf bedacht war, mich nicht nur um meine Ehre, sondern auch um mein Lebensglück zu bringen. Wie schwarze Rache durchwühlt es meine Seele, um mir Genugthuung für all die Schmach und Schande und all die thränenvollen, düsteren Stunden, die sie — nur sie allein mir bereitete, zu verschaffen!"

„Wie — habt ihr alte Geschichten wieder aufgerührt?" fragte die Mutter mit banger Hast.

„Nein — nein — die Thorheiten der Kindheit, und was uns damals entzweite, sie sind schon längst vergessen. Aus jener kindischen Eifersüchtelei und den damit verbundenen Neckereien ist nach und nach ein wildes, leidenschaftliches Feuer entstanden, welches seine unheilvollen Flammen tief in eines Jeden Leben wühlte. Ich bin der schwächere Theil, Mutter — — Josephine Goldbeck bleibt bei allem Unrecht doch die Sängerin! — Ich bin arm, — hahaha, der Arme hat niemals Recht!" fügte sie bitter lachend hinzu, worauf sie einige Male unruhig auf und nieder ging und alsdann ans Fenster trat und mit feuchten Augen in die Frühlingshelle blickte.

„Du hast wieder eine trübe, traurige Stunde, mein liebes

Kind, besänftigte die Mutter, „und das drückt mir schier das Herz ab. — — O, Gott! bei allem Weh und Leid, bei allem Dulden und Entbehren, auch noch den Jammer qualvoller Erinnerungsgedanken! — — Armes, unglückliches Kind! — — Es hat eine Zeit gegeben, in welcher ich Deinem Herzen näher stand, Antonie, — näher stand, als jetzt. Ach, das ließ mich so manche schwere Schuld vergessen, die mein Herz belastete. Trost und Freude ward mir bei Dir, — Liebe und Treue, Hoffnung und Lebenslust fand ich in Deiner Zärtlichkeit wieder, nachdem ich schon längst mit der Jämmerlichkeit des Erdenlebens gebrochen hatte. So warst Du in Deiner aufrichtigen Gesinnung und in Deiner munteren Laune mein höchstes Kleinod. Wie ist das mit einem Mal entsetzlich anders geworden? — Bist Du nicht sichtlich erkaltet? — Du bist mir eine treue, aufmerksame Pflegerin, — theilnehmend und aufopferungsfähig — aber in all Deinem Thun mangelt etwas, was eigentlich bei jeder guten That nicht fehlen darf und was ihr erst recht den höheren Adel gibt. Ich fühle den Mangel, der durch dieses Etwas herbeigeführt wird. — Sprechen wir ehrlich und offen, Antonie, Du bist nicht mehr das treue, von kindlicher Liebe erfüllte Herz, wie es mir sonst wohl anhing und wie es ehedem für mich lebte und strebte. Dein Herz ist erkaltet, — zwischen uns ist eine Kluft geworden, deren Entstehen und Ursache mir bis heute noch ein Räthsel geblieben sind. — Du bist so ernst, oftmals so düster und traurig gestimmt; — mir ist es nicht entgangen: Dich drückt irgend ein Kummer, der stets und unaufhaltsam an Deinem Frohsinn nagt. — Du hast mir verboten, seinen Namen zu nennen, ich soll Dich nicht an jene für Dich so hoffnungsvolle Zeit erinnern, und doch glaube ich berechtigt zu sein nach Thatsachen zu fragen, die so tiefen Eindruck auf Dich machten, die Dein Herz mir entfremdeten und Dich in Deinem Wesen so vollständig umwandelten, daß ich wohl annehmen muß, irgend ein düsteres Geheimniß habe sich verhängnißvoll über Deine Tage ausgebreitet. — Antonie, ich verlange Aufrichtigkeit von meinem Kinde."

„Aufrichtigkeit!" wiederholte Antonie mit einer so seltsamen

Betonung, daß es der kranken Frau tief ins Herz schnitt. „Es ist nicht gut, wenn wir dieses Gespräch noch weiter fortführen. Ich bin erregt, — mein Herz zittert noch über dasjenige, was ich vorhin hören mußte, — wie leicht gerathe ich da in Wallungen, die mich diejenigen Schranken vergessen lassen, die mir Kindespflicht und Liebe einzuhalten gebieten. Bei Gott, meine Mutter! ich fürchte diesen Moment gegenseitiger Erklärung — denn zwischen uns walten dunkle, bedeutsame Geheimnisse, — die einmal gelüftet, von großem unberechenbarem Einfluß werden können. — Fordere mich nicht heraus, meine Mutter, — rechne alles dasjenige, was Du an mir auszustellen hast, jenem Etwas zu gut, welches zwischen Mutter und Tochter eine verhängnißvolle Kluft geschaffen hat. — Ja, ja, ich fühl' es selbst und hab' es mit Schrecken und Entsetzen wahrgenommen, daß in meinem Herzen jenes reine, lautere Gefühl der Kindesliebe nicht mehr wohnt und ein daß Entfremden darin Platz genommen hat, das von Trauer und Schmerz fortwährend umsponnen wird. Ich bedaure Dich, meine Mutter, — ich bejammere mich, daß es so ist. — O Gott, es ist entsetzlich, an sich selbst irre zu werden! — Meine Thränen sind versiegt, und doch machte das kränkende, herausfordernde Benehmen der Josephine Goldbeck mein Auge wieder feucht!"

„Beruhige Dich, mein Kind, es wird bald der Tag der Aufklärung kommen," sagte die Mutter mit unterdrücktem Schmerz. „Wenn sich meine Augen schließen, dann wird sich für dich alles erklären, was dir jetzt noch — um meinetwillen — ein Geheimniß bleiben muß."

„Um Deinetwillen!" wiederholte Antonie gegen das Krankenbett tretend. „Um Deinetwillen hättest Du mir die Augen öffnen und mit mir über Stand und Abkunft klar reden sollen, damit nicht von fremder Seite der Saame des Mißtrauens in das Gemüth des Kindes gestreut werden konnte. — Darin liegt eben die Quelle meiner Qualen, denn aus ihr sind meine schweren, traurigen Stunden gestiegen; aus ihr entwickelte sich meine Kälte gegen Dich, mein Mißmuth über unsere — selbstverschuldete — traurige Lage!"

„Antonie!"

„Der Leidenschaften Strom ist losgebrochen; — das unter Qualen zurückgehaltene Geheimniß meiner Leiden tritt nun vor Dich, nicht drohend und herausfordernd oder gar Rechenschaft verlangend, sondern als eine Rechtfertigung für dasjenige, was Du selbst ein herzloses und liebloses Benehmen meinerseits nanntest. — Hättest Du mich nicht über meine Abkunft im Unklaren gelassen, ich wäre nie mit so stolzem Sinn Anderen begegnet, um mit einem Schlage niedergeschmettert zu sein."

„Dein Vorwurf trifft mich schwer, meine Tochter!" sagte die Wittwe, indem sie sich ermattet zurücklegte. „Ach, ich suchte Dein mit einem Mal verändertes Wesen in ganz anderen Beweggründen! — Wie konnte ich mich so täuschen! — Vielleicht hätte Dein sonst so weiches Herz Mitleid und Gnade für die schwere Schuld der Mutter gehabt und sich nicht mit jedem Tage mehr und mehr von ihr abgewendet. O Antonie, wie viel hab' ich darum gelitten, wie viel kummervolle Nächte deßhalb schlaflos und unter Thränen verbracht, nicht ahnend, daß mein verfehltes Dasein die alleinige Schuld an Deinem veränderten Wesen trägt. Und jetzt, daß ich es weiß, erhöht es ums hundertfache die Qualen der Reue, die Marter des Schuldbewußtseins! — Und wie viel, wie unendlich viel habe ich in den letzten Jahren — ach, schon seit zwanzig Jahren! — gelitten. Keinem menschlichen Wesen konnte ich mich vertrauen, nirgends eine Seele, der ich mich erschließen durfte, — überall Täuschung — Vorurtheil und, was das härteste, fürchterlichste war, überall, wohin mich mein unruhiges Leben warf, die qualvollsten Gedanken der Reue im Herzen, die mich nicht einen Augenblick verließen, die mir jede Lust am Leben raubten! — Doch ich raffte mich auf, mit aller Macht, mit aller Entschiedenheit meines damals jugendlichen Sinnes, mit dem ganzen Stolz eines schmählich hintergangenen Weibes, und arbeitete halbe Nächte umdurch, ein ehrliches, rechtliches und fleißiges Leben die schuldvollen Verirrungen einer düsteren Vergangenheit wieder gut und vergessen zu machen. Dir zollte ich meine ganze Aufmerksamkeit — Du solltest mich erretten aus der Schande meiner Thaten! — O,

Antonie, ich bringe dir dieses Geständniß, wenngleich es meine Lebenstage kürzt, aber. es wird mein kurzes Dasein durch den Zauberstrahl der Kindesliebe wieder beleuchten und erquicken! — Ja, ja, Du warst meine einzige Hoffnung und Dein schönes Talent sollte die Mittel dazu hergeben, welches ich mit Eifer und Fleiß und mit vielen Sorgen zu erhalten suchte. Das Schicksal wollte es anders; — wir sind zurückgekommen — wir sind ärmer und ärmer geworden und werden arm bleiben. Du aber, mein Kind, wenn mein müdes Auge sich zum ewigen Schlafe schließt, Du wirst die Grenzen Deines engen Lebens überschreiten und in der weiten Welt wieder Lorbeeren aufsuchen, die Dir durch meine düstere Vergangenheit verbittert worden sind!"

„Meine Mutter!"

„Laß mich ausreden, Antonie!" unterbrach die Wittwe, indem sie sich aufrichtete, die Einrede der Tochter. „Unterbrich mich nicht. — Ja, ich wollte mit Deinem Talent und der Dir durch mich gewordenen Erziehung meine Schuld abtragen. Das geringe Vermögen, das ich besaß, ward zu Deiner Ausbildung verwendet und das Wenige, welches ich mir noch erhalten hatte, sollte die Beute mißbrauchter Freundschaft und dadurch die Quelle so mancher schweren Leiden für mich werden. Da hieß es sich wacker halten und muthig und ausdauernd vorwärts schreiten. Denn ich wollte nicht erkannt sein; — es sollte die böse, vorurtheilsvolle Welt meine Schuld nicht kennen. Ich fürchtete weniger deren verdammendes Urtheil, als vielmehr ihr gütiges oder geheucheltes Bemitleiden. Ich mußte also stets an fremden Orten oder auch in großen Städten sehr zurückgezogen leben, was mich überall und namentlich der Polizei gegenüber als eine Fremde erscheinen ließ, die man überhaupt nur so lang duldete, als sie ihren Lebensunterhalt nachweisen konnte. So stand ich fast wie unter polizeilicher Aufsicht, was aber Deine Fortbildung nicht beeinträchtigte. Sobald Du Dir einigen Verdienst zu erwerben wußtest, gestaltete es sich nach und nach besser, bis wir endlich wieder dahin kamen, von wo wir wenige Jahre vorher hoffnungstrunken ausgegangen waren. — Du hast es miterlebt,

was ich zu erdulden hatte, wie ich meines Lebens auch keinen Augenblick froh wurde. — Ha, mir schwebt jener Schreckenstag vor der Seele, als wir auf der Flucht in jenem menschenfreundlichen Gebirgsstädtchen von den feindlichen Truppen überfallen und geplündert wurden — und, o Gott! mir schaudert, wenn ich daran denke! — Du warst damals noch ein Kind, Antonie. Dein schwarzes Lockenhaar hing herab bis auf die schneeweißen Schultern und Dein liebes Gesichtchen war durch die rosigen Wangen, die lebhaften Augen, die schöne, klare Stirne, wie das eines Engels. Ach, um Deinen Scheitel hatten Unschuld und Kindessinn Kränze gewunden und verhütet, daß das harte und unerbittliche Schicksal Deine Tage trübte, während Deine unglückliche Mutter gerade damals am meisten litt und unter den Wehen einer abscheulichen Täuschung qualvolle Stunden verbrachte. Ach, wenn Du mir damals verloren gegangen wärest, damals, als ich meine schönsten Hoffnungen an Dein unleugbares Talent knüpfte! Aber Gott erhörte mein inbrünstiges Gebet und mir war, als solltest Du mir noch recht viel Glück und Freude bereiten. — Wie ein unklares Phantasiegebilde wird es noch in Deiner Erinnerung leben, wie wir und die armen Bewohner jenes Städtchens in Schrecken und Angst dem Herannahen des Feindes harrten, — wie endlich die Schreckensstunde nahte und wir, da sich feindliche Truppen bei uns verborgen hatten, in ein fürchterliches Doppelfeuer kamen. Ewig schwebt vor meinem geistigen Auge jenes grausame Ereigniß, ewig klingen in meinen Ohren die dumpfen Sturmsignale, der Kanonendonner, die Flintenschüsse und das Pfeifen der Kugeln; — aber noch schrecklicher war das Jammern und Wehklagen der Verwundeten und Sterbenden. — Ich flüchtete, Dich besorgt auf dem Arm tragend, von Haus zu Haus, überall Schutz suchend in einer wahren Todesangst. — Ha, mich schaudert bei der Erinnerung, wie ich — in wilder Verzweiflung nach der Kirche stürzte und ein feindlicher, wild aussehender Soldat mit blutdürstigen Blicken und unmenschlicher Geberde auf mich zustürzte und —" sie bedeckte leidenschaftlich bewegt das Antlitz mit beiden Händen, „und — die

tödtliche Waffe erbarmungslos gegen Dich führte. — Zu spät, zu spät führte mich die aufs höchste gestiegene Verzweiflung auf einen Rettungsversuch, — das Scheusal hatte bereits den mörderischen Stahl gegen Dich gezückt, und das maurische Hilf- und Nothzeichen kam zu spät, vielleicht aber doch noch zeitig genug, um den Wüthenden zur Besinnung zu bringen, und so größerem Unglück Einhalt zu thun. — In meinen glücklichen Lebenstagen habe ich durch Zufall das, nur Maurern bekannte, sogenannte Hilf- und Nothzeichen erfahren und damals viel von seiner geschichtlich wahren, vielfältig bewiesenen Wunderkraft und heilsamen Wirkung gehört. In dem Augenblick der größten Gefahr, als der Unmensch Dich zu durchbohren drohte, kam mir, wie durch eine Eingebung des Himmels, der rettende Gedanke, daß mir jetzt vielleicht jenes maurerische Zeichen von Werth sein könne, wenn nur ein einziger der uns zunächst umgebenden Soldaten in der Lage sei, seine Bedeutung zu verstehen. Ich hatte nicht vergeblich gehofft, ich hatte mich nicht getäuscht! Der Barbar selbst war ein Maurer, er ward durch meinen Hilferuf, wie von einem Zauberstrahl berührt; — denn mit Entsetzen hielt er in seiner tödtenden Absicht, sich an dem Leben eines hilflosen Kindes zu vergessen, inne und nahm mich in seinen besonderen Schutz. — Der Feind ward Sieger, — er behauptete das Städtchen, wo Du, meine liebe Antonie, von einer langen, schweren Krankheit befallen wurdest. Die Wunde war nicht ganz ungefährlich und nur der sorgsamen, ängstlichen Pflege ist es zu danken, daß Du nicht das Opfer jener harten, unmenschlichen That geworden bist. Außer den menschenfreundlichen Bewohnern jenes Städtchens zeigte besonders Josephinens Mutter für unsere traurige Lage ein theilnehmendes Herz. Wir wurden im Lauf der Zeit die besten Freundinnen, — schlimm genug, daß es die Töchten nicht werden konnten."

„Unsere Wege gehen für alle Zeiten aus einander," nahm Antonie das Wort. Sie hatte mit sichtlicher Theilnahme, wenn auch mit wechselnden Gefühlen, der langen Reden der Mutter zugehört. „Eine dunkle Erinnerung ist mir geblieben, an jenen Schreckenstag, der für uns von so großer Bedeutung werden

sollte. — Mutter, — Du sollst in Folge dessen Deinen Glauben gewechselt haben und zur katholischen Kirche übergetreten sein!"

„Ich hab' es gethan," antwortete die Angeredete kalt und mit einer Festigkeit, die zwar in offenbarem Widerspruch zu ihrem bisher beobachteten Wesen stand, aber ebensowohl für eine innere Ueberzeugung, als entschiedene Glaubensstärke sprach, „ich hab' es gethan, meine Tochter, — nicht aber, wie Du vermuthen magst, oder wie man Dich irrig belehrte und gegen Deine unglückliche Mutter einnahm, in Folge des Einflusses der befreundeten Frau Goldbeck, sondern weil ich dem ewigen Gotte über dem Sternenzelte gelobte, wenn er Dich aus den Armen einer fürchterlichen Krankheit befreien werde, ich mich einem streng kirchlichen Leben weihen und meinen Glauben mit dem der allein seligmachenden Kirche vertauschen wolle. Du bist mir durch die Gnade des Himmels geworden, — ich habe mein Versprechen gegen Gott erfüllt. Ein befreundeter Priester, ein Jugendbekannter der Frau Goldbeck, ein würdiger Diener der Kirche, glaubenseifrig, und fest und stark in den heiligen Lehren der Kirche, hatte mich für den wichtigen Schritt vorbereitet und mir die kirchliche Weihe und Aufnahme in den großen Verband der katholischen Gemeinde ertheilt!"

„Das war Pater Romualdus!" rief Antonie weniger mit Entsetzen, als Verachtung, aber mit einer Betonung, in der ein beißender Haß unverkennbar zu Tage trat. „Seinem Einfluß war es gelungen, — daß ich in einer Religion erzogen wurde, die im Widerspruch mit derjenigen meiner ersten Erziehung stand. Wenn ich aber eine schlechte Katholikin geworden bin, so trägt dieser Umstand nicht die alleinige Schuld, sondern das scheinheilige und unwürdige Benehmen des Pater Romualdus, der meinen ersten Religionsunterricht leitete und durch die Unklarheit seines Characters schon sehr frühzeitig eine freie, ungebundene Denkweise in mir hervorrief. — Doch lassen wir das, der Pater Romualdus war unser größter Feind und hat auch sein Theil dazu beigetragen, daß wir soweit zurückgekommen sind. So lange er uns gegen Josephine Goldbeck gebrauchen konnte, die seine Denkweise sehr wohl durchschaute, so lange hatte er Interesse an

uns, nun ist das anders — wir können ihm und seinen Plänen nichts weiter mehr nützen."

„Wer weiß, wo er jetzt lebt, wo wir seine Hilfe suchen müßten?"

„Darüber kann ich Dich aufklären; Pater Romualdus lebt hier in der Residenz und begleitet eine einflußreiche Stellung."

„Hier in der Residenz!" rief die Wittwe voll Erstaunen.

„So ist es. — Ja, er kommt sogar öfter in dieses Haus. Die Familie Reitzler ist sehr fromm, und so zu sagen, in den Händen der katholischen Geistlichkeit."

„Weiß er unser Hiersein?" fragte die Wittwe hastiger.

„Er weiß es. — Ich habe ihn gesprochen."

„Wie — höre ich recht — Du ihn gesprochen, — den Pater Romualdus!"

„Ja, eine seltsame Frage richtete er an mich. Scheinbar unwichtig und unbedeutend; — aber, jede Frage von diesem Pater Romualdus hat ihre große Bedeutung. Lange, lange habe ich mir den Kopf darüber zerbrochen, und hab' es noch nicht herausfinden können. — Und doch möchte ich vermuthen, daß wir seinem unheilvollen Einfluße unser letztes Unglück verdanken. Er fragte, ob wir noch im Besitz jenes Sessels seien, welchen wir einstmals nach dem Tode der Frau Goldbeck gekauft hatten. Pater Romualdus ist bekannt mit dem Erzwucherer Leo Altberger, unserm Peiniger."

„Mit diesem Juden!"

„Ja, mit diesem Juden," entgegnete Antonie mit verächtlicher Miene und giftigem Lächeln. „Juden und Jesuiten haben in der Geschichte zu oft gleiche Zwecke verfolgt und Eigenschaften entwickelt, die einem fast jeden Standesunterschied unmöglich machen. Kriechend und schleichend, scheinheilig und täuschend steuern sie auf ihr Ziel los und mit kaltem Herzen und unerschütterlichen Character überwinden sie die sich ihnen entgegen stemmenden Verhältnisse. — Und dieser Leo Altberger ist ein schlimmer, ein gefährlicher Jude! — Meine schwere Krankheit war die Ursache, daß wir in seine Krallen fielen; und nachdem

er uns mit seiner Forderung bis aufs Blut gepeinigt hatte, leitete er ein schimpfliches Zwangsverfahren gegen uns ein. — Ha, ich darf nicht daran denken! Glühheiß schießt das Blut nach meinem Kopfe und durch alle meine Nerven zuckt es, als sollte ich mich an diesem elenden, herz- und gefühllosen Wucherer rächen."

„Er hatte kein Mitleid mit unserer traurigen Lage. Es rührten ihn Deine Thränen nicht —"

„Thränen!" wiederholte Antonie mit blitzenden Augen und keck aufgeworfener Unterlippe. „Thränen! — um Gnade und Barmherzigkeit zu erflehen! — Nein, — nein, — meine Mutter, das hat Deine Tochter nicht über sich vermocht. Nur verachten kann ich solche Menschen! — Ich war Deinem Wunsche gefolgt, um mit dem Juden zu unterhandeln, besuchte ich ihn in seiner Wohnung; — nicht auf dem Comptoir, weil es mir unmöglich war, im Beisein eines Dritten meine Bitte vorzutragen. — O Mutter, das war ein saurer, qualvoller Gang; — er hat mich viel Ueberwindung gekostet, — und wenngleich ich wenig Vertrauen auf meinen Erfolg setzte, so that ich es doch, weil es Dein Wunsch war. — Leo Altberger bewohnt eine der schönsten Gebäulichkeiten der Residenz, — seine Wohnung ist wahrhaft fürstlich eingerichtet, — er hat keine Kinder und gebietet über ein enormes Vermögen, was würde es ihm ausgemacht haben, wenn er uns noch eine kleine Frist verwilligt hätte! — Ich traf ihn allein, schwelgend in der Bequemlichkeit eines angenehmen, sorgenfreien Lebens und in einer wirklich leutseligen Laune. Ich trug ihm Deinen Wunsch vor, — er schien für Deinen Vorschlag gestimmt und nochmals eine Frist verwilligen zu wollen!"

„Was hielt ihn ab, der gnädigen Eingebung des Himmels Folge zu leisten?" fragte die Mutter, als Antonie einen Augenblick schwieg und mehrmals unruhig auf und nieder ging.

„Was ihn abhielt!" wiederholte das Mädchen, indem es das stolze Antlitz hoch empor richtete und es wie Verachtung aus ihren lebhaften Augen blitzte. „Laß mich hierüber schweigen, meine Mutter, — der Elende hatte sich an mir verrechnet; —

er glaubte wohl nicht, daß unter dem Druck der Armuth, bei Kummer und Gram auch noch Ehre und Tugend wohnen könnten! Tief beschämt und entrüstet, daß so ein Mensch mich für eine Dirne halten konnte, und aufs höchste erzürnt über die verachtungswürdige Zumuthung, verließ ich das Haus dieses genußsüchtigen, frivolen Juden. Ich konnte Dir nichts weiter mittheilen, als: meine Bemühungen waren erfolglos. — Was zwischen uns vorgefallen war, sollte Dir ein Geheimniß bleiben; — doch da Du mich danach fragst, so hielt ich es für meine Pflicht, Dir offen und geradeaus die Wahrheit zu sagen. — Die Nachwirkungen meines damaligen Besuchs hast Du kennen gelernt, — wir haben mit einem Theil unserer geringen Habe die kleine Schuld doppelt und doppelt bezahlt." —

„Das haben wir gethan!" ergänzte die Mutter schwermüthigen Herzens. „Unser altes Sopha, — ein Familienstück, noch von einer Tante herrührend — ist für wenige Thaler veräußert worden — und der schöne Sessel, das einzige Andenken an Josephinens Mutter, hat für nur zwei Thaler einen Liebhaber gefunden. — Nicht besser ging es mit dem Weißzeug, das ich unter großen Entbehrungen für Dich aufgespeichert habe, und das für ein Spottgeld abgegeben wurde. — O, das trifft mich schwer in meinen alten Tagen und zerreißt mir das Herz! — Und nun Du auch noch, Antonie, — Du, mein einziger Hoffnungsschimmer, mein Trost, meine Freude, meine Stütze! — Ach, ich unglücklichste aller unglücklichen Mütter!"

Dieser Schmerzensausruf war so tiefgreifend und durchdringend, daß das Gemüth der Tochter nicht unberührt bleiben konnte.

Blicken wir in den eigenthümlichen Seelenzustand dieses Mädchens, so finden wir zwei verschiedene, sich bekämpfende Elemente seine Stimmung beherrschen. Kindespflicht auf der einen und bittere Täuschung auf der anderen Seite, hingebende Liebe mit Verachtung ringend und überall den entgegentretenden Verhältnissen untergeordnet, das waren die Leiter ihrer Gefühle, die düsteren Begleiter ihres freudlosen Daseins. Einstmals war das wohl anders. Mit schwärmender Liebe, mit kindlicher Hin-

gabe und inniger Zärtlichkeit hing sie an der Mutter und war ihr in des Wortes vollster Bedeutung eine treue, aufmerksame Pflegerin und Trösterin. Damals rührte sie fleißig und von kühnen Hoffnungen beseelt die geschäftigen Hände, ihr Herz träumte noch wonnetrunken von einer besseren Zukunft, in ihrer Seele lebte noch jenes ruhige Selbstgefühl, das jeder Anmaßung zu begegnen weiß, in der Achtung und Ehre bei Andern seine schönsten Blüthen treibt und in dem Character einen würdigen Stolz gewinnt. Das war bei allem Ungemach und Verhängniß doch noch eine schöne, goldene, eine unvergeßliche Zeit für sie. Von Kind auf war ihr ein schönes, reines Bild von der an und für sich düsteren Vergangenheit der Mutter entworfen worden, das freilich sehr weit von dem der Wirklichkeit entfernt war, aber nichtsdestoweniger nie einen Zweifel in ihrem reinen Gemüthe aufkommen ließ. Die Mutter erzählte ihr so reizend und rührend, so sicher und wiederholt von dem verstorbenen Vater, wie er ein geschickter Regimentsarzt gewesen wäre und nach kurzer Verheirathung mit ihr als ein Opfer seiner Pflichttreue im gefahrvollen Kriegsdienst geblieben sei. Diese Meinung von ihren Verhältnissen war mit ihr aufgewachsen, sie betrachtete ihre Mutter als die Wittwe eines Arztes, und sich als das eheliche Kind jenes Mannes, den schon in ihrer frühesten Kindheit ein unerbittliches Schicksal aus dem Leben riß. Sie war stolz auf das ehrende Verdienst des Vaters, und dieses erhebende Gefühl unterstützte ihren entschiedenen Character und ihren kühnen Geist. — Mit keckem muthigen Sinn begegnete sie jeder Unbescheidenheit und Anmaßung und wies mit stolzem Selbstgefühl diejenigen zurecht oder in die Schranken der Ordnung und feinen Sitte zurück, die sich durch Vorurtheil, Gewohnheit oder bevorzugte Stellung zu manchen Ungehörigkeiten berechtigt glaubten. Sie fühlte ihre zunehmende Armuth nicht; denn ihr geniales Streben, von einem herrlichen Talent belebt, ihr feiner Kunstgeschmack und die Freude an ihrer eignen immer weiter schreitenden Ausbildung erhob sie über die Alltäglichkeit des Lebens; in die sie aber mit Schrecken und Entsetzen zurück gestürzt wurde, als der mit sorgsamer Aengstlichkeit geschaffene

Schleier zerriß und sie mit klaren Blicken in die düstere Vergangenheit der Mutter blickte. Sie war damals verlobt und lebte im Vollgenuß der Hoffnungen eines unnennbar süßen Liebesglücks; — eine reiche Zukunft, die sie mit kühner Phantasie ausschmückte, lag vor ihren Blicken, und ihr Herz schwelgte in der beglückenden Wahrheit treuester Gegenliebe, — nicht ahnend, daß ein kleines, scheinbar unbedeutendes Ereigniß dazwischen treten und mit einem Mal all' ihre schönen und berechtigten Hoffnungen in ein Nichts auflösen könnte. Mit dem von Kindheit auf gehegten Wahn über ihre Abkunft ging auch ihr wonnesüß geträumtes Liebesglück verloren. — Sie stand fremd und verlassen in der Welt; denn auch das sonst so theure Mutterherz war ihr verloren gegangen und das Opfer eines tiefgreifenden Erkaltens geworden. Ging ja doch von ihm die wohlgemeinte Täuschung aus, — in der besten, in der schönsten Absicht, aus der reinsten Mutterliebe entsprungen. Aber der überraschende, nie und nimmer geahnte Schicksalsschlag war zu gewaltig, zu fürchterlich für das weiche Gemüth des Mädchens; zu unvorbereitet war sie von dem heiteren Himmel ihres sicher geglaubten Glücks gestürzt worden, um in sich selbst über die sich hieraus entwickelnden, zum Theil widerstreitenden Gefühle klar zu werden. — Nie vorher hatte sie sich über ihren qualvollen Seelenzustand geäußert, aber ihr ganzes Wesen und Benehmen gaben laut kennbares Zeugniß davon. — Nun war endlich der Augenblick gekommen, Mutter und Tochter standen sich, Erklärung fordernd, Versöhnung wünschend, gegenüber. Es brannte die bittere Erfahrung auf dem Herzen der Mutter, während die Qual der Täuschung sich erinnerungsschwer in das blutende Gemüth der Tochter wühlte. —

Das harte Herz der Tochter war heute zum ersten Mal wieder weicher gestimmt. Es hatte sich noch nie vorher ausgesprochen, und indem Antonie den inneren Wallungen freies Spiel ließ, gewann sie mehr und mehr eine klare und ruhige Anschauung. In ihrer Seele regte sich ein tiefes Mitleid für das Verhängniß ihrer Mutter, ein Gefühl von Wehmuth und Schmerz, Rührung und Mitempfinden. Der klägliche, herzdurchdringende

Schmerzensruf der Mutter übte daher eine gar gewaltige Wirkung auf das Gemüth der Tochter aus; die eisige, kalte Decke, welche sich um dasselbe gelagert hatte, sprang und der erwärmende Strahl aufrichtiger Theilnahme trat mit seiner ganzen Allgewalt hervor. Es war nach langer, langer Zeit das erste liebevolle Wort, das Antonia an die Mutter richtete, als sie auf ihren Klageruf sagte:

„Verzweifle nicht, Mutter; — wenn die Noth am größten, dann ist Gotteshilfe am nächsten! — Für Dich wird das Glück auch noch einmal einen Sonnenblick haben!"

„Einen einzigen noch, — einen letzten!" entgegnete die Wittwe mit schmerzerfüllter, schwacher Stimme.

„Ja — dann — dann, wenn meine Lebenssonne sinkt und das Morgenroth einer bessern Zukunft über den Sternen mir in tausendmal seliger Wonne das himmlische Leben verheißet. Auf dieser Erde hab' ich Alles, Alles verloren, mein Glück, meinen Frieden, meine Ehre und das Herz meines Kindes!"

„Noch lebt Deine Tochter; — sie sorgt für Dich mit unermüdetem Fleiße und pflegt Dich in wachender Treue."

„Antonie" — begann sie alsdann, indem sie sich langsam aufrichtete und ihre Rechte nach ihr ausstreckte. „Antonie, tritt näher, laß' uns ein ernstliches, vertrauliches Wort reden und vergiß den tiefschneidenden Groll gegen das Leben Deiner bedauernswürdigen Mutter, so lange ich mit Dir rede. O, öffne meinen Worten Dein Herz und urtheile nicht ohne dasselbe, nicht kalt und lieblos, wenn ich Dir jetzt Dinge erzähle, die düster und traurig sind und mir in der Erinnerung noch schier den Verstand rauben. — — Du weißt genug, um mich verachten zu müssen — — vielleicht kehrt die verlorene Liebe für Deine Mutter zurück, wenn ich Dir meine Erlebnisse erzähle. — Es sollte Dir ein Geheimniß bleiben, — in meinem Testamente habe ich Dir mein trauriges Schicksal niedergelegt, — erst nach meinem Tode sollte Dir dasselbe mitgetheilt werden. — — Meine Eltern starben früh; — mein Vater, ein fränkischer Beamter, überlebte die Mutter um einige Jahre. Ich kam zu einer Tante, der Frau eines Landgeistlichen, der bei aller Her-

zensgüte von etwas beschränktem Verstande war, lieber seinen Leib pflegte, als seinen Geist anstrengte und sein Weib in Allem nach Willkühr schalten und walten ließ, nur um von ihrer bösen Zunge unberührt zu bleiben und sich den Hausfrieden zu erhalten. Zu diesem Ehepaar kam ich und ward, da ihre Kinder gestorben waren, an Kindesstatt angenommen. Ich habe in diesem Pfarrhaus gar manche traurige Stunde verlebt und wäre vielleicht ein Opfer der leidenschaftlichen Aufwallungen meiner Tante geworden, wenn nicht der gute Herr Pfarrer mein Schutzengel gewesen wäre. Ich war unter diesen Verhältnissen herangewachsen und fünfzehn Jahre alt geworden, als ein Schlaganfall den Onkel plötzlich aus unserer Mitte rief. — Er hatte ein hübsches Vermögen hinterlassen und uns in den Stand gesetzt, die ländliche Pfarrwohnung mit eleganten Gemächern in einer großen Stadt zu vertauschen. Alsbald verließen wir auch das schöne Dorf, wo ich meine Kindheit und früheste Jugend still und ereignißlos verlebt hatte; es begann ein wesentlich verändertes Leben in der Stadt. Nach dem Trauerjahr wurde ich in das gesellschaftliche Leben eingeführt, — ich war noch ein unerfahrenes Kind. Mit leichtem Sinn vertändelte ich meine Zeit in tausenderlei Vergnügungen und war zuletzt so von denselben eingenommen und beirrt, daß mich zuweilen eine wahre Zerstreuungswuth übermannte und ich unwiderstehlich in einen Strudel von Eifersucht, Gefallsucht und Genußsucht verwickelt wurde. Damals lernte ich durch meine Tante einen jungen recht wackeren Mann kennen, dessen Aeußeres nichts weniger als schön und anziehend, — der aber reich, angesehen und geistreich war; — er gefiel meiner Tante und diese drang unaufhaltsam in mich ein, bis ich mich entschließen konnte, ihm zum Traualtar zu folgen. Ach, mit unverzeihlicher Gleichgültigkeit trat ich in den Stand der Ehe; hätte ich mit reiferem Verstande meine Lage überdenken können, ich wäre unaussprechlich unglücklich gewesen. So aber fand ich mich bald in meine Verhältnisse; wir machten Reisen und lebten anfangs auch scheinbar in der glücklichsten Uebereinstimmung, obgleich mein Mann ernst und gesetzt war und damals ich noch das offenbare Gegentheil. Er

besaß ein schönes Landgut, dort sollte ich fürs ganze Leben meinen Aufenthalt nehmen, wenn mich nicht ein günstiger Sommer mit einigen Reisen beglücken würde. — — O, Antonie — wie war ich damals so thöricht und unerfahren, so ungerecht und hart! Wie hätte ich so glücklich sein können, wäre mein Character nicht in dem zerstreuungssüchtigen Leben einer großen Stadt verdorben und für das wahre bleibende Glück, welches seine Freude im tiefsten Herzensgrund findet, unzugänglich geworden! So ist mein unglückliches Leben das Product einer verfehlten Erziehung. Auf dem Dorfe ohne jede freie Entwickelung aufgewachsen, war ich zu früh der Zucht der Tante ledig und in ein verderbliches Leben eingeführt. Die Folgen waren unausbleiblich, — das durch sie herbeigeführte Unglück unnennbar schrecklich, fürchterlich!" —

Sie hielt inne, und indem sie tief Athem holend einige Mal über das Antlitz fuhr, schien es, als müsse sie für die nun folgende Mittheilung neue Kräfte sammeln und ihre ganze volle Fassung beanspruchen. Es war eine drückende Pause, für beide qualvoll und peinigend.

„Ja, ich hätte glücklich sein können! — Mein Mann war von edler Gesinnung und treuem Gemüthe, ich wußte, daß er mich unaussprechlich liebte, — seine Aufmerksamkeit und Sorge für mich war zuweilen rührend. — Ich hatte aber leider nur Unerkenntlichkeit dafür, und mit verabscheuungswürdigem Undanke lohnte ich seine Liebe und Treue, die ich jetzt in einem harten prüfungsreichen Leben erst wahrhaft zu würdigen verstehe. Aber zugefügtes Leid ist nicht wieder gut zu machen, und ein leichtsinnig zerstörtes Lebensglück nie und nimmer zu sühnen! — — — Wenngleich unsere Ehe nach Jahresfrist mit einem Töchterchen gesegnet worden war, hatte sich doch schon eine unbegreifliche Abneigung gegen meinen Mann so sehr bei mir ausgebildet, daß mich dieses Glück keinen Augenblick anders stimmen und mein höchst drückendes Verhältniß etwas erleichtern konnte. Ich fühlte mich nur noch unglücklicher, — und heute, bei ruhiger, kalter und leidenschaftsloser Ueberlegung kann ich mein damaliges Benehmen in keiner Weise begreifen, ich möchte mir die Haare

ausraufen, daß ich so schmählich an mir und an ihm sündigen konnte. Wohl sehe ich jetzt — aber zu spät! — ein, daß meine verfehlte Erziehung, meine damalige Jugend und Unkenntniß menschlicher Verhältnisse die Hauptursachen waren, daß ich nachher so namenlos unglücklich wurde. Ich büßte meine Sünde, ich sühnte meine Schuld durch qualvolle Vorwürfe, die ich mir machen mußte, und auf welche mich mein hartes Schicksal mit jedem Jahre mehr führte. Dazu kam noch der seltsam klingende Umstand, daß noch nie vorher der unnennbar süße Hauch der Liebe seine erquickende Wonne in mein Gemüth gegossen hatte und mein Herz in der That nicht wußte, daß es noch eine höhere herrlichere Macht der Seelen geben könne, als die Pflicht, einem Manne blos Verehrung zu zollen. — — Ach, diese Ueberzeugung ward für mich das größte Verbrechen! — — sie verleitete mich zu der fürchterlichen gottvergessenen That des Ehebruchs!"

Ihre Stimme stockte. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihre Tochter an, als wollte sie jede Regung in deren Gemüth erforschen; sie hielt ängstlich den Athem inne, wie ein Verbrecher, der schuldbewußt nur auf ein unwiderruflich schlimmes Urtheil harren darf, — gewärtig aus dem Munde der heißgeliebten Tochter, des einzigen ihr noch theuren Wesens, den bittersten und in diesem Augenblick für sie zugleich den schrecklichsten Vorwurf einer schweren Schuld zu hören. Aber Antoniens Antlitz zeigte sich nicht im Geringsten verändert und gab keine Spur von den tiefgreifenden Erregungen ihres Gemüths kund.

Nach einer Weile fuhr sie fort:

„Die kriegerischen Zeiten brachten uns damals viel Einquartierungen. Soldaten kamen und gingen; meistens in Durchmärschen, selten zu kurzen Rasten, und nur ein einziges Mal erinnere ich mich, daß ein feindliches Regiment in unserer Gegend längere Zeit verweilte — Deutsche und Franzosen, durch einander, denn die Deutschen kämpften damals zu Tausenden gegen ihre deutschen Brüder, bis endlich nach und nach eine einheitliche, patriotische Gesinnung durchbrach und sich's in allen deutschen Gauen gegen den gemeinsamen Feind regte. Bei jenem Regimente, das sich außergewöhnlich lange bei uns aufhielt, stand

ein junger, talentvoller Mann als Regimentsarzt. Er hatte schon mehrere Feldzüge mitgemacht und sich in verschiedenen Schlachten und Treffen durch Unerschrockenheit und Berufseifer hervorgethan, wovon die Orden auf seiner Brust das beste Zeugniß ablegten. Er war ein schöner, stattlicher Mann voll Liebenswürdigkeit in seinem Benehmen, voll Witz und Geist und fesselnder Beredsamkeit in seiner Unterhaltung. Er war das auffallende Gegentheil meines Mannes. Während dieser ruhig und ernst und bedächtig in seinem ganzen Benehmen war, zeichnete sich der junge Arzt durch Lebendigkeit, Heiterkeit und blitzende Geistesfrische aus. — Er logirte in dem nahen Städtchen und kam täglich auf unser Gut geritten. — Ein Unwohlsein meines Mannes war die Veranlassung, daß er mit uns bekannt wurde. — — Wie heute erinnere ich mich noch des Augenblicks, wie wir uns zum ersten Mal sahen. Mein Mann ward bald gesund, aber des Arztes Besuch hörte damit nicht auf. Die beiden Männer hatten sich liebgewonnen, sie waren Freunde geworden, trotz der großen Verschiedenheit ihres Charakters und ihrer Anschauungsweise. Ein bedeutsames Element hatte sie innig vereint und ihrer gegenseitigen Gesinnung eine höhere Weihe gegeben. Sie waren Glieder des Freimaurerbundes — — sie waren „Freimaurer"!

„Freimaurer — Brüder — Freunde der Tugend — Retter der Ehre und Beschützer der verfolgten Unschuld!" rief Antonie unter beißendem Spotte, aber zugleich auch mit einem Schmerz, der Zeugniß von dem tiefbewegten und zerknirschten Seelenzustand des Mädchens ablegte.

„Ja, sie schienen Brüder und Priester der Tugend zu sein, verkettet durch das Band der Liebe in Aufrichtigkeit und Treue! — Dieser Umstand machte den Regimentsarzt zu unserem täglichen Umgang — er kam, auch wenn mein Mann nicht zugegen sein konnte und verreist war. Sein blitzendes, seelenvolles und bezauberndes Auge hatte einen tiefen gewaltigen Eindruck auf mich und mein Gemüthsleben gemacht, mehr noch aber sein leichtes und gefälliges Wesen, und der Reiz seiner Liebenswürdigkeit, welcher sich hauptsächlich in zarten Aufmerksamkeiten an

den Tag legte. Mein guter Gatte war arglos genug, auch nicht im Entferntesten zu ahnen, welche Umwandlung der neue, ungewohnte Umgang mit einem Manne meines Geschmacks in mir hervorrief. — Ich hatte ja noch nie geliebt und war wider Willen in einem ehelichen Verhältnisse, das in meiner leichtfertigen Anschauungsweise mir keinen Frieden bringen konnte. — — Doch laß mich schnell darüber weg gehen, liebe Antonie, — über diese verabscheuungswürdige Zeit der Liebe, — in welcher ich, von blinder Leidenschaft getrieben, meinen vortrefflichen Mann schmähte und mein geliebtes Kind verwünschte! — — Sie dünkten mir im Wege, um die Höhe eines phantasirten Glücks erklimmen zu können, und mein Herz war in süßem Rausch der leidenschaftlich erwachten Liebe kalt und theilnahmlos für diejenigen Wesen geworden, an die mich ein geweihtes Schicksal kettete. — Ich ward die verabscheuungswürdigste Ehebrecherin! — — Ja, Antonie, — schlage die Augen nieder, um nicht in mein schuldvolles Angesicht schauen zu müssen, — denn Du, mein Kind, bist die Frucht jener Schuld! — — — Seinen Verführungskünsten war ich ein leichtes Opfer, um so mehr, als er mein Interesse für sich hatte. — — — Mein guter Mann ward hintergangen, — seine Freundschaft schmählich mißbraucht und sein gastliches Haus geschändet! — — — Ich kam mit dem Regimentsarzte oft allein zusammen, wozu uns ein ihm befreundeter Unterofficier behilflich war. Er war die Triebfeder zu meiner letzten schlimmen That, die eine natürliche Folge von der vorausgegangenen war; — und seinem Beistand verdankten wir damals unsere heimliche Flucht. — O, That der Schande, — — nur zu bald sollte sie mich zu Grunde richten! — — Ich habe diesen Unterofficier nur in der Dunkelheit der Nacht und ein einziges Mal beim schwachen Lichte einer trüben Laterne gesehen, aber seine scharf markirten Züge und sein lebhaftes, unruhiges Auge stehen mir ewig in meinem Gedächtniß. Der Mann ist ein Bote des Schreckens für mich, — ich fürchte mich noch heute vor seinem Wiedererscheinen, wie vor einem großen, großen Unglück! — Mir schaudert, wenn ich an ihn denke, — und ich kann die Furcht nicht los werden, daß er mir

noch ein Mal im Leben erscheinen wird — — sei es auch als Geist! — — — Denke Dir — wie seltsam — er ist derselbe, welcher damals die tödtliche Waffe gegen Dich zuckte, als ich mit Dir vor der Mordgier des Feindes in der Kirche Schutz suchte. — Jener Regimentsarzt hatte mir gar oft die Stunden durch geheimnißvolle Erzählungen aus dem Freimaurerleben zu kürzen gewußt, und in jenem für Dich so verhängnißvollen Augenblick gedachte ich der heiligen Verpflichtung, die jeder Maurer gegen Hilfesuchende hat. Er verstand mich — und Dein Leben, das ohne dieses Rettungsmittel ein Opfer wilder Soldatenwuth geworden wäre, war gerettet. — — Auch er muß mich wieder erkannt haben, wenngleich er mich's nicht merken ließ. Soweit es die Verhältnisse gestatteten, nahm er sich meiner noch an, sorgte für einen Arzt und empfahl uns der Obhut einer freundlichen Gastwirthin, bei welcher Deine Wunde verbunden wurde. — — — Doch Du kennst jenes Ereigniß, ich habe Dir noch von den Folgen meiner Flucht zu erzählen. — — Mein Gatte schien auf dieselbe vorbereitet zu sein; — er schien sie nicht ungern erlebt zu haben; — — es dauerte nur wenige Wochen und wir waren gerichtlich geschieden. Er hatte mir, was ich in die Ehe gebracht hatte, bis auf den letzten Heller zurückerstatten lassen, — unser Kind aber blieb bei ihm. — — Der Regimentsarzt war mit mir nach der Schweiz geeilt, wo wir in einer kleinen Stadt lebten. — Das Glück der frevelhaften Liebe ließ mich anfangs meine Handlungsweise nicht klar überdenken, — erst, als sich in den bunten Kranz der Freude auch bittere Sorgen einmischten, erst da lebten so manche quälende Erinnerungsgedanken in meiner Seele auf, und die Reue trat in allen möglichen Schrecken, qualvoll und beängstigend, an mich heran. Dies war noch mehr der Fall, als bald nach Deiner Geburt mein Verführer mich schmählich verließ und in ein fremdes Regiment als Arzt eintrat. Von dorther sandte er mir längere Zeit Unterstützungen zu, — auf einmal aber blieben auch diese aus. — O Antonie, wie namenlos unglücklich machte mich dies! — Da ich unterdessen überhaupt keine Nachrichten mehr von ihm erhielt, so be

schloß ich, ihn im wilden Kriegsgetümmel bei seinem Regimente aufzusuchen. Nach langem Umherirren, bald da, bald dort ihn ausspähend, war es meiner verzweiflungsvollen Ausdauer endlich gelungen, ihm auf die Spur zu kommen; — da trat jenes Verhängniß störend dazwischen, das beinahe Dein Leben gekostet hätte. — — Meine Lage war entsetzlich, meine Verzweiflung wuchs mit jedem Tage! — Tief gedemüthigt und mit reuevollem Herzen suchte ich meine alte Tante, die mich erzogen und an meinen Mann verkuppelt hatte, wieder auf. — Mit Abscheu und kaltem Herzen wies sie mich von sich, blind für meine Demüthigung und Verzweiflung, taub für all mein Klagen und Jammern. Sie blieb unerschütterlich fest in ihrem Entschluß und gab mir auf, sie unverzüglich zu verlassen. Ich ging tief gekränkt und noch mehr gedemüthigt, aber im Herzen mit dem festen Vorsatz, alle Kraft zusammen zu raffen, um auf ehrbare und rechtliche Weise meinen Lebensunterhalt zu erwerben. Ich that, was ich vermochte, und wie ich es mir damals gelobt hatte. Seit der Zeit sind mehr denn zwanzig Jahre dahin gerollt, so manches Bittere und Herbe ist an mir vorüber gegangen, ich habe weder von meinem Manne, — noch von jenem Arzte — noch von jenem verhängnißvollen Unterofficier etwas gehört, — habe aber durch ein langes, qualvolles Leben meine harte Schuld um's Zehnfache abgebüßt. Doch erlaß mir, Dir all die traurigen Stunden zu schildern, welche für mich aus jenem unverzeihlichen Fehltritt entsprungen sind. Ich habe sie standhaft und ergeben durchgekämpft, und nun, da ich mich am Rande des Grabes befinde, — habe ich nur noch den einen Wunsch, der Herr möge Deine Schritte erleuchten und Dich die schwere Schuld der Mutter niemals fühlen lassen. Das gebe der gütige Gott! — — Nun, mein Kind, — wie denkst Du jetzt von Deiner Mutter? — — Darf ich hoffen, — daß Du mir wieder Deine volle, ganze Liebe zuwendest?" —

„Meine liebe, gute, arme Mutter!" rief Antonie und sank laut schluchzend in ihre Arme. Sie war der Erzählung mit unterdrückter Aufregung und lebhaftem Interesse gefolgt; sie hatte alle Kräfte gesammelt, um das für sie so höchst bedeu-

tungsvolle Geständniß mit Ruhe und Standhaftigkeit anhören zu können. Die Rede der Mutter, deren sichtliche Rührung und Abspannung machten auf ihr Gemüth einen so gewaltigen, durchgreifenden Eindruck, daß sie nicht länger mehr den Strom der Gefühle zurück zu halten vermochte und, von Mitleid, Liebe und Verehrung hingerissen, an ihrem Krankenlager niedersank, um an dem schwergedrückten Herzen einen unnennbar tiefen Schmerz ausweinen zu können, bis ein ungeahnter Besuch sie darin störte.

Drittes Capitel.

Rastlos mußt du vorwärts streben,
Nie ermüdet stille steh'n,
Willst du die Vollendung seh'n;
Mußt in's Breite dich entfalten,
Soll sich dir die Welt gestalten;
In die Tiefe mußt du steigen,
Soll sich dir das Wesen zeigen.
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit
Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.
Schiller.

Um in unsere wahrhaftige Geschichte keine Lücke zu bringen und die kommenden Kapitel mit den vorhergehenden in Zusammenhang zu halten, müssen wir unseren geneigten Leser auf einige Augenblicke aus der armseligen Dachkammer, von der Seite einer kranken, tiefgebeugten Wittwe hinweg, in das mit übertriebener Einfachheit ausgestattete Studierzimmer des schon oft genannten Pater Romualdus führen.

Dieser strenggläubige Ordensgeistliche bekleidet zur Zeit unserer Geschichte hohe Aemter und steht nicht nur bei seinen Glaubensgenossen in großem Ansehen, sondern gilt allgemein als ein ebenso würdiger und eifriger, als auch geistreicher und strebsamer Priester der heiligen Kirche.

Er bewohnt ein sogenanntes Domgebäude, in welchem seine Schwester Adelheid die umsichtigste Wirthschaft führt und ein ebenso strenges, als auch laut vernehmbares Regiment handhabt, während er sich durch nichts in seiner einfachen Lebensweise stören läßt. Wenngleich er, schon durch seine Stellung darauf hingewiesen, den Umgang mit Damen auf's strengste meidet, so hat doch ein uns bekanntes Interesse an den Schicksalen der Sängerin Josephine Goldbeck seine eingefleischte Antipathie beseitigt und sein priesterliches Herz der lauteren Jungfräulichkeit einer Apollonia Polly in wohlwollender Freundschaft und Liebe zugewendet. Wir reden hier von jener reinen, geistigen Liebe, die durch Harmonie der Seelen geweckt, durch gemeinsames Streben befestigt und durch gegenseitiges, wenn auch oftmals sehr verschiedenartiges Interesse geheiligt wird. Zwar haben einige „Abdringlinge" das freundschaftliche Verhältniß zwischen diesen strenggläubigen „lebendigen" Gliedern der Kirche schon hart angetastet und sowohl die tiefe Religiosität beider, als auch deren strenge Moralität in Zweifel gezogen; wir können übrigens versichern, daß die böse Welt hierin zu weit gegangen ist und daß sich dieses freilich etwas abnorme Verhältniß aus ganz natürlichen Thatsachen entwickelt und bis dahin keinen Grund zu irgend einem Aergerniß gegeben hat.

Wir schicken diese Notiz voraus, weil wir uns verpflichtet halten, Beiden gerecht zu sein; um so mehr aber, als man uns vielleicht den Vorwurf gehässiger Partheilichkeit macht und in unserer unschuldigen Erzählnng die Lösung einer Zeitfrage sucht, die ganz und gar außer unserer Absicht liegt und die gewißlich mehr durch die hoh n, unvergänglichen Thaten wahrer Maurerei ihren unausbleiblichen Triumph feiert, als durch die glänzendsten Lobeserhebungen.

Pater Romualdus, ein schöner stattlicher Mann, mit silbergrauem Hauptthaar, frischer Gesichtsfarbe, lebendigen Zügen, feurigen Augen und einem stolzen, eher abstoßenden als anziehenden Wesen, gehört zu den hartgläubigsten und eifrigsten Dienern der Kirche; und als solcher hat er ihr in der That schon große Dienste erwiesen. Oftmals schon verschaffte ihm sein blinder

Glaubenseifer das ganz besondere Vertrauen der höchsten Geistlichkeit, die ihn in eben so wichtigen als schwierigen Missionen sogar nach fernen Welttheilen sandte und ihre Wahl noch niemals zu bereuen hatte. Er war ein unbeugsamer Charakter; starr und fest in einmal gefaßter Meinung, war ihm kein Mittel unerlaubt, keine Gefahr zu groß und kein Erfolg zu ungewiß und unerreichbar, um sich in irgend einer vorgenommenen Durchführung zurückschrecken oder irre machen zu lassen. Er gehörte zu der über den ganzen Erdball verbreiteten, einflußreichen Gesellschaft Jesu und stand als Mitglied derselben in hohem Ansehen. Seine Energie und Willenskraft, sein rasches und sicheres Handeln, seine Ansicht und Beharrlichkeit haben ihm im Lauf der Zeit einen mächtigen Einfluß, sowohl in kirchlichen, als auch in weltlichen Angelegenheiten gesichert und ihn zum würdigsten Mitglied eines Ordens gemacht, der, weil er andere Zwecke verfolgt, ein ewiger Antipode der Freimaurerei sein wird.

Pater Romualdus war, wie wir wissen, in den ersten Jahren seiner Priesterlaufbahn Feldprediger; später ward ihm eine höchst schwierige Mission nach Afrika, an die Ufer des Senegal und Falema. Von dort aus entwickelte sich sein hohes Ansehen, sein unverkennbarer Einfluß in kirchlichen und weltlichen Dingen. Mit einem äußerst günstigen Organ ausgestattet, hatte er sich alsbald zu einem musterhaften Prediger ausgebildet, dessen Zuhörermenge wahrhaft bezaubert seiner hinreißenden Rednergabe lauschte, und in Folge dessen ganze Schaaren die Aufnahme in die große Christengemeinschaft begehrten. — So finden wir ihn in Rufisque am grünen Vorgebirge, und weiter aufwärts in den üppigen Gegenden der Felu-Wasserfälle vor Tausenden predigen und mit heiligem Eifer die schwierige Aufgabe der Heidenbekehrung üben; aber überall und bei aller strenggläubigen Religiosität sehen wir ihn nicht einen Augenblick seinen festen, starren und herrschsüchtigen Charakter verleugnen. Er erweckte bei den Schwarzen der goldreichen Ländereien zwischen dem Falema und Senegal jene Ehrfurcht und Ergebenheit, wie sie nur der Einfluß einer geistigen Ueberlegenheit hervorzubringen vermag, und wie sie dem Weißen in den meisten Fällen auch

eine fast unumschränkte Gewalt sichern. Und er übte diese Gewalt, oftmals nicht zur Ehre seines Standes, aber mit fanatischer Strenggläubigkeit.

Er stand damals dort mit einem Collegen in dem freundschaftlichsten Verhältniß. Von gleichem Streben für die Ausbreitung des Christenthums erfüllt, ergänzten sie sich gegenseitig mit christlicher Liebe in ihren Bemühungen und wirkten so gemeinsam für den erhabenen Zweck ihrer Mission. Sie gehörten einer Christengemeinde an und waren Mitglieder eines und desselben Ordens, aber in ihrer Anschauungsweise, in ihrer Lehrmethode lag eine unverkennbare Verschiedenheit, die später vielleicht mehr noch als der Widerspruch ihrer Charactere dazu beigetragen hat, sie zu offenkundigen Gegnern zu machen. Pater Romualdus hing mit der ganzen Festigkeit seines Characters und mit lebhaftem Schwärmergeist an der Unfehlbarkeit seiner Kirche, lebte und kämpfte unermüdet für ihre Gebräuche, für Haupt und Glieder und deren einflußreiche Bedeutung im Leben der Völker und der weltlichen Herrscher. Anders dachte sein ehemaliger Freund vom Senegal, Pater Bonadus. Er hatte, für seine Berufsrichtung gewiß ein seltener Fall, in Europa mehrere Universitäten besucht und sich von frühauf daran gewöhnt, sein Thun und Lassen, sein Denken und Fühlen einer strengen, gewissenhaften Prüfung zu unterziehen und immer nur erst nach reiflicher, gründlicher Ueberlegung zu handeln. Von armen Eltern geboren, dankte er einzig und allein den Jesuiten seine geistige Ausbildung. Er war ein eifriger Zögling ihrer Institute und erweckte bei seinen Lehrern die kühnsten Hoffnungen für eine glänzende Zukunft. Kaum hatte er aber die Priesterweihe erhalten, als seine freie und gründliche Denkweise mit den unumstößlichen Glaubenssätzen der Kirche in Widerspruch kam, so daß er von allen Seiten den härtesten Angriffen ausgesetzt war. Seine glänzende Rednergabe, seine populäre und fesselnde Schreibart und lebendige Geistesschärfe machten ihn alsbald der höheren Geistlichkeit unbeliebt und seine Entfernung wünschenswerth. Er hatte sich aber bereits einen großen Anhang erworben, seine Predigten waren stets von einer unüber-

sehbaren Menschenmenge besucht und jedes seiner geistreichen Worte drang unauslöschlich tief in die Seele seiner Zuhörer, die nicht immer einzig und allein aus Gliedern der katholischen Kirche bestanden. Würde man den beliebten Seelsorger unter den obwaltenden Verhältnissen so mir nichts dir nichts von seiner Stelle entfernt haben, so hätte man von Seiten des für ihn schwärmenden Volks nicht unbedeutende Unannehmlichkeiten zu befürchten gehabt; — doch die Kirche hat für solche Fälle unzählige Auswege. — Dem unangenehm gewordenen Jesuitenzögling ward damals der ehrenvolle Auftrag, an der Spitze einer Missionsunternehmung nach den Hochthälern Afrikas zu wandern, um in der Heimath für immer unschädlich zu werden. Ungern und mit zur Schau getragener Betrübniß sahen die zahlreichen Bewohner und Freunde den allgemein beliebten Seelsorger aus ihrer Mitte scheiden, aber Niemand ahnte die naheliegende Absicht der höchsten Geistlichkeit, da Pater Bonadus mehrere Sprachen afrikanischer Völker mit Fertigkeit sprach und die Sitten und Gebräuche jener Länder kannte. So beglückwünschte ihn seine betrübte Gemeinde, und Jedermann sagte, daß man keine bessere Wahl hätte treffen können. — — — Der gemaßregelte Geistliche kannte übrigens den Zusammenhang; — aber seine Sehnsucht nach fernen fremden Ländern und Völkerschaften, der Drang nach weiterer Ausbildung und ungestörtem Philosophiren, hatten ihn alsbald die Kränkung vergessen lassen und seine Seele mit Wonne und Entzücken erfüllt. Mit einer, der oberen Geistlichkeit unbegreiflichen Freude war er dem Ruf gefolgt und bald nach dessen Ertheilung in Begleitung einiger Collegen auf dem Weg nach dem grünen Vorgebirge.

Pater Romualdus war einige Zeit vorher schon in gleicher Eigenschaft dahin abgegangen, vielleicht auch, um nun von seinem Gegenfüßler abgelöst zu werden. Jahre vergingen übrigens, ehe er an dessen Stelle zurückkehrte, den Pater Bonadus zurücklassend.

Anfangs fühlte sich der strenggläubige Ordensgeistliche von dem Geiste seines Collegen angezogen, und erst in der letzten Zeit ihres Umgangs wurden sie sich fremder und fremder, bis

sie die Verschiedenheit ihrer Gesinnungen zu offenem Kampfe herausforderte. Da erfolgte die Abberufung des Pater Romualdus; ob in Folge jener Zwistigkeiten, oder um nun den Lohn seiner Verdienste zu empfangen, ist uns unbekannt geblieben.

Pater Bonadus konnte das afrikanische Klima nicht vertragen, er begann zu kränkeln und kehrte in Folge dessen, ohne weitere Weisung, nach Europa zurück. Kalt und demüthigend von seinen Vorgesetzten, aber mit lebhafter Begeisterung von allen Freunden wahrer Religiosität aufgenommen, begann er alsbald wieder mit überaus günstigem Erfolg zu predigen. Er hatte in seiner Verbannung reiche Erfahrungen gemacht und durch eifriges Studium der Kirchenschriften alter und neuer Zeit seinen Geist für die Wahrheiten seiner Lehre gestärkt. Da er in der Fremde von seinem lebhaften hitzigen Temperamente verloren hatte, so gewannen seine Predigten ungemein an Ausdruck, Schärfe und Ueberzeugung und wirkten in diesem Sinne viel mächtiger und nachhaltiger auf das Gemüth der Zuhörer.

Seine Gesundheit war aber durch das Leben unter den fast senkrechten Strahlen der Sonne, an den Ufern der feuchten und ungesunden Marigots, so zerrüttet, daß er sich bald darnach von seiner heilsamen Wirksamkeit zurückziehen mußte. — Wider alles Erwarten erholte sich der kränkelnde Mann rasch in der Heimath, und nach Jahresfrist war er so weit hergestellt, um mit einer glänzenden Rede vor seine zahlreich versammelte Gemeinde zu treten, die in heißen Dankgebeten für die Wiedergenesung ihres Seelsorgers entflammte. Dies war der Zeitpunkt, um seinem Einfluß und namentlich seiner freien Richtung ein Ziel zu setzen. Pater Romualdus griff in einer spitzfindigen Streitschrift den Inhalt jener Predigten an, beschuldigte den ehemaligen Freund verschiedener Irrlehren und legte dem geistlichen Rath die Absetzung jenes „falschen Priesters" ans Herz. Auch Pater Bonadus war in Feuer gerathen; und nicht gewohnt, Angriffe und Verleumdungen ruhig und stillschweigend hinzunehmen, entgegnete er in einer Weise, daß sich schließlich der Orden in's Mittel legen und die erhitzten Köpfe für immer zur

Ruhe bringen mußte. Pater Bonadus ward in einem Kloster als Pfarrer verwendet und sein Gegner abermals mit Auszeichnungen überhäuft.

So standen die Verhältnisse zur Zeit unserer Geschichte. Viele Jahre sind zwar seit damals und jetzt dahin geflossen, allein in dem Entschluß der obersten Kirchenbehörde hat sich nichts geändert; — wie sie es vor fast sechszehn Jahren angeordnet hatte, so finden wir es heute noch, unumstößlich fest und durch die Länge der Zeit in geheiligter Verjährung. Auch das Volk hat ihn, den Verschollenen, vergessen, und da er das Gelübde ablegen mußte, „seinen teuflischen Einfluß“ auf die „rohen Massen“ aufzugeben, so lebte er in der That auch in stiller Zurückgezogenheit mehr mit sich selbst, als mit den Schwächen und Gebrechen der Kirche beschäftigt. Oft vergingen Jahre, bevor er einmal seine Klosterräumlichkeiten verließ, und da er nur noch die heilige Messe lesen und Beichte abhören durfte, so war ihm auch aller und jeder geistige Verkehr mit dem Volke einmal für allemal abgeschnitten.

Da die Kirche seines Klosters eine offene, für Jedermann zugängliche war, so hatte er oft auch zur Beichte zu sitzen, wenngleich man ihn auch hiervon möglichst fern hielt. Es war nicht unbekannt geblieben, daß die Gläubigen am meisten und auch am liebsten nach seinem Beichtstuhle strömten, und daß sich das Gerücht verbreitet hatte, er frage weniger gründlich und mehr rücksichtsvoll wie seine Collegen die Beichtenden aus und ertheile mit mehr Weihe und Nachhaltigkeit die Absolution. So hatte er, trotzdem er mit allem Eifer jede Zweideutigkeit zu vermeiden suchte, doch fortwährend gegen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, die ihm sogar zumeist durch Verrätherei seiner geistlichen Brüder bereitet wurden.

Eben hat die Domuhr die Mittagsstunde verkündet. Pater Romualdus, auf einem einfachen Holzsessel sitzend, ist mit dem Durchlesen eines Manuscriptes beschäftigt, als es leise an die

Thüre pocht und nach einem salbungsvollen „Herein!“ die Gestalt eines Geistlichen im Zimmer erscheint und mit einem schuldigen Gruß vor den überraschten Collegen tritt.

Und in der That war die Ueberraschung des Pater Romualdus bei dem Anblick des ungeahnten Besuchs eine unverkennbare und tiefgreifende. Denn seit vielen Jahren hatte er denselben nicht mehr gesehen, — ja, ihn mit allem Eifer aus seinem Gedächtniß zu verbannen gesucht, und nun stand er, der große, stattliche Mann, der ehemalige Freund und Vertraute, — nun stand unerwartet Pater Bonadus vor ihm.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ begann der Eingetretene mit ehrfurchtsvoller Verbeugung.

„In Ewigkeit, Amen!“ lautete die weniger kalte als verlegene Antwort des Pater Romualdus, der sich langsam erhob und sein Manuscript bei Seite legte.

Eine kleine, für beide eine drückende Pause trat ein. Mit einem fragenden Blicke und einer steifen Handbewegung hieß er den Eingetretenen Platz zu nehmen.

„Ein fremder — — unerwarteter Besuch, das,“ bemerkte der Hausherr mit einem eigenthümlichen, zweideutigen Lächeln, „nehmt Platz, Pater Bonadus, — — was führt Euch zu mir?“

„Ich danke für den dargebotenen Sessel,“ entgegnete der also Angeredete mit unverkennbarem Stolz, und im Ton erfahrner Kränkung fuhr er fort: „unsere Geschäfte können schnell erledigt sein, wenn Ihr den alten Groll, der uns entfremdet — entzweit hat, auf einige Augenblicke vergessen wollt. Ich habe ein Uebriges gethan, daß ich zu Euch gekommen bin, der Beleidigte — — der Gekränkte zu seinem offenkundigen Gegner!“

„Was habt Ihr so Großes gethan, Pater Bonadus?“ lautete die keineswegs versöhnliche Entgegnung. „Ihr seid zu mir gekommen — wer weiß, welches Interesse am schwersten auf die Waagschaale fällt! — Lassen wir übrigens jede Erinnerung an vergangene Zeiten, — sagt, was führt Euch zu mir?“

„Ich kann Euch nur dienen, wenn ich aus vergangenen Zeiten rede. — Die sollt Ihr nicht vergessen, — — nur den

Groll und Haß gegen mich. — Ich muß Euch in die heißen Tage im westlichen Afrika zurückführen."

„Alte Geschichten! — nun?" unterbrach Pater Romualdus.

„Wohl — alte Geschichten! — Ihr habt mir einmal den Anfang erzählt, — das Ende will ich Euch heute berichten — das ist der Zweck meines Besuchs; es wird sich zeigen, ob sich die daran geknüpften Hoffnungen verwirklichen lassen. — — — — Es sei ferne von mir, Euch an jene schöne Zeit zu erinnern, in welcher wir im schönen Lande Bambuk lebten und den afrikanischen Schwarzen das Christenthum predigten, — an jene Zeit unserer Freundschaft. Und doch könnte ich es mit gutem Recht, denn ich bin nicht gekommen, Euch um einen Dienst anzusprechen, auch habe ich mich niemals unwürdig und verrätherisch gegen Euch benommen. Und doch tritt mir im jetzigen Augenblicke jene schöne Zeit der Verbrüderung lebhafter als jemals vor die Seele und läßt auch die kleinsten Begebenheiten in die Erinnerung treten. Längstverwischtes — Längstvergessenes tritt vor mein geistiges Auge, als hätte ich das Alles erst gestern erlebt. — Ihr hieltet mich damals für einen Freund und habt Euch in mir nicht getäuscht; — Ihr würdet mich sonst gewiß nicht hier finden. — Ich besaß Euer Vertrauen, — Ihr sprachet offen und frei heraus mit mir, wie man das thut bei treuen, ehrlichen Freunden. — — Es war nicht Eure Absicht, in den Priesterstand zu treten; — düstere, traurige Verhältnisse bestimmten Euch zu dieser Laufbahn."

„Wer sagt Euch das?" unterbrach Pater Romualdus die Rede seines Besuchs. „Ich kann mich nicht erinnern, daß wir so vertraut waren —"

„Um Liebesgeschichten aus der Zeit vor Eurer nachherigen Berufsrichtung erzählen zu können," fiel ihm Pater Bonadus in's Wort. „Urtheilt selbst, ob ich recht unterrichtet bin und ob ich das, was ich davon weiß, von einem Dritten erfahren konnte."

Ein tiefes Roth ergoß sich über das scharf markirte Gesicht des also Angeredeten, — die Zornadern schwollen hoch an und auf seinen Zügen lagerte sich jene Bangigkeit, die uns beschleicht,

wenn wir unerwartet an ein Geheimniß unseres Lebens erinnert werden, das wir von aller Welt ungekannt wissen möchten. So gern er aber diese Unterhaltung abgebrochen hätte, so viel Unruhe bereitete ihm die Ungewißheit, in wie weit er sich damals vergessen hatte, den nunmehrigen Gegner in ein Jugendgeheimniß einzuweihen, das er bisher keinem Menschen weiter mitgetheilt hatte und dessen Mitwissenschaft ihm im höchsten Grad peinlich und qualvoll war.

„Ihr habt die Universität Jena besucht, — und dort ein munteres Studentenleben geführt. — — — — Ihr seid überrascht, — — Ihr habt mir selbst einmal in einer vertraulichen Stunde eine Menge Erlebnisse aus jener Studienzeit erzählt. — Ihr wolltet Medicin studiren, — ein seltsames Ereigniß hat Euch für die Theologie bestimmt. — Wer sollte das glauben? — die schwärmerische Liebe zu einer schönen und liebenswürdigen Sängerin war unbeantwortet geblieben, und aus dieser schmerzlichen Täuschung entwickelte sich jene Umwandlung, die Euch zum Theologen machte."

„Ein schöner Roman," — begann Pater Romualdus mit erzwungener Fassung und einem höhnischen Lächeln, als sein Gegner einen Augenblick inne hielt. „Das muß ich sagen: wie Ihr Euch aufs Erzählen versteht! — Doch weiter — weiter —" fuhr er dann mit gepreßter Stimme fort, „weiter in der Geschichte, ich folge mit sichtlichem Interesse!"

„Das glaub' ich Euch," lautete die kurze Antwort auf diese höhnische Einsprache. „Es muß eine warme, schwärmerische Liebe gewesen sein, die Euch zu dem Mädchen ergriffen hatte; denn wie könnte sonst wohl der Entschluß in Eurer Seele zur Reife gediehen sein, die einmal begonnenen Studien aufzugeben und anstatt Mediciner ein Theologe zu werden? Ihr wißt, was das bei unserem strengen Kirchenregimente heißt — — Ihr habt sicherlich schon in mancher Stunde diesen Schritt bereut. — — — Doch davon zu reden, liegt nicht in meiner Absicht. Anderes führt mich hierher. — — — Ihr seid Theolog geworden und habt als Feldprediger den ersten geistlichen Dienst verrichtet. — Ja, als Feldprediger — — und doch hat es der

Lenker unserer Schicksale seltsam genug gefügt, Euch zum Seelsorger Eurer ehemals Angebeteten zu machen, als diese, in den letzten Zügen liegend, nach den Tröstungen der Kirche verlangte. Habt Ihr dem armen, unglücklichen Weibe verziehen? — habt Ihr ihren letzten Willen erfüllt? — — tritt Euch nicht jetzt, in diesem Augenblicke, die Sterbestunde jener Frau vor die Seele? — — — wie sie ihr schwer gedrücktes Herz erleichtert und voll Vertrauen sich an Euere Gewissenhaftigkeit wendet! — Es ist wohl schon lange her, daß ihr der Jugendgeliebten die Sterbesakramente dargereicht habt und sie ihre einzige Tochter Euerem Schutze anempfahl. — Doch vergessen habt Ihr sie nicht, trotz der Jahre, die seitdem dahin gerollt sind. — Ich weiß es — hab' es aber noch Niemanden sonst vertraut — eine düstere Erinnerung klebt an jener Sterbestunde. — — — Sie hatte Euch verschmäht, ihr Herz aber einem Unwürdigen geschenkt. Ein reicher angesehener Baron, von ihrer Schönheit geblendet, wußte ihr unschuldiges Herz zu fesseln; aber ihre Gegenliebe ward für ihn die Quelle namenloser Qualen. Jener reiche Baron, damals ein unbesonnener Jüngling noch — war ein Glied der einflußreichen Familie Goldbeck."

Hier hielt der Redner inne. Sein tiefschwarzes Auge beobachtete mit scharfen Blicken das Benehmen des Pater Romualdus. Durch ein flüchtiges Lächeln suchte dieser seine unverkennbare Verlegenheit zu verbergen, — aber seine Hand zitterte, sein Auge starrte verworren vor sich hin und seine Zunge war ihm wie gelähmt.

„Ja, Ferdinand von Goldbeck war sein Name," fuhr nach einer kleinen Pause Pater Bonadus fort. „Ihr habt mir dies damals erzählt; ich erinnere mich dessen noch ganz genau, — und treffen auch die mir später gewordenen Mittheilungen damit zusammen. — — Ferdinand von Goldbeck heirathete die schöne Sängerin im Ausland und war auf die Bühne getreten, wo er aber kein Glück hatte. — — Die schönen Tage der jungen schwärmerischen Ehe waren jedoch alsbald zu Ende. — Kummer und Sorgen stellten sich ein — und nur gewöhnt, im Ueberfluß ein sorgenloses, heiteres Leben dahin zu träumen, überwältigten

den jungen Gatten schon nach Jahresfrist die drückenden, traurigen und dürftigen Verhältnisse. Dazu kam der schlechte Erfolg seiner angestrengtesten Bemühungen, auf der Bühne sein Glück zu versuchen. — Reue und Verzweiflung bemächtigte sich seiner, — er stürzte sich in ein ausschweifendes, leichtsinniges Leben, — vernachlässigte — kränkte — — ja, mißhandelte sogar seine Gattin, — die, wie Ihr mir damals im Schatten der Mimosen an den Ufern des Senegal erzähltet, noch in der Sterbestunde mit schwärmerischer und glühender Liebe an ihm, dem Unwürdigen, hing. — Er hatte sie treulos verlassen und in einem vielbewegten Leben Zerstreuung gesucht, als ihn der zürnende Vater mit unerbittlicher Härte von sich stieß. Die unglücklichen Gatten sahen sich nie mehr. — Sie starb in Sonneberg, während er vielleicht am äußersten Ende der Erde in Lust und Freude schwelgte. — — — Soweit geht Euere Kenntniß von dem Schicksal zweier Menschen, welchen Ihr Euere Theilnahme nicht versagen könnt, — denn — — denn sie haben Euere jetzige Stellung schaffen helfen und Euer Herz für jedes wärmere, tiefere Mitgefühl verschlossen!"

„Pater Bonadus, was sprecht Ihr — hier, in meiner Gegenwart — auf meinem Zimmer!" rief Pater Romualdus, sich rasch erhebend und mit zornglühendem Angesicht in leidenschaftlicher Erregung.

„Euch in's Angesicht, Pater Romualdus!" lautete die feste und entschiedene Antwort.

„So seid Ihr gekommen, um mich zu beleidigen, zu kränken, — Euch an mir zu rächen!"

„In keiner der angeführten Absichten. — Nein, solche Gesinnungen sind meinem Herzen fremd; ich liebe mit allem Eifer so zu handeln, wie ich es mit der Lehre unseres Erlösers vereinigen kann, also niemals Rache zu üben oder durch Beleidigung und Kränkung Aergerniß zu bereiten. Wehe dem, der Aergerniß bringt, sagt unser Heiland. Würden doch die Prediger seiner göttlichen Lehre jederzeit diesen Ausspruch ihres Meisters beherzigen, wie viel Unrecht wäre nicht begangen, wie viel Unheil nicht hervorgerufen und wie viel Aergerniß nicht bereitet

worden! Ja, am geweihten Stand der Priester liegt es hauptsächlich, wenn das Volk lässig und lau in der Befolgung des göttlichen Wortes wird; — unser eigenes Leben ist der Widerspruch unserer Lehren. — So lange man noch von heiliger Stelle herab auf Andersgläubige schimpft und in großen Farben deren ewige Verdammniß predigt und den Pfeil der Zwietracht, den Zündstoff des Vorurtheils in die große Christengemeinde schleudert, so lange wird es auch nicht besser bei uns, so lange verkennen wir auch den höheren, göttlichen Beruf unserer Mission als Prediger der heiligen Christuslehre. Ich bin als Ketzer verachtet und als ein Scheusal geschmäht und als ein Priester des Satans ausgeschrieen worden, — aber dennoch ist in meinem Herzen noch kein Fünkchen Rache aufgekommen. Auf so unwürdige Weise zurückgesetzt und beschimpft vor meinen sämmtlichen geistlichen Collegen, trage ich aber doch keinen Groll im Herzen, sondern die Liebe der Vergebung und Versöhnung, wie sie der Heiland auf Golgatha in den unvergänglich schönen und bezeichnenden Worten aussprach: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!" — — Ich habe durch ein langes, hartbewegtes Leben hindurch nur die höchste Gottesgnade der christlichen Lehre, die Liebe, gepredigt; und eben, weil ich die Versöhnlichkeit, die reine, lautere Liebe des Friedens predigte, hat man mich einem Wirkungskreis entzogen, in welchem ich doch niemals etwas Unwürdiges vollbrachte, sondern durch tausend und abertausend Beispiele beweisen könnte, daß ich oftmals heilsamer auf meine gläubigen Zuhörer wirkte, als so viele Andere, die über dem Staat der Kirche das Wohlergehen der gesammten Menschheit vernachlässigt und vergessen haben. Aber wir wissen ja, daß die Menschheit der Kirche wegen, und nicht die Kirche der dürftigen Menschheit wegen da ist! Sie erhält und verherrlicht die Kirche, — und diese spendet Trost und Seelenfrieden dafür ihren Gläubigen!" — —

„Das ist zu stark, Pater Bonadus," unterbrach Pater Romualdus die mit Begeisterung gesprochenen Worte des Amtsbruders. „Die Kirche ist eine Offenbarung, ihre Wahrheiten sind ein Ausfluß der göttlichen Gnade und stehen unumstößlich

fest. Was aber wahr ist, ist ewig wahr! Diese ewigen, von Gott uns offenbarten Wahrheiten sind die Grundsäulen, auf welche der Mensch sein eigenes und gesellschaftliches Leben unter der Leitung des von der Vorsehung eingesetzten Lehramts zu gründen hat. Wir Priester haben die heilige Verpflichtung, uns mit Eifer und Fleiß als Arbeiter am Gottesbau einzustellen; — um aber da mit Erfolg wirken zu können, müssen vor allen Dingen auch bei uns seine göttlichen Fundamente feststehen. Wir müssen in den mannigfaltigen Richtungen der Zeit das Berechtigte von dem Unberechtigten wohl unterscheiden und die Lösung der großen Streitfragen der Gegenwart einzig und allein in den Wahrheiten des Christenthums suchen. Selbstverständlich können wir dies nur, wenn wir freudig und frisch und kräftig uns der Lebensanschauung unserer Kirche mit ganzer Seele hingeben. Wir aber sind die Träger der kirchlichen Autorität, wir haben wachsamen Auges darauf Bedacht zu nehmen, daß die einmal feststehenden, unveränderlichen Kirchensätze ohne Unterlaß festgehalten und mit gewissenhafter Strenge befolgt werden. Es steht daher die Kirche jetzt, wie vor Jahrhunderten schon, dem falschen liberalen Absolutismus der Zeit entgegen; jenem Absolutismus, in welchem die politischen Parteien erhitzten Gemüths um den Sieg kämpfen, um alsdann unter dem Lügenscheine der Vollziehung des Volkswillens herrschen zu können, — jenem Absolutismus, welcher keinen Gott kennt, keine Pietät, keine Geschichte, kein erworbenes Recht und kein Gewissen achtet und stets mit offen und frei zur Schau getragenem tiefem Hasse gegen die Unfehlbarkeit unserer Kirche erfüllt war. Dieser Verirrung habt Ihr, Pater Bonadus, das Wort geredet; — Ihr habt das göttliche Mandat der Kirche nicht anerkannt, sondern bekämpft; Unfrieden, Zweifel und Neuerungssucht gepredigt und wahre christliche Liebe mit dem modernen Liberalismus, den wahren, rechten Glauben mit der falschen, teuflischen Denkfreiheit verwechselt. Die ganze Kirchenverfassung ist von Christus, also von Gott ausgegangen; — sie ist eine unantastbare Uebertragung — von dem göttlichen Erlöser auf die Apostel, von diesen auf ihre Nachfolger und von diesen wieder auf die von ihnen geweihten

und eingesetzten Priester übergegangen. Es ist eine heilige Sache der Kirche, ihre Brüder zu überwachen und dafür Sorge zu tragen, daß ihre Dogmen festgehalten werden. Ihr dürft Euch darum nicht beklagen, wenn man Euch einem Wirkungskreis entzog, in welchem ihr nur einen schädlichen Einfluß geäußert habt, ganz und gar vergessend, daß Euch die Priesterweihe nur unter der festen Voraussetzung geworden ist, daß Ihr ein treuer Lehrer der göttlichen, unveränderlichen Wahrheit sein werdet. Von der guten Besetzung der Kirchenstellen hängt vor Allem auch das Gedeihen der Kirche ab. Es schleichen Wölfe genug um unsere und in unserer Heerde herum, es ist hohe Zeit, daß der Priesterstand durch Gesinnungstüchtigkeit sich hervorthut. Es darf ferner nicht mehr Frage sein, wer die Pfarrstellen zu besetzen hat und durch wen sie zu besetzen sind, — ob die Bischöfe oder die Freimaurer, diese Feinde der Kirche, die Besetzung der Kirchenstellen leiten. — — Ich weiß, daß auch Ihr einmal diesem Höllenbunde angehört habt, — — Jesuit und Freimaurer in einer Person! Ihr habt es sehr bereuen müssen! Ich bedauere Euere Verirrung, — Ihr habt ein schönes Talent, lebendigen frischen Geist und das Feuer einer mächtig fesselnden Rednergabe, — schade, schade, drei Mal schade um die herrlichen Kräfte, die der Kirche durch Euere falschen Wege verloren gegangen sind!"

„Ich habe nach bester Ueberzeugung gehandelt," nahm Pater Bonadus wieder das Wort. Die ernsten Worte seines ehemaligen Freundes erweckten bei ihm ein Doppelgefühl, dessen er nur mit der größten Geistesgegenwart Herr werden konnte. Die spitzfindige Polemik seines Gegners hatte ihn zu einer scharfen Entgegnung, und die ihm dabei zugefügte Demüthigung und Kränkung ihn zu einer beißenden Herausforderung veranlaßt. Aber noch rechtzeitig wußte er sich zu fassen, und seine Leidenschaftlichkeit bemeisternd, fuhr er mit erkünstelter Ruhe fort:

„Der Apostel Paulus schon hat in seiner Lehre die Denk- und Glaubensfreiheit garantirt, wenn er sagt: „Was gegen das Gewissen ist, ist Sünde." — Ist damit auch ausgedrückt, daß dasjenige, was gegen die Kirche ist, auch Sünde sei? — Gewiß

nicht. Gar manches ist veraltet und hat sich längst schon überlebt. — Ihr gebt zwar der Kirchenverfassung einen unmittelbar göttlichen Ursprung, — und doch finde ich in der heiligen Schrift nicht eine einzige Stelle, die mich zu dieser Annahme berechtigte. Und wenn nun die kirchliche Gesetzgebung ein Wille des göttlichen Erlösers war, wenn Ihr in der Bibel tausend und tausend Stellen zur Begründung dieser Behauptung anführen zu können glaubt, warum haben Zeit und Verhältnisse Jahrhunderte hindurch mit Erfolg daran gerüttelt und fortwährend, oftmals sogar den politischen Ereignissen Rechnung tragend, Verbesserungen herbeizuführen vermocht! Was göttlichen Ursprungs ist, das ist, das muß unvergänglich sein! Nur was von dieser Welt ist, das trägt den Keim der Vergänglichkeit in sich; — nur das Göttliche bleibt fest bestehen, in allen Stürmen der Zeit. Die Lehre des göttlichen Erlösers aber, wie er sie predigte und wie sie uns von den Aposteln mitgetheilt wurde, ist im Laufe der Zeit — ach, schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung — aufs Himmelschreiendste mißbraucht und mit Lehrsätzen versehen worden, die ihr keineswegs mehr das Ansehen ihrer göttlichen Abstammung wahren. — Ich ehre und achte und würdige die Autorität der Kirche, sobald sie an den streng biblischen Glaubenssätzen fest hält und, niemals den erhabenen Zweck des göttlichen Erlösers vergessend, sich nur um das Seelenheil und geistige Wohlergehen der gesammten Menschheit bekümmert, Liebe, Friede, Duldung und Gnade predigt und ein besseres Jenseits verheißt! Auf diesem Standpunkt stehe ich! Ich weiß sehr wohl, daß er nicht der der Kirche ist, — die sich durch unzählige Ungerechtigkeiten und unglaubliche Gewaltmaßregeln mit Schlauheit, List und Beharrlichkeit durchgewunden und denselben so gewonnen, verloren und wieder gewonnen hat. Von jeher war es ein eifriges Bestreben unserer Kirche, einen herrschenden, maßgebenden und entscheidenden Einfluß auch in rein weltlichen Angelegenheiten auszuüben. Jahrhunderte lang lag sie deßhalb mit der ganzen Welt im Kampfe; Jahrhunderte lang gebrauchte sie selbst die unerlaubtesten Mittel, um diese Herrschaft zu üben, den heiligen Be-

ruf ganz und gar vergessend, der ihre Diener zu Friedensboten, zu Seelenhirten, zu Tröstern und würdigen Vorbildern machen sollte. Nicht Segen und Heil lag in solchem unpriesterlichen Treiben, das so entschieden der einfachen, schlichten, göttlichen Christuslehre entgegen war. Herrschsucht und persönliches Interesse wußten so oft, unter dem beschwichtigenden Deckmantel der christlichen Religion, ihre geheime und offenkundige Befriedigung zu finden, daß sich selbst Kaiser und Könige, wie arme Sclaven, aller Ehre und alles Stolzes ledig, gehorsam fügten und Recht und Freiheit ganzer Völkerschaften in dem allmächtigen Willen der Kirche verloren gingen, daß auch keine Spur mehr von der reinen Lehre des göttlichen Erlösers zu finden war. Die Diener der Kirche, die Prediger dieses lauteren Glaubens, deren erster und höchster Beruf es sein sollte, denselben von allen menschlichen, überflüssigen Zuthaten rein zu halten, überall segnend und heilbringend, versöhnend und beglückend, tröstend und ermuthigend in das tägliche Leben einzugreifen, sie haben es einzig und allein verschuldet, daß sich durch Jahrhunderte hindurch das Christenthum verfälschte und die reine göttliche Lehre Christi mehr oder weniger ein Menschenwerk wurde! O, die Geschichte liefert für die traurige Wahrheit leider nur zu sprechende, mitunter schreckliche und scheußliche Beispiele; — Pater Romualdus, ich habe nicht nöthig, Euch dieselben einzeln ins Gedächtniß zurück zu rufen. Aber zu allen Zeiten und bei allen christlichen Völkern sind verschiedentlich erleuchtete Männer und Priester des wahren Glaubens freimüthiglich aufgetreten und haben auf den Verfall der Kirche, auf das Unwesen der Priesterherrschaft und auf heillose Mißbräuche aufmerksam gemacht. Sie haben uneigennützig die Wahrheit gesprochen, wenngleich ihre Zeit — das heißt die jeweilige Kirchenherrschaft — sie schonungslos und unter unmenschlichen Martern richtete. Doch die Geschichte hat ihr Gedächtniß erhalten, und die Nachwelt ehrt in ihnen die Märtyrer einer tiefen Religiosität!"

„Wollt auch Ihr Euch ein Gedenkblatt in dem Buch der Geschichte erwerben?" unterbrach der ehemalige Freund mit einem höhnischen Lächeln. „Ihr habt nun hinter den schweig-

samen Mauern Eures Klosters Zeit und Muse, über die Lösung der großen Probleme der Gegenwart nachzudenken. — Ich habe mich nun von der Gefährlichkeit Eurer Lehren selbst überzeugt. Bisher sprach noch manchmal das einstmals für Euch empfundene Gefühl der Freundschaft schonend und milde über Eure Reformationsbestrebungen; — nun aber, da ich Euch habe persönlich sprechen hören und Ihr mit starrem, unverbesserlichem Sinn auf Eurer falschen Glaubensrichtung beharrt, nun ist auch jede Nachsicht und Gnade aus meinem Herzen gewichen. Ja, Ihr gehört auch zu jener verwerflichen Zeitströmung, die uns jetzt allerwege umgibt, die täglich aus tausend und aber tausend Stimmen zum deutschen Volke redet und es zum falschen, trügerischen Schein verführt. Sie bedroht jede freie Willensäußerung, jede Selbstständigkeit und Selbstbestimmung, sie bedroht Haus und Kirche, Familie und Staat, ja sie bedroht alle hohen heiligen Güter der Menschheit. Mit jedem Tage wird es daher dringender nothwendig, diesem elenden, lügenhaften Liberalismus zu Leibe zu gehen, ihm seine verführerischen Gewänder der Freiheit und Aufklärung, der Brüderlichkeit und Gleichheit, des Fortschritts und Volkswillens, mit welchem er sich zu schmücken pflegt, um das höllische Werk der Verführung leichter vollbringen zu können, herunterzureißen, um ihn nackt und blos dem betrogenen deutschen Volke als ein Werk der Selbstsucht vorführen zu können! Eure Freigeisterei, Eure beabsichtigte Reformation aber geht mit dem modernen Liberalismus Hand in Hand. Freiheit und Gleichheit sind die argen Irrlichter, mit welchen Ihr Eure geblendeten Zuhörer irre zu führen versteht, aus ihnen entwickelt Ihr jenes Trugwerk, welches nicht nur die Seelen der Gläubigen beunruhigt, sondern sogar bis in das innerste Leben eingreift. Sein Charakter ist Gottlosigkeit, weßhalb sich sein Haß insbesondere gegen das positive Christenthum und seine treuen Anhänger kehrt."

„Ihr geht zu weit, Pater Romualdus," lautete die Entgegnung, „mein Glaubensbekenntniß entwickelt sich aus dem positiven Christenthum. Ich halte deßhalb auch unerschütterlich fest an dem Geist und der Wahrheit der uns überlieferten

Christenlehre. Ich kämpfe nur gegen die Auswüchse der sich im Lauf der Zeit gestaltenden Kirche, gegen deren Interesse an rein weltlichen Dingen. Ich ziehe nur gegen das falsche, heuchlerische Priesterthum zu Felde und bin weit davon entfernt, dasjenige zu wollen und zu vollbringen, wessen Ihr mich hier beschuldigt. Ihr habt vor vielen Jahren meine damals in der Hedwigskirche gehaltene Predigt in einer Brochüre angegriffen, habt mich verketzert und meinen guten Glaubenssätzen falsche, und meinen reinen Absichten unwürdige unterstellt. Euren Bemühungen war es gelungen, den befreundeten Amtsbruder, den treuen Genossen der heißen Tage im Lande Bambuk, am Faleme und Senegal, für immer seiner Wirksamkeit zu entziehen. Ich bin das Opfer einer unverzeihlichen Willkühr geworden; ohne Gericht gerichtet, dulde ich für die besten Absichten, welchen ich mein Leben und Streben widmete. Ich will mit Euch die Freiheit der Kirche als ein heiliges Gut gewahrt wissen, nicht minder aber auch die des Denkens und Glaubens, und damit die Möglichkeit eines vernunftgerechten Fortschritts. Stillstand ist Rückschritt, — auch für kirchliche Siege findet diese Wahrheit ihre Anwendung. Niemals wäre die Reformation mit ihren weitgreifenden Folgen ins Leben getreten, hätte man rechtzeitig vernunftgerechte Zugeständnisse gemacht, hätte man der Wahrheit und den Zeitverhältnissen Rechnung getragen. Ich will die Kirche frei von jedem weltlichen Einflusse wissen, ich will sie für alle Ewigkeiten feststehend haben, deßhalb wünsche ich ihre zwanglose Entwicklung. Eine schlimme, eine verhängnißvolle Zeit wird für sie einbrechen, wenn sie an dem alten Hergebrachten festhält und sich nicht frei macht von den Mißbräuchen, die übrigens schon längst der gesunde Sinn des Volkes gerichtet hat. Nicht in formalen Aeußerlichkeiten, nicht in Pracht und vergänglicher Herrlichkeit, bewährt sich die wahre Religiosität, sondern in der werkthätigen Liebe gegen alle Menschen, in ihrem heilsamen Frieden, in ihrer wunderwirkenden Versöhnung. Darin liegt die große Kraft des wahren Christenthums, daß es die Liebe predigt und durch die Hoffnungen eines zukünftigen Lebens die gläubigen Seelen mit den irdischen Schicksalen versöhnt.

Die christliche Kirche darf nimmer herrschen,—sie muß versöhnen und die Gemüther einem reinen, unsträflichen Lebenswandel zuführen. Ich kenne keine Kirche, die für sich unseren Kirchensatz der alleinseligmachenden Gewalt in Anspruch nehmen und hiernach Andersgläubige verketzern und verdammen dürfte! Unsere Kirche ist ebensogut ein Produkt jahrhundertlanger Zusätze und Verbesserungen, als die protestantische das der Reformation ist!"

„Ich verzeihe Euch diesen Vergleich, denn nach Eurer falschen, modernen Anschauungsweise gesteht Ihr der Kirche keine Autorität zu," bemerkte Pater Romualdus. „Die Kirche muß nothgedrungen über ihre Glieder jene Gewalt in Anspruch nehmen, die Christus ihr verliehen hat, insbesondere aber auch das Recht, alle Diejenigen, welche ihren Glauben verleugnen, aus ihrer Kirchengemeinschaft ausschließen zu können. Man unterscheide sehr wohl Kirchenfreiheit und Privilegien. Ehedem besaß unsere Kirche gar mancherlei Privilegien, die sich so zu sagen, ganz von selbst ergeben haben, sie sind aber leider so gut wie alle geschwunden. Doch die Kirche kann auch ohne solche Privilegien existiren. Ihre wohlerworbenen Rechte aber kann und darf sie nie und nimmer aufgeben. Ihr Auftreten ist von allem Anfang an ein göttlicher Auftrag, ihre Rechte sind somit göttlichen Ursprungs, unumstößlich, unantastbar, sie sind mit einem Worte heilig. Die Worte Christi: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich auch Euch," und „gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!" — Diese Worte des göttlichen Erlösers sind und bleiben das Fundament der Kirche, das geweihte Mandat, welches er damit seinen Priestern verliehen hat. Ob das Menschengeschlecht diese nun in gläubiger Andacht hören und sich ihrer göttlichen Sendung fügen will, — gleichviel, sie werden nie und nimmer aufhören, im Namen Gottes ihre Lehre zu verkündigen. Die Gottheit Jesu Christi ist Stifter unserer Kirche,—sie hat in derselben eine Autorität angeordnet, vermögen welcher sie lehrt und regiert. Hierin und in der göttlichen Verheißung liegt zugleich die festgegründete Thatsache, daß die Kirche in Uebung der Lehr-

autorität nicht irren kann. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, konnte die oberste Kirchenbehörde nicht anders handeln, als Euch, den falschen Priester, von der Stelle zu entfernen, wo Euere Bestrebungen Unheil und Revolution hervorgerufen haben würden. Ihr habt gegen die Autorität der Kirche gepredigt, habt sie in den Staub herabzuziehen gesucht, es ist dies eine unvernünftige und höchst strafwürdige Empörung gegen den Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde, — es ist eine schmähliche, schändliche Empörung, die wahnsinniger und unvernünftiger ist, als wenn sich die Menschheit bestrebte das Weltmeer auszuschöpfen. Glaubt aber nicht, Pater Bonadus, man hätte Euch gefürchtet und deßhalb Euren Einfluß unterdrückt. Die heilige Kirche, unsere Kirche ist kampfgeübt und kampfgewöhnt, sie ist jederzeit gerüstet und fürchtet sich vor keinem Kampfe! Sie hat glorreiche Siege gefeiert über ihre kecken Gegner, die sie vom Tage der Kreuzigung bis auf diese Stunde verfolgt haben. Gloria in Excelsis Deo! Die Kirche hat in allen Jahrhunderten gesiegt. — Es ist eine durchaus falsche Meinung, wenn Ihr glaubt, daß in unserer Kirchengemeinschaft ein freies, wissenschaftliches Forschen verboten sei. Das ist ein unverständiges, unwissendes, ein boshaftes Gerede, das aller Wahrheit und aller Geschichte spottet, es ist eine unerhörte Ungerechtigkeit gegen unsere Kirche!"

„An ihren Werken sollt ihr sie erkennen!" fiel ihm Pater Bonadus ins Wort. „In ihren Werken! Ich habe mich viel und anhaltend mit den blutbespritzten Blättern der Geschichte beschäftigt, — ich habe, wie Euch bekannt ist, ein volles, ganzes Leben darauf verwendet, ihre Wahrheiten und Lebensgeister kennen zu lernen, — aber ich müßte mich selbst betrügen, wollte ich mir ausreden, daß die Herrschsucht der römischen Kirche gerade über unser deutsches Vaterland namenloses Unheil verfügt hat, — daß sie nicht ein einziges Mal Liebe und Versöhnung predigte, sondern bei jeder Gelegenheit Haß und Zwietracht, Verfolgung und Unversöhnlichkeit unter die deutschen Brüder streute. Von Rom aus ging von jeher die qualvolle, folgenschwere Herrschaft, die ihren verderblichen Einfluß, bis auf un-

sere Zeit ausbreitet. Wir waren nicht immer Friedensboten, ausgerüstet mit der uns von Christus zur Pflicht gemachten Liebe! Warum redet Ihr nur von dem Mandat der Herrschaft, das Ihr mir in den sehr doppelsinnigen Worten des göttlichen Erlösers als feststehend entgegen haltet, — warum nicht von jenem höheren, einzig richtigen göttlichen Auftrag: überall, bei allen Menschen, in allen Verhältnissen die werkthätige Liebe zu predigen und durch musterhaftes Handeln in diesem Sinne als Vorbild voran zu gehen? Der wahre Christ des Christenthums steht über diesen kleinlichen, irdischen Verhältnissen! In ihm liegt die Liebe mit ihrem vollen, reichen Segen zum Heil der ganzen, der gesammten Menschheit verschlossen. Das ist mein Christenthum! Ich habe es stets offen und frei, nach bester, tiefinnigster Ueberzeugung gepredigt, — zuerst hier in allen Schulen und vor meiner theuren Gemeinde — dann im fernen Afrika, am grünen Vorgebirge, am Senegal und Falema, vor den heidnischen Malinke und Bambukier — und zuletzt wieder hier, vor einer treuen Gemeinde, die ihrem gemaßregelten Seelsorger auch in der Ferne noch ein ehrendes Andenken bewahrt und ihn hier mit offenen Armen wieder aufgenommen hatte. — Ueberall redete ich offen und frei, wie ich es vor Gott und meinem Gewissen verantworten kann. Wir erleben es nicht, Pater Romualdus, — aber es wird erlebt, vielleicht früher, als man es sich vermuthet: das römische Priesterthum — und damit auch unsere Kirche, weil sie ein Werk ihrer Diener ist — das römische Priesterthum geht seinem Ende entgegen, wenn es fernerhin noch auf seinen bisherigen Bestrebungen beharrt und nicht dem menschlichen Geiste sowohl, als der fort und fort schreitenden Zeit Rechnung trägt. Die Kirche wird es büßen, was sie in günstiger Zeit versäumt hat. Die düsteren Nebel des Mittelalters sind verschwunden, wir leben jetzt in einer Zeit in der es Tag wird und die Bildung ein Gemeingut des Volks, selbst bis in seine untersten Schichten herab, zu werden beginnt und die Morgenröthe einer besseren Zeit aus den traurigen Verirrungen und schmerzlichen Erfahrungen der Vergangenheit emporsteigt. Aber der wahre Glaube, fest und unerschütterlich in der reinen,

himmlischen Lehre unseres göttlichen Erlösers begründet, wird nie und nimmer untergehen, er wird frei werden von den vielen Zuthaten der Menschen und darum auch viel unmittelbarer auf Geist und Gemüth in allen Wechselfällen des menschlichen Lebens einwirken. Dieses reine, lautere Christenthum wird alsdann auch eine reine, lautere, vorurtheilsfreie Kirche schaffen, in welcher auf dem Altar wahrer Religiosität jederzeit die Flammen der Liebe, der Bildung und der Versöhnung brennen und so Gerechtigkeit und Wahrheit ausstreuen werden. Doch brechen wir ab, Pater Romualdus. Ich habe mich in Erörterungen eingelassen, die nicht zu dem Zweck meines Hierherkommens gehören; aber die mir durch Euch seiner Zeit gewordenen Kränkungen haben so viel des Zündstoffes in meinem Herzen angehäuft, daß ich mich so weit vergessen konnte, Eurer strenggläubigen Polemik zu antworten. Unsere Wege gehen ewig auseinander. Je mehr wir unsere Ideen austauschen, um desto größer wird die Kluft zwischen uns Beiden. Irre ich in dem, was ich für die göttliche Wahrheit halte, so möge mir einst Gott verzeihen, wenn ich vor seinem himmlischen Richterstuhl stehe; hienieden aber kenne ich keine Autorität an, die mich unveränderlich fest und unantastbar gewiß über dasjenige belehren kann, was ich aus dem tiefsten Grund meiner Seele bezweifle. Vor zwanzig Jahren glaubte ich mich, von jugendlichem Feuer beseelt, in ein vielversprechendes, thatenreiches Leben stürzen zu müssen, nur zu bald fand ich meine guten Absichten verkannt und meinen begonnenen Anlauf gehemmt, es lag im Interesse der Kirche, mich für immer unschädlich zu machen. Ich habe während dieser vielen langen Jahre über mein Verbrechen nachgedacht, mein Handeln reiflich und gewißenhaft streng erwogen, aber — bei Gott! — hätte ich noch einmal mein gewagtes Unternehmen zu beginnen, ich würde auch heute wieder in derselben Weise, in derselben Absicht wie damals handeln. Ihr seht, ich bin unverbesserlich, — lassen wir daher diesen zwecklosen Ideenaustausch, er reizt nur unsere Gemüther, ohne unsere innigste Ueberzeugung zu erschüttern. — — — — Ehe ich Euch aber den Schluß jener für Euch bedeutsamen Geschichte der talentvollen, liebenswürdigen

Schauspielerin zu Ende erzähle, beantwortet mir die Frage: „würdet Ihr in solchem Falle dem Amtsbruder gegenüber das geschenkte Vertrauen unberufener Weise zu weitreichenden Plänen benutzen?"

„Es kommt ganz auf die Verhältnisse an," gab Pater Romualdus, einige Mal unruhig im Zimmer hin- und hergehend, zur Antwort. „Ich würde es thun, wenn es zur Verherrlichung der Kirche, zur Beförderung des Glaubens geschehen könnte."

„Die Prämissen sind gut," gab Pater Bonadus mit vielsagendem Lächeln zur Antwort, „es handelt sich nun aber darum, wie Ihr in Eurem Folgesatz die Voraussetzungen erläutert. — Doch wir wollen uns hierbei in keine weitere Erörterung einlassen, die offenbar eine abermalige Streitfrage aufwerfen müßte, sondern kurzerhand den Grund meines Besuchs hervorheben. — Vor einer Stunde etwa hat sich ein hier wohnender alter Mann in meiner Wohnung und unter vier Augen als Ferdinand von Goldbeck zu erkennen gegeben, und — —."

Die Wirkung dieser Worte auf den Pater Romualdus war eine so nachhaltige und durchgreifende, daß der Redner, angenehm überrascht, in seiner Mittheilung inne hielt und einige Minuten lang das erschrockene, verlegene und unruhige Benehmen des hartnäckigen Gegners beobachtete.

In der That war Pater Romualdus auf diese Mittheilung nicht vorbereitet. Mit Blitzeseile schossen ihm alle sich hieran knüpfenden Folgen durch den Kopf; doppelt unangenehm und qualvoll, daß ihm sein größter Gegner diese Hiobspost bringen mußte. Im ersten Augenblick von derselben vollständig ergriffen, rief er:

„Nicht möglich! — Lebt er noch? — Ferdinand von Goldbeck!"

„Ferdinand von Goldbeck! — Er lebt in der Residenz, unter den dürftigsten Verhältnissen, von den peinlichsten Gewissensbissen gequält, Reue und Verzweiflung im Herzen."

„O redet, redet, — wir müssen ihm helfen, müssen ihn aufrichten!" unterbrach Pater Romualdus mit erkünstelter Theilnahme, sich den Schweiß auf der Stirne trocknend.

„Bittere Erfahrungen lehren Vorsicht!“ gab jener mit berechneter Ruhe zur Antwort. „Ich kann, ich darf Euch den Aufenthaltsort dieses unglücklichen Menschen nicht sagen. Er ist durch bittere Schicksale ein Sonderling geworden, der sich seit Jahren schon vor dem Leben und Treiben der Welt verborgen hält; — — Ihr werdet sein Versteck nie und nimmer erfahren, Pater Romualdus!“ fügte er mit einer vielsagenden Betonung hinzu, indem er ihn scharf fixirte. „Ihr seid und bleibt ein gefährlicher Gegner des armen unglücklichen Ferdinand von Goldbeck!“

„Wer sagt das?“ rief der also Angeredete.

„Eure und seine Vergangenheit, Pater Romualdus! — Die Schmarre Eures Gesichts ist noch ein sichtbares Zeichen jener ersten Begegnung. Er schlug die Terze mit verteufelter Meisterschaft, sie kostete Euch fast die schöne, stattliche Adlernase!“

„Keinen Spott, — Eure Mittheilung ist viel zu ernst.“

„Sie sollte Euch wenig kümmern, — denn Ihr habt mir ja vorhin Euren Umgang mit der nachherigen Frau von Goldbeck geleugnet. — Doch ich weiß noch jedes Wort, das Ihr mir vor beinahe zwanzig Jahren im Lande Bambuck über jenes Jugenderlebniß sagtet. Soll ich Euch an all das wieder erinnern? — an Euren Schwur, an Eure Rache, an die Sterbestunde der armen, bejammerungswürdigen Schauspielerin! — Ferdinand von Goldbeck ist hier, — er hat mir heute in einer herzzerreißenden Weise sein reuiges Gemüth ausgeschüttet, — er hat mir sein vielbewegtes Leben geschildert und in haarsträubender Lebendigkeit ein Bild seiner fürchterlichen Gewissensbisse gegeben. Schon seit Jahren besucht er meinen Beichtstuhl, ich kannte ihn nicht, — nur so viel hatte ich schon längst an ihm bemerkt, daß eine schwere Schuld auf seinem reuigen Herzen lasten müsse. — — Heute stürzte er wie ein Verzweifelter in mein Zimmer und verlangte mich zu sprechen. Ich tröstete ihn mit dem Worte Gottes, ich suchte sein zerknirschtes Gemüth wieder aufzurichten und verhieß ihm die Vergebung des himmlischen Vaters!“

„Da habt Ihr recht gethan,“ — schaltete Pater Romualdus

ein, als sein Amtsbruder inne hielt, offenbar in der Absicht, ihn zu einer Entgegnung zu veranlassen.

„Nun — fahrt fort!"

„Es kann kein Zweifel über die Person herrschen, denn der Unglückliche erzählte mir mit gewissenhafter Ausführlichkeit die Zwistigkeiten, die er wegen der schönen Künstlerin mit Euch hatte, erzählte mir sein Duell, seine Flucht, das Leben seiner Ehe, ihr Unglück und das schändliche Verlassen seines kranken, hilfsbedürftigen Weibs. — — — Die Ungewißheit, wie es ihr und seinem damals kaum wenige Wochen alten Kinde ergangen ist, erhöht seine Seelenangst, die Qual seiner Schuld. — — Es steht in Eurer Macht, Pater Romualdus, die letzten Lebenstage des Unglücklichen durch eine würdige Christenthat zu erheitern. Ihr seid im Besitz des letzten Willens seiner Frau, — kennet deren Leben und Sterben und wisset, wo jetzt ihre einzige Tochter lebt. Führet den unglücklichsten aller Menschen zu seinem Kinde, gebt ihm das Geheimniß ihres letzten Willens!"

„Wohlan, wo finde ich ihn?"

„Es bedarf dessen nicht, Pater Romualdus. — Ich will Euer Werkzeug sein, — will jede gute That in Eurem Namen ausführen. Gebt mir die Mittel und Wege an, vermittelst welcher ich dem Unglücklichen helfen kann. Seine Seele ist von düsteren, qualvollen Erinnerungen, von peinlichen Vorwürfen gemartert, — es ist ein erhebendes Christenwerk, ihr den verlorenen Frieden wieder zurück zu geben. — Ihr schweigt — — — darf ich hoffen, daß Euer Herz in christlicher Liebe entflammt und dem ehemaligen Gegner das zugefügte Weh und Leid — hochherzig und edelmüthig durch eine gute That wieder vergilt! — Pater Romualdus, Ihr schweigt! — — Ist Euer Herz so erbarmungslos — so voll der boshaftesten Unverzeihlichkeit, daß es den vor vielen, vielen Jahren zugefügten Schmerz noch nicht vergessen und verzeihen kann?"

„Vergessen, nie — verzeihen, ja. — — Verzeihen kann ich ihm, daß er mir eine düstere Wolke über den heiteren Himmel meines Daseins gezogen hat, meine Jugendfreude, den goldenen Morgen einer ersten und einzigen Liebe zerstörte und mir für's

ganze Leben eine Wunde riß, die immer und ewig bluten wird. — — Ich hab's ihm verziehen, dem gottlosen Buben", fuhr Pater Romualdus sich selbst vergessend mit gesteigerter Leidenschaftlichkeit fort, „aber das zugefügte Leid kann ich nie und nimmer vergessen. — Mit seinem Hohn hat er mich einstmals öffentlich zu beleidigen gewagt, mit seinem Geld hat er mir die Braut entführt! — — Ja, die Braut! — — Es war mein, das schöne gottvolle Weib, ihr Herz schwärmte mit mir in den seligsten Träumereien unserer Zukunft, — sie gelobte mir für's ganze Leben anzugehören, meine Gatrin zu werden, — mit mir Glück und Unglück zu theilen — zu leben und zu sterben. O, das war eine wonnige, selige, glückliche Zeit — — und ich schäme mich derselben nicht! — Da trat er zwischen uns — — und ich ward verstoßen; — der giftige Dolch der Täuschung drang bis zum Schaft in meines Herzens Tiefen! Da schwur ich ihnen in meiner wahnsinnigen Verzweiflung ewige Rache, — — und gab mir das Gelübde, nie mehr einem Weibe zu trauen, nie mehr um ihre Gunst zu buhlen oder mich den unsicheren Wogen ihrer Liebe zu überlassen. — — Ich habe Wort gehalten! — ich werde Wort halten! — — Ich bin ein Diener der Kirche geworden. Ich dünke mich nicht frei von Sünden. Auch mein Leib unterliegt den Einwirkungen des Bösen und Gottlosen, so sehr ich auch dagegen ankämpfe. Ja, manchmal wenn ich in ruhiger, ernster Stunde mein vielbewegtes Leben überschaue, da steigen die Bilder jener schwärmerischen Zeit mit ihrem verführerischen Reize und ihrem Weh und Ach lebendig vor meinem geistigen Auge empor und es will mir schier das Herz zerspringen, daß ich durch diesen Buben um ein schönes Glück betrogen worden bin! — — Aber der Himmel hatte mich zu einem höheren, zu einem göttlichen Berufe bestimmt. Ich sollte der Prediger seines Evangeliums werden, — ich sollte für die heiligen Rechte der alleinseligmachenden Kirche mit der ganzen Kraft meines Wesens kämpfen. Ich danke dem Schöpfer Himmels und der Erde, daß er in meiner Seele jene Umwandlung bewirkte, die mich schon hienieden zu einer himmlischen Freude emporgezogen hat! So bin ich ein treuer, gewissenhafter

und eifriger Prediger des Evangeliums geworden, Glück und Segen, Trost und Vertrauen im Namen Gottes, des Vaters und des Sohnes schaffend; — wer weiß, ob ich jemals im Stand der Ehe, als ein von Sorgen beladener Familienvater, jederzeit so gelebt hätte, um der höchsten Gnade des Himmels theilhaftig zu werden! — — — Ihr erinnert mich an die Sterbestunde jener Schauspielerin, — an ihren letzten Wunsch. — — — — Ich war bestrebt, einen Theil wenigstens davon zu verwirklichen. Die stolze, eigensinnige Tochter hat mich in der Ausführung gestört, — sie ist, was Eitelkeit, Stolz und Herrschsucht betrifft, ihrer Mutter gefolgt. Nur in Einem ist sie ausgeartet, und hierin hat sie meinen Zorn bis zum Aeußersten getrieben, — sie ist boshaft und rachedürstig bis zum Exceß! — — — Wir haben noch kein friedsames Wort gewechselt, — wir werden niemals eines wechseln! — — Doch ich will Euch zeigen, daß ich auch meinen Groll unterdrücken kann, und jenem Ferdinand von Goldbeck verzeihen. Seine Frau ist todt, — er soll durch mich ihre letzten Schicksale und die Existenz seiner einzigen Tochter erfahren. Sagt, wo finde ich ihn?"

„Das ist mir ein heiliges Geheimniß, — das ich nie und nimmer unbeachtet lassen werde. — Ihr habt nicht nöthig, Euch so stolz zu erheben und über das Schicksal dieser Unglücklichen zu richten, denn Ihr habt eine schwere Schuld abzutragen! — — ist es nöthig, Euch daran zu erinnern? Die Tochter lebt, der Vater kann mit ihr den Rest seiner Tage vergnügt und heiter leben, denn die qualvollen Sorgen um die Seinen sind vorüber und Gott hat ihm auch die Gnade der Versöhnung, als einen Trost himmlischer Vergebung, durch den Besitz seines einzigen Kinds verliehen. Nennt mir den Aufenthalt der Tochter, gebt mir den Euch gewordenen Auftrag der sterbenden Gattin, damit ich ihm sein Herz erleichtern und ich dieses herrliche, Gott wohlgefällige Werk reinster Menschenliebe vollbringen kann. — Sie hat Euch ein Testament hinterlassen —höchst wichtige Papiere— durch welche Ihr in den Stand gesetzt worden, nach ihrem Ableben für der Tochter Fortbildung und für deren Wohlergehen heilsame Schritte thun zu können. — Ihr habt jene Papiere." —

„Ja, jene Papiere sind in meinem Besitz," gab Pater Romualdus kalt zur Antwort; und indem sich eine trübe Stimmung auf seinem Angesichte lagerte, fuhr er fort;

„Jene Papiere sind Briefe ihres Gemahls, die der Tochter keinen Nutzen gewähren konnten; — — sie sind noch sämmtlich in meiner Hand — ich kann sie Euch einhändigen. — — — In der Sterbestunde hat sie mir aber freilich ein, für ihre Tochter höchst wichtiges Geheimniß gebeichtet, von welchem sie aber jetzt, im Interesse der Kirche und deren milden Stiftungen keinen Gebrauch mehr machen kann. Euch zur Beruhigung sei gesagt, die Tochter bedarf der Vortheile nicht, die ihr vielleicht durch die Eröffnung jener Mittheilung werden könnten, denn sie lebt in keinen unangenehmen Verhältnissen. Zudem haben wir es hier mit einem Beichtgeheimniß zu thun, und Ihr wisset, wie wir dies jederzeit im Auge zu halten genöthigt sind. — Jedoch führt mich zum Vater, ich führe ihn alsdann zur Tochter."

„Nein, das darf und kann ich nicht, Pater Romualdus," lautete die entschiedene Antwort. „Ihr habt ihm Rache geschworen, — trotz Eures priesterlichen Gewandes seid Ihr nicht der Mann, der einen solchen Vorsatz unausgeführt läßt. Euer Glauben gibt Euch durch Kirchenbuße schon hienieden die göttliche Vergebung der Schuld. — Lasset mich das edle Werk vollenden."

„Ich sage: nein, — ich bleibe bei meinem Wort! — Wollt Ihr in diesem Sinne handeln — überlegt's Euch, — Ihr wisset, wo ich wohne."

Pater Bonadus verbeugte sich stumm und ging.

Viertes Capitel.

— Nur der Glaube Aller stärkt den Glauben
Wo Tausend anbeten und verehren,
Da wird die Gluth zur Flamme, und beflügelt
Schwingt sich der Geist in alle Himmel auf.
Schiller.

Mit einem steifem, stolzen Kopfnicken hatte Pater Romualdus den freisinnigen Amtsbruder entlassen; nicht ohne Unruhe und Mißbehagen sah er ihn gehen. Sein Besuch war ihm von höchster Wichtigkeit, denn seine Mittheilungen hatten unberechenbaren Werth für ihn und die Kirche, deren Rechte er mit Feuereifer vertrat. Daß Pater Bonadus so höchst mangelhafte Anhaltspunkte gab und mit sichtlicher Absicht das für ihn wichtigere verschwieg, dies bereitete ihm Unruhe und gab ihm eine Unsicherheit im Handeln, die ihm höchst peinlich war.

„Er geht — der stolze starre Kopf!" brummte er verdrießlich vor sich hin, und indem er mit großen Schritten auf und nieder ging, fuhr er in bitterster Stimmung fort:

„Ich kenne ihn, — diesen Bonadus! Unwandelbar fest in einmal gefaßten Entschlüssen, verfolgt er mit eisiger Consequenz

den Gang seiner Ideen und gefällt sich in selbstgeschaffenen Rechtsprincipien, die er sogar in kecker Ueberschätzung der Unfehlbarkeit der Kirche entgegensetzt! — — — — Seltsame Fügung das, — daß gerade jetzt, in diesem Augenblicke wieder, die ersten Lebenszeichen von Ferdinand von Goldbeck auftauchen! — Das kann für uns Alle sehr unangenehm werden! — Ich hasse diesen Menschen so, daß ich vor innerer Erregung zittere, wenn ich daran denke, daß wir uns noch einmal gegenüber stehen können und alsdann in meinen alten Tagen jugendliches Feuer auflodert. Sein Bubenwerk hat mich aus einem glücklichen Leben gerissen und mein Herz zum Herde der glühendsten Rachegedanken gemacht. — — Ja, das schmerzt gewaltig und schneidet tief ins Leben ein, so mir nichts dir nichts einem theuren, heißgeliebten Wesen entsagen zu müssen, wenn man es recht, ehrlich und ehrbar gemeint hatte und wenn das jugendlich schwärmende Herz in seiner leidenschaftlichen Liebe keinen schöneren, keinen höheren Lebenslauf kannte, als ihm all seine Dienste mit uneigennütziger Selbstverleugnung und Hingabe zu widmen! — — Und ich liebte sie, meine Pauline; ich schwärmte, lebte und strebte für ihren Besitz; ich ward glücklich im süßen Wahn ihrer Gegenliebe. — — Ah, — da kam er, der reiche, stolze, hochmüthige Baron und ward mein Nebenbuhler — — der Entführer meiner Braut! — — So ungestraft, — so ohne alle und jede Genugthnung! — — Ich, der arme Student, der dürftige Sohn armer unbemittelter Eltern, — was konnte ich auch gegen jenen unternehmen? — Sein Spott und Hohn machten mich lächerlich und meine Herausforderung bestrafte er mit einem Hieb ins Gesicht, der mich beinahe das Leben kostete. Eine schwere Krankheit — ein hitziges Fieber warf mich viele Wochen aufs Schmerzenslager, — ich war meinem Ende nahe; — aber der Gedanke, mich noch an diesem Ferdinand von Goldbeck rächen zu müssen, ließ mich nicht sterben; — nach langem Leiden ging ich meiner Genesung entgegen. — Diesem fürchterlichen Rachegedanken opferte ich mein Lebensglück und um dieses gewaltige Gefühl in seinen unheilvollen Folgen zu sühnen, weihte ich mein Dasein dem Dienst der Kirche. Und der Herr erhörte meinen Schwur und ließ

mich wieder gefunden. Unterdessen aber war mein Gegner mit der jugendlichen Schauspielerin auf und davon. Ich habe ihn seitdem nicht mehr zu Gesicht bekommen und nur selten und seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört. — — Trotzdem hab' ich ihn aber doch noch nicht vergessen. — — Jetzt, daß ihn mir ein glücklicher Zufall endlich in die Hände liefert, jetzt fühle ich wieder das jugendliche, verwegene Blut von damals in meinen Adern rinnen, und ich bin bereit dasjenige zu rächen, was er mir einstmals elendiglich gethan hat. Gott hatte meinen Fluch erhört; und um den Himmel mit meiner schwarzen That zu versöhnen, hab' ich ihm, als treuer Diener der Kirche, mein ganzes, volles Leben geweiht, hab' dem Orden der Gesellschaft Jesu meine geringen Habseligkeiten vermacht, doch habe ich dafür bis jetzt auf Erden nichts weiter gehabt, als meinen strengen Beruf und die bittere Täuschung im vergifteten Herzen!"

Ein leises Pochen störte den geistlichen Herrn in seinem Selbstgespräche. Alsbald hatte er sich gesammelt und mit einem äußerst weichklingenden „Herein" den Besuch erwartet.

Selten nur hing er solchen Erinnerungsgedanken nach, denn sie durchzuckten fieberhaft sein Wesen und verstimmten ihn auf Tage; daher war er keineswegs unangenehm berührt, daß er aus seiner düsteren Stimmung gerissen wurde. Er war sonst wohl ein ruhiger, ernst überlegender Character, der alsbald das wichtigere und bedeutsamere eines Ereignisses herausfand und für sich oder die Kirche zu benutzen wußte; aber durch die in seiner Seele geweckten schmerzlichen Jugenderinnerungen wurden diesmal die für ihn so entscheidenden Thatsachen ganz und gar verdrängt und es bedurfte in Wahrheit noch einer ganz eingreifenden Begegnung, ehe er sich aus seinen Jugendträumereien aufrütteln konnte, lag ja für ihn und das Haus Goldbeck in dem Wiedererscheinen seines ehemaligen Nebenbuhlers die Mahnung größter Vorsicht und das Schreckensgesicht einer verhängnißvollen Entscheidung. Ja, jener Entscheidung, für die er im Interesse der Kirche ängstlich besorgt war, die ihm aber doch nur die einzige Genugthuung und Rache bereiten konnte. Wie anders aber mußte es sich für ihn gestalten, wenn, durch den

felsenfesten Character eines Paters Bonadus unterstützt, der verborgene Gegner ihm einen Vortheil nach dem andern wegnahm und ihn unter der Wucht seiner beabsichtigten Rache unschädlich machte. Pater Romualdus dachte in diesem Augenblicke nur an das ihn persönlich treffende und war weit davon entfernt, die Möglichkeit in Betracht zu ziehen, die so manchen Geheimnissen der Vergangenheit nachtheilig werden konnte. Der angemeldete Besuch kam rechtzeitig genug, um ihn wieder an dasjenige zu mahnen, welches für ihn und die Vortheile der Kirche niemals außer Augen gelassen werden durfte.

„Gelobt sei Jesus Christus!" rief eine keineswegs leise Frauenstimme beim Oeffnen der Stubenthüre.

„In Ewigkeit, Amen!" lautete die Antwort des Pater Romualdus, dessen ernste Gesichtszüge beim Klang des nicht unangenehmen Besuchs sich freundlich verklärten.

„Störe ich Sie, mein hochwürdigster Seelsorger, so komme ich zu anderer Zeit."

„Keineswegs," lautete die rasche Antwort des Angeredeten. „Seien Sie mir herzlich willkommen."

Nun erst trat die bisher noch unter der Stubenthür harrende Dame näher und eilte mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung auf den geliebten Seelsorger zu.

Wir haben es hier mit einer alten Bekannten zu thun, die wir an ihrer schreienden Stimme sowohl, wie auch an dem Mangel vollzähliger Zähne als Fräulein Polly wiedererkennen.

Sie ist bei dem geistlichen Herrn bekannt, denn ohne auf seine Einladung zu warten, hat sie sich auf einem Sessel niedergelassen, die Hände zum Gebet über der Brust gefaltet und mit ihren großen grauen Augen einen frommen Blick nach dem Pater Romualdus gesendet.

„Sie sind erschöpft, meine liebe Schwester in Christo," redete dieser sie an, indem er ihre Rechte ergriff und eine Weile in der seinigen ruhen ließ. „Sie haben wohl schon die heilige Messe gehört, meine Liebe; — ich weiß, Sie sind eine treue

fromme Christin und erfüllen jegliches Gebot der Kirche, zum Heil und Segen Ihrer Seele."

„O Gott, vermöchte ich jederzeit einen reinen und unsträflichen Lebenswandel zu führen."

„Sie werden es können, sobald Sie bei all Ihrem Thun und Lassen den göttlichen Erlöser und die heilige Jungfrau im Auge haben. Sie sind Vorbilder verklärter, himmlischer Natur; — jede That vollbringen Sie in deren Namen, und das Himmelreich ist Ihnen gewiß. — Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir bei Gott haben sollen, — aber die Gnade des Himmels wird jede gute Bestrebung belohnen und die Liebe zur alleinseligmachenden Kirche mit dem herzlichsten Empfang an der Pforte des jenseitigen Lebens wiedervergelten. Es ist ein mächtiger, kräftiger Bau, diese Kirche; all ihre Widersacher müssen an ihren festen, unumstößlichen Wahrheiten zerschellen und in das schwarze Grab der ewigen Hölle fahren! Im Osten und Westen, im Norden und Süden, überall, überall auf dem ganzen Erdenrunde hat unsere Kirche ihr Kreuz errichtet und ihr Weihwasser der Liebe und Gnade ausgegossen, und ihre himmlische Berufung die Sünden der Gläubigen vergeben. Wer der heiligen Kirche getreu ist in allen Lagen des Lebens, wer in ihrem Interesse wirkt und schafft, für ihren Ruhm, für ihre Macht sorgt, den wird sie einst auch unter Allen herausfinden und schützend durch die Qualen des Fegfeuers geleiten. O es ist kein leerer Wahn, daß unsere Kirche von Gott eingesetzt wurde, damit sie die sündhaften Kinder der Erde vor dem allerwege umherschleichenden Satanas schütze. Die Kirche hat daher auch ein heiliges, von Gott ihr garantirtes Recht, von allen rechtgläubigen Christen unbedingten Gehorsam und treue Befolgung der Kirchenlehren zu verlangen; denn nur durch sie kann man in das ewige Leben eingehen und Vergebung der Sünden erlangen. Daß sich dieser Gehorsam, diese Treue zunächst hauptsächlich auch in der Liebe und Hingabe zu der durch die priesterliche Weihe geheiligten Person des Geistlichen ausdrückt, ist selbstverständlich; es weist die Kirchengeschichte bewunderungswürdige Beispiele dieser Art auf. —

Ich verstehe Ihre gläubige Liebe in dieser Hinsicht gerechtermaßen sehr wohl anzuschlagen, und weiß, daß Ihr Herz von dem rechten Glaubenseifer erfüllt ist, weßhalb ich auch Ihnen vor all den Schwestern in Christo einen ganz besonderen Vorzug gebe. O, es ist etwas erhebendes, etwas beglückendes für den Seelsorger, einen treuen, gläubigen und hingebenden Mitchristen gefunden und ihn seiner kirchlichen Lehren und eifrigen Bestrebungen würdig erkannt zu haben!"

„Welch' ein erhebender, welch' ein beglückender Trost ist diese Versicherung!" rief Fräulein Polly aus, indem sie einen dankenden Blick nach oben richtete. „Ja, die wahre Religiosität bedingt ein umfassendes Vertrauen zu demjenigen Geistlichen, dem wir unser gläubiges Herz erschließen, in dessen geweihte Seele wir unsere geheimste Vergangenheit, unsere ganze vollständige Gegenwart, sammt den rechten und ungerechten Wünschen und Hoffnungen für die Zukunft niederlegen, — und dessen Trostwort unser Dasein verschönert und unsere Sterbestunde zum Moment überirdischer Freude erhebt. Mehr als es die Eltern vermögen, oder der Bruder, die Schwester, der Freund oder Bekannte, — ja mehr, als selbst das Sakrament der Ehe es gestattet, besitzt der Seelsorger unser Vertrauen! Vor der Kirche gibt es kein Geheimniß, — vor ihrem alles durchdringenden Auge darf und kann es kein Geheimniß geben, wie könnte sie sonst auch für alle Gläubigen eine Quelle des Segens, des Trostes und der himmlischen Freude werden!"

„Amen, Amen!" rief Pater Romualdus, von der mit Lebhaftigkeit gesprochenen Rede der Fräulein Polly sichtlich entzückt und mit einer Begeisterung, die auch die Freiheit, mit der er ihr einen heißen Kuß auf die Stirne drückte, einigermaßen entschuldigen mag.

„Vortrefflich, meisterhaft, mir ganz aus der Seele gesprochen!" fuhr er dann mit freudestrahlenden Augen fort, „so — von diesem Geist durchdrungen, übt die Kirche das ihr von Christus übertragene Mandat zum Heil und Segen der rechtgläubigen Christenheit. Uns Pfarrern ist der heilige Beruf geworden, durchs ganze Leben hindurch, in diesem Sinne zu wirken und

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

zu schaffen. Wir sind die Träger und Hebel der großen Kirchengemeinschaft, wie sie der göttliche Erlöser unwiderruflich, unantastbar und unveränderlich festgesetzt hat. Das erste und vornehmste Gesetz, welches Jesus Christus seiner Kirche aufgelegt hat, ist die Fürsorge: sich jederzeit würdige Priester, gewissenhafte Seelsorger und eifrige Diener seiner göttlichen Sendung zu erhalten; und die höchste Geistlichkeit hat ein strenges und wachsames Auge über diese so sehr wichtige und bedeutende und von Christus angeordnete Einrichtung zu halten. Denn wie der Hirte, so die Heerde, — und was ist ein Heer ohne gute Führer? oder was ist ein Gericht mit treulosen parteiischen Beamten? — Ein guter Priester wird jederzeit eine gute Gemeinde heranziehen und ein richtiger würdiger Seelsorger stets das ihm geschenkte Vertrauen seiner Gemeinde zum Segen derselben verwerthen. — — Sie, meine Liebe, haben mir Ihr jungfräuliches Herz erschlossen, das rein und keusch in überirdischer Liebe erglüht, die sich in ihrer Offenheit und Treue, in Ihrem Vertrauen und Ihrer Hingabe untrüglich ausspricht. Solchen Seelen steht das Himmelreich offen, — denn sie finden in der treuen Anhänglichkeit für ihre Kirche zugleich auch unantastbare Vergebung der Sünden! Halten Sie fest an diesen Vorsätzen, die sich unter meiner Hand so tief in Ihre schöne Seele eingeprägt haben."

Bei den letzten Worten hatte der würdige Geistliche die Hände der sittsamen und strenggläubigen Jungfer ergriffen und einige Mal in frommer Gesticulation ans Herz gedrückt, worauf sie ihr gealtertes Haupt, wie von einer inneren krampfhaften Bewegung dazu gedrängt, eine Weile auf seinem Arm ruhen ließ, während seine Hand sich auf ihre Schulter stützte.

Ein tiefer Seufzer der frommgläubigen Schwester in Christo sollte den gestrengen geistlichen Herrn an die allzulang andauernde Pause erinnern; und indem er seine Hand zurückzog, drückte er einen Kuß auf ihre Stirne, worauf sie in gläubiger Andacht wie zum Gebet die Hände faltete.

Pater Romualdus legte alsdann beide Hände auf ihr locken-

loses Haupt und sprach mit tiefem Gefühl und in priesterlicher Salbung:

„Der Segen der gebenedeiten Jungfrau begleite Dich auf allen Wegen und erhalte in Dir ein würdiges Glied der allein seligmachenden Kirche!"

„Amen!" lispelte niederknieend Fräulein Polly, worauf sie Pater Romualdus mit unbeschreiblicher Theilnahme und mit ungeheuchelter Zärtlichkeit wieder empor hob. Diese erbauliche Scene dauerte nur wenige Minuten und wurde mit einer Geläufigkeit und mit so ineinandergreifender Sicherheit abgewickelt, daß wir uns der Vermuthung nicht enthalten können, daß wohl schon öfter in ähnlicher Weise die christliche Morgenandacht beider Mitmenschen abgehalten worden sein wird.

Wie verabredet, oder nach alter Gewohnheit schlug Fräulein Polly alsdann ihr Gebetbuch auf und lispelte hastig ein Gebet vor sich hin, während ihr Seelsorger in gemessenem Schritte einige Mal auf und nieder ging.

Dem Beobachter wäre hierbei nicht entgangen, wie das graue, durchbohrende Auge der betenden Schwester in Christo zuweilen unbemerkt über das Buch flog und alsdann mit großem Interessen auf dem von ihr in gläubiger Hingabe verehrten Seelsorger ruhte, doch für unsere wahrhafte Geschichte ist diese Thatsache von zu untergeordneter Bedeutung, als daß wir uns hierüber in weitere Erörterungen einlassen können.

Nach solchen andächtigen Augenblicken pflegte Fräulein Polly gewöhnlich eine Beichte abzulegen und hierin lag für den eifrigen Priester der Brennpunkt der vorzüglichsten Theilnahme. Er kannte die kleinliche Schwatzhaftigkeit der alten Jungfer und hatte durch sie schon manche Geheimnisse erfahren, die für ihn und die Kirche von großem Vortheil waren. Zunächst lag ihm heute aber sein persönliches Interesse am Herzen, denn er wußte, daß Fräulein Polly von der stolzen Sängerin, seiner entschiedensten Gegnerin, kam und sie wohl mancherlei erfahren haben konnte, was für ihn von Wichtigkeit war.

Da er sich hierüber in einer qualvollen Ungewißheit befand, so brach er die kirchlichfrommen Verhandlungen kurzerhand ab

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

und begann nach einer kleinen Pause, scheinbar ganz gleichgültig und theilnahmlos:

„Ihr frommes Gemüth hat mir gewiß wieder eine irdische Sorge und Qual zu vertrauen, um sich davon frei zu machen. Reden Sie offen; so wie es bisher stets Ihre reuige Seele vortheilhaft auszeichnete. — Ich weiß, Sie kommen viel in unserer sündhaften Residenz herum, müssen dies und jenes hören, was Ihr reines Ohr beleidigt und Ihr frommes Gemüth verletzt, — ja, Sie sind gezwungen, zuweilen Mittheilungen entgegen nehmen zu müssen, die ein Geheimniß für andere sind und für ewige Zeiten ein solches bleiben sollten. Aber Ihr reines Herz fühlt sich mit allem Rechte von diesen weltlichen Gedanken belästigt und spricht sich da aus, wo es überhaupt kein Geheimniß gibt, — wo nichts, nichts — auch nicht das Kleinste verschwiegen bleiben darf, — nämlich hier, bei seinem durch die göttliche Berufung geweihten Priester. — Ich freue mich, Ihre Seele erleichtern, Ihr Gemüth beruhigen zu können; — reden Sie, reden Sie offen!"

„Ach, — — ach!" stöhnte Fräulein Polly mit Affectation, ihr bleiches Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Indem sie dieselben wieder auf den Schoos sinken ließ und wie zum Gebet faltete, fuhr sie schwermüthigen Herzens fort:

„Gott sei meiner armen Seele gnädig! — Ich habe, durch die Umstände dazu gedrängt, ein Vertrauen mißbraucht, das mich so namenlos glücklich gemacht hatte, das aber eine schwere Schuld auf meine reuige Seele ladet, die ich wohl nie und nimmer vollständig sühnen kann."

„Es gibt keine Sünde, welche nicht die alleinseligmachende Kirche durch ihr göttliches Mandat vergeben könnte," antwortete Pater Romualdus. „Es steht in der Macht Ihres Seelsorgers, Sie von allen Sünden loszusprechen, sobald Sie aufrichtig bereuen dieselben begangen zu haben und sich ernstlich bestreben, niemehr in die alten Fehler zu verfallen."

„Ich habe bei der Sängerin Josephine Goldbeck wieder so aufrichtig gesprochen —."

„Ei, ei, — immer der alte Fehler," fiel ihr Pater Ro-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

mualdus lächelnd in's Wort. Eben war ihm das Gespräch in der erwünschten Fähre, er suchte die geschwätzige Jungfer hier festzuhalten. „Begreiflich haben Sie in derselben Weise gesprochen, wie die Sängerin. Denn nur das Vertrauen verdient Vertrauen, es hat die Offenheit nur da eine Berechtigung, wo ihr mit Offenheit begegnet wird. Die Sängerin wird gewißlich auch Ihr Vertrauen verdienen, ich weiß, sie spricht sich bei Ihnen offen und unumwunden aus."

„Ja, das thut sie, — sie ist meine beste Freundin," entgegnete Fräulein Polly gesenkten Hauptes. „Sie wissen, daß ich fast täglich mit ihr verkehre und Sie haben mir noch nie einen Vorhalt darüber gemacht, während Sie mir doch sonst wohl immer an's Herz legen, mit Niemand einen vertrauteren Umgang zu pflegen, als höchstens noch mit der gottesfürchtigen und strenggläubigen Verwaltersfrau. Ich denke, daß Sie die Sängerin näher kennen und für fromm halten. — Aber fromm ist Sie nicht."

„Ja, ich kenne die Sängerin," entgegnete Pater Romualdus gedehnt, „fromm ist sie nicht. Sie ist eine Abgefallene! — Sie hat den Glauben ihrer gottesfürchtigen, rechtgläubigen Mutter nicht nur verlassen, sondern sie intriquirt auch gegen alte hergebrachte Rechte der Kirche. Es lebt ein böser Geist in ihr! — — Trotz allendem aber habe ich mich niemals gegen Ihren Umgang mit diesem gefährlichen Weibe ausgesprochen. Sie sind unerschütterlich fest in den Grundbedingungen unseres Glaubens, — dem teuflischen Einfluß jener Dame würde es nie und nimmer gelungen sein, Sie irre zu führen und einer Kirchengemeinschaft zu entziehen, die allein Mittel und Wege besitzt das wahre Seelenheil zu spenden und die Pforte des ewigen Lebens zu erschließen. Sie sind eine fromme, glaubenseifrige Christin, vielleicht kann es Ihrem Einfluß, Ihrer gläubigen Anschauung gelingen, auf ihr verirrtes Gemüth heilsam einzuwirken, — sie der Kirche wieder zurückzuführen, welche ihrer sterbenden Mutter den alleinigen, den einzigen Trost gewähren konnte. So dachte ich bisher und von diesem Standpunkte aus wünsche ich, daß Sie auch fernerhin noch Ihren segensreichen Einfluß auf Fräu-

lein Josephine Goldbeck geltend machen. Es liegt mir, trotz ihrem unwürdigen Betragen, doch sehr viel an der Wiederbekehrung dieser Abtrünnigen, deren Mutter ich näher kannte, und welcher ich die heiligen Sterbesakramente reichte. Die unglückliche Frau hatte mir damals sterbend das Seelenheil der Tochter an's Herz gelegt; — und eingedenk dieser eingegangenen Verpflichtung, drängt es mich immerfort selbst der jetzt Unwürdigen meine stille und verborgene Sorge nicht zu entziehen. Vor vielen Jahren hatten wir den letzten persönlichen Verkehr zusammen, — ich hatte ihr meinen Beistand, meine Hilfe angeboten, aber sie wies beides stolz zurück. Hochmuth kommt vor dem Fall. — — Sie wird denselben Pfad wandern, den ihre Mutter in unverzeilicher Verblendung wanderte und der sie in's schrecklichste Verderben führte. Sie ist eine Künstlerin — eine Komödiantin! — — — Nur für den Augenblick gefeiert, wuchern diese nur für die Gegenwart, während sie in sinnlicher Verblendung nicht nur die Zukunft, sondern auch ihrer eignen Seele Heil vergessen. — Zu spät aber wird sich ihr das Auge erschließen, — wenn sie am Rande des Abgrundes steht und ein namenloses Elend sie verschlingt. — Aber zu spät ist es dann, zu spät! Jede Leidenschaft trägt ihre rächende Strafe in sich selbst! — Ich weiß, sie lebt auf großem Fuße, — wie eine Fürstin — wie eine königliche Prinzessin, — — unzählige Verehrer umschwärmen sie, — Dichter, Maler und Musiker feiern sie in unsterblichen Werken — — hahaha — und vielleicht schon nach wenigen Jahren schmachtet sie in den mageren Armen mitleiderweckender Dürftigkeit. — — Wer so lebt, braucht viel, — und ihre Kunst wird kaum die Hälfte ihres Aufwands decken. — Gott verzeih' es der verirrten jungen Welt, aus ihren Mitteln wird das Fehlende ergänzt, — und alles in Sünde und Schande! — — — Sie hatten es übernommen, meine liebe Schwester in Christo, — die Sängerin auf das Nichtswürdige ihrer intimen Beziehungen zu unserem wackeren Schulheim, dessen vortreffliche Familie Sie näher kennen, aufmerksam zu machen. — — Was haben Sie ausgerichtet?"

„Sie hat, gebe es Gott! einen guten Entschluß gefaßt,"

antwortete Fräulein Polly, die mit sichtlicher Erbauung der langen, salbungsvollen Rede ihres Seelsorgers zugehört hatte. „Erst schien sie über meine zufällige Anspielung aufgebracht und wies jede anderweitige Einmischung zurück, — — doch, als ich eindringlicher und wärmer wurde, als ich von religiösem Eifer beseelt, nach und nach hervorhob, welch' ein gutes Werk sie stiften könne, wenn sie den verirrten Sohn den um ihn trauernden Eltern wieder zurückgeben werde, da schien ihr starrer Sinn zu brechen und ihre Seele in Friede und Versöhnung aufzugehen. — — Ich hoffe das Beste; — um so mehr, als sie ein wichtiges Ereigniß lebhaft zu beschäftigen scheint."

„Nun — nun," sagte Pater Romualdus gespannt, als die gealterte Jungfrau einige Augenblicke schwieg.

„Ja, ich habe selbst — so scheint es mir — ihr Interesse darauf gelenkt. — — Sie beabsichtigt nämlich das Rosenstein'sche Besitzthum zu Sonneberg zu kaufen."

„Wer — die Sängerin?" fragte der geistliche Herr mit großem Erstaunen.

„Ja, die Sängerin Josephine Goldbeck!"

„Seltsam! — — Das kühne Weib! — — Was will sie mit dem Gut? — — Maßlose Verirrung! — Erstens wird sie nur eine sehr kleine Summe von dem Kaufpreis abbezahlen können; — ein todtes Kapital, das seine eignen Zinsen verzehrt! — zweitens gebricht es ihr an jeder Kenntniß der Landwirthschaft, um ein solches Besitzthum ohne großen Nachtheil zu verwalten, und wenn sie jetzt vielleicht auch einige Ersparnisse hat, so werden dieselben gewißlich in diesem unglückseligen, wahnsinnigen Unternehmen zu Grunde gehen. Oder glaubt sie, es sei so mühelos ein solches Besitzthum zu verwalten? — — Wer ihr hierzu den Rath gegeben haben mag? — — Zu ihrem sicheren Verderben!"

Bei den letzten Worten war er mit schadenfrohem Lächeln und händereibend einige Mal auf und niedergegangen, worauf er kopfschüttelnd seine Frage von vorhin wiederholte:

„Aus wessen Gehirn dieser seltsame Rath enſprungen sein mag?"

„Vielleicht aus Eifersucht, aus ihrem eignen Kopf; — aus den Rachegedanken ihres gekränkten Herzens!“

„Ach — — doch ich verstehe Sie nicht.“

„Sie kennen ja das Verhältniß, das sie einstmals zur Braut des jungen, liebenswürdigen Athur von Goldbeck machte.“

„Ich habe davon gehört, — aber es klang mir stets so abenteuerlich — so unglaublich, — — daß der einzige Erbe eines so unermeßlichen Vermögens, sich vergessen könnte eine Sängerin von höchst zweideutigem Rufe zu heirathen. — Nun, wie hängt dies aber mit ihrem Entschluß, das Gut zu Sonneberg anzukaufen, zusammen?

„Sie wissen wohl aus welchen Gründen der Baron von Goldbeck das schöne Rosenstein'sche Besitzthum zu kaufen beabsichtigt, — — er ist außer der Sängerin der einzige Kaufliebhaber.“

„Ich kenne die Gründe — — doch, wie haben Sie dieselben erfahren können, da sie doch erst bei sehr wenigen Personen bekannt sind und bisher wie ein wichtiges Geheimniß behandelt wurden?“

„So etwas verplaudert sich, — — man erzählt sich überall in der Residenz, daß die Fürstin von Rosenstein mit dem Ulanenrittmeister Arthur von Goldbeck verlobt sei, und daß ihr der alte Baron das schöne Gut zu Sonneberg als Brautgeschenk übermachen werde.

„Das spricht man schon in der Stadt; — ein Familiengeheimniß der delicatesten Art, so offenkundig — ein Stadtgespräch. — Das ist schlimm — sehr schlimm — —. Und die Sängerin ist davon unterrichtet?“

„Ja, — sie weiß sogar, daß der Medicinalrath Dr. Winterstein den Vermittler spielte.“

„Auch das noch!“

Pater Romualdus ging einigemal unruhig auf und nieder, blieb dann vor der frommen Jungfer stehen und forschte weiter:

„Wie hat sie sich in dieser Sache geäußert? — War sie unruhig? — aufgebracht?“

„Sie war im höchsten Grad erzürnt,“ gab Fräulein Polly

zur Antwort. „Unter drohenden Geberden rief sie, daß dennoch eine Goldbeck zu Sonneberg wohnen werde, die aber zum Erstauen der Welt, gewisse Ansprüche an die Familie des Arthur von Goldbeck geltend machen werde.“

Das war für Pater Romualdus ein höchst wichtiges Wort, eine tief und weitgreifende Mittheilung, denn in seinen kalten Gesichtszügen offenbarte sich mit einem Mal ein unverkennbarer Schrecken. So doppelsinnig auch diese Aeußerung der Fräulein Polly war, so vielbedeutend war sie für ihn, da ihm die etwaigen Beziehungen nicht unbekannt und unwichtig sein konnten.

„Wie mag diese Aeußerung von der Sängerin gemeint worden sein?“

„Sie sprach dieselbe in größter Erregung, — weniger drohend, als vielmehr ernst und entschlossen.“ —

„Jedenfalls aber führt das böse Weib hier eine gottvergessene That im Schilde,“ begann Pater Romualdus wieder. „Sie stiften ein gutes Werk, liebe Schwester in Christo, wenn Sie zu ergründen suchen, in welcher Absicht die Sängerin diese Drohung ausgesprochen hat. — — Was sie damit sagen wollte, — — und in welcher Weise sie ihre Verheißung deutete.“

„Leite der heilige Geist meine Schritte, damit ich diesen Wunsch meines Seelsorgers zu erfüllen vermag!

„Amen;“ so schloß Pater Romualdus diese mit christlicher Demuth gesprochenen Worte der Fräulein Polly, und fuhr dann fort:

„Ich hoffe, daß ich hierüber recht bald näher Auskunft von Ihnen erhalten kann. — So gehen Sie denn mit gläubigem Herzen. Der Herr leite und lenke Ihre Schritte zum Heil und gebe Ihnen einstmals seinen Frieden! Amen!“

In althergebrachter Weise war das frommgläubige Fräulein bei den letzten Worten andächtig niedergeknieet, während Pater Romualdus seine Hände segnend auf ihr Haupt legte.

Nach dieser Procedur entfernte sich die gläubige Christin.

Fünftes Capitel.

Wie ihr möget die Karten mischen,
Ordnen und wägen, gebet Acht!
Leise tritt ein Ereigniß dazwischen,
Das eure Weisheit zu Schanden macht.
Rückert.

„Das war ein rechtzeitiger Wink!" rief Pater Romualdus, nachdem sich Fräulen Polly entfernt hatte; und während er mehrere Mal unruhig auf und nieder ging, redete er verdrießlich vor sich hin:

„Eine sehr ungelegene Begegnung, das! — — Ferdinand von Goldbeck hier — in der Residenz — — Pater Bonadus ist sein Beichtvater; — es wird nicht lange währen und unser Geheimniß wird die Ausbeute profaner Interesse. — — — Sollte die Sängerin in der That ihre Abstammung kennen! — — Und wenn auch, wer kann ihr das Geheimniß vertraut haben, nach welchem ihr Großvater auf dem Sterbebette ihren verstoßenen Vater wieder in Gnaden auf- und angenommen hat? Das ist ein heiliges Familiengeheimniß, das außer mir und dem Arzt des reuigen Alten nur noch sein einziger Sohn — Rudolph von Goldbeck — kennt; — — es liegt ja in unserem

eignen Interessen davon zu schweigen, wie sollte die Sängerin davon erfahren haben! — Und wenn auch! — was würde sie es helfen? — — So lange sie nicht in Besitz jener wichtigen Familienpapiere ist, vermittelst welcher sie ihre Abstammung nachweisen und ferner darthun kann, daß ihre Eltern nach Recht und Gesetz im Bund der Ehe lebten, — so lange sind all' ihre Erbansprüche null und nichtig. Sie wird aber diesen höchst wichtigen Nachweis nie und nimmer liefern können, denn eine wunderbare Fügung hat ihr für immer denselben entzogen. — — — Noch haben wir nicht alles gewonnen — — unsere Schlüsse waren zu voreilig — — wir hatten die Möglichkeit, daß Ferdinand von Goldbeck noch am Leben sein und unsere Pläne vereiteln konnte, ganz und gar außer Rechnung gelassen, — wodurch unsere Vorhaben durch sein plötzliches Erscheinen eine tiefe Erschütterung erleidet. — — Doch nein, nein — das kann nicht in der ewigen Vorsehung liegen, da die Kirche ihr in Aussicht gestelltes Guthaben schon längst durch unzählige Messen für das Seelenheil des Verstorbenen rechtmäßig erworben hat. — — Seltsam, daß gerade jetzt dieser Ferdinand von Goldbeck wieder erscheint! Ich kenne ihn, er ist ein wilder, leidenschaftlicher Charakter, der keine Rücksichten beachtet, gilt es ihm ein vermeintliches Recht zu erlangen. — — Wir befinden uns in einer eben so kritischen, als peinlichen Lage. — — — Mir ist der Kopf so wirr — so schwer — — ich vermag keinen klaren Gedanken zu fassen. — — Und wir müssen handeln, — rasch handeln! — Das nicht unbedeutende Erbe des Ferdinand von Goldbeck sollte nach dem Testamente des alten Baron zur Hälfte der Kirche und milden Stiftungen zufallen, — die andere Hälfte war seinem einzigen Enkel, dem Rittmeister Arthur von Goldbeck, vermacht worden. Die Kirche konnte ihr Erbtheil nicht als ein reines Geschenk betrachten, denn das Testament macht sie verbindlich, dem Verstorbenen sowohl, als dem Verschollenen unzählige Messen zu lesen und sie Beide auf viele Jahre hinaus in das tägliche Gebet einzuschließen. — — Nun freilich hatte das Testament die seltsame Voraussetzung, daß weder Ferdinand von Goldbeck noch irgend

ein Glied seiner Familie am Leben sei, — und nur dann dasselbe in diesem Sinne vollzogen werden dürfe, wenn es unwiderruflich fest stehe, daß keine deßfallsige Erbansprüche geltend gemacht werden können. — — Die Verlobung des zweiten Erben mit der Fürstin von Rosenstein rückt heran, — sie setzt voraus, daß er zuvor in den vollen Besitz seines Erbrechts tritt. — — Alles, alles ging gut — — da tritt mit einem Mal der schon längst todt geglaubte Ferdinand von Goldbeck wieder auf — und die Sängerin mit einer Ahnung von Erbansprüchen und verwandtschaftlichen Beziehungen, die unsere Pläne fast vereiteln können. Haben wir ein wachsames, aufmerksames Auge! — Das böse Weib ist uns mit ihrem Hirngespinnst nicht weiter gefährlich, denn ihre Mutter hat durch ihr Beichtgeheimniß ihre Ansprüche entkräftet, aber damit die der Kirche sicher gestellt; — nur dieser Ferdinand von Goldbeck könnte uns schaden — — — aber es liegt im guten Sinne der Kirche, ihn unschädlich zu machen. — — Doch, wo treffe ich ihn — wie dringe ich in seine Verborgenheit? — Er kennt mich — — unsere Augen würden nur herausfordernd auf einander ruhen, — Längsterlebtes würde frisch und lebendig vor die Seele treten und der alte Groll wieder neu aufflammen. — — O Gott; wie schwach wir arme Menschen sind, kann ich mich ja in meinem namenlosen Hasse gegen ihn nicht einen Augenblick bemeistern!"

Das Selbstgespräch erregte das Gemüth des geistlichen Herrn immer mehr, seine Augen blitzten, sein Athem ward rascher und die finsteren Falten seiner Stirne immer stärker umwölkt; ein lauter, stürmischer Wuthausbruch stand bevor, — da sollte ihn noch rechtzeitig ein abermaliger Besuch mäßigen. — Wir dürfen dem geneigten Leser vertrauen, — diesmal in einer Weise, daß er hätte vor Freude und Entzücken aufjauchzen mögen. War es ihm ja doch, als wären durch den eingetretenen Besuch seine Besorgnisse mit einem Mal genommen; als athmete seine Seele von einer drückenden Last befreit, wieder freier; als wäre ein rettender Engel erschienen, um die entgegengetretenen Hindernisse glücklich und zu seiner vollkommensten Zufriedenheit zu überwinden.

Zu sehr mit seinen quälenden Gedanken beschäftigt, war ihm das Anpochen seines erwünschten Besuchs ganz und gar entgangen; erst als ihm derselbe mit seinem eigenthümlichen, unbeschreiblich vielsagenden Lächeln gegenüber trat und mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung grüßte, erst da gewahrte er ihn. Mit einem Ruf der freudigsten Ueberraschung reichte er ihm zum herzlichen Willkomm die beiden Hände entgegen. Wie durch eine Zauberhand, waren plötzlich die finsteren Wolken aus den Gesichtszügen des geistlichen Herrn verschwunden und ein wohlgefälliges, triumphirendes Lächeln an deren Stelle getreten.

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte der Eingetretene, indem er demüthig die Augen niederschlug und die Hände auf der Brust kreuzte.

„In alle Ewigkeit, Amen!" lautete die mit Freudigkeit gesprochene Antwort. „Sie kommen mir eben wie gerufen, lieber Herr Vogtle. Ich habe die Angelegenheit mit Ihrem Sohn geordnet, — mein empfehlendes Wort hat bei der höheren Schulbehörde und namentlich bei unserem geistlichen Rath den Ausschlag gegeben. Er bekömmt die einträgliche Stelle, wenngleich noch sehr jung, verdient er seiner vorzüglichen Gesinnungen wegen vor Allen eine solche, ihn ehrende Berücksichtigung. Die Lehrer der Volksschulen sind so recht eigentlich eine heilbringende Stütze für Kirche und Staat. Darum muß es für beide eine der ersten Aufgaben sein, mit gewissenhafter Strenge ein immerwährendes Auge auf deren Wirken zu richten. Seit Jahren ist es unser Streben nur gesinnungstüchtige, lehreifrige und tiefreligiöse Lehrer zu verwenden und die Miethlinge so lange es geht jedem Einfluße auf die Jugend fern zu halten. Wer hat zur Verderbniß unseres Jahrhunderts mehr beigetragen, als die zahllosen Volksschullehrer, die nicht einen Augenblick die rechte Würde ihres hohen Berufs begriffen hatten und oft im geheimen gegen Kirche und Staat eiferten, indem sie den Saamen der falschen Bildung streuten und dem Volk von Presse, Freiheit, Humanität und wie die Dinge heißen, redeten, ohne über diese verführerische Begriffe selbst recht im Klaren zu sein. In keinem Falle aber darf außer Acht bleiben, daß ganz besonders

bei unserem Volke, die Kirche die Mutter und Stifterin der Schulen war; daß erst im achtzehnten Jahrhundert, als der staatliche Absolutismus sich mehr und mehr geltend machte, das Schulwesen von der Staatsgewalt unrechtmäßiger Weise in Besitz genommen wurde, daß die Lehrfreiheit seit dieser Zeit immer verderbenbringender um sich griff. Daß ein solcher Zustand im höchsten Grad verderblich und unverträglich wirkt ist einleuchtend, denn er raubt nicht nur der Kirche ihre Rechte, sondern greift auch auf eine unverantwortliche Art in die der Eltern ein. Das Christenthum ist die Seele der Familie, — es äußert sich hier auf die Kinder in heilsamer Weise. Wie anders aber steht es mit dem Geist und Leben und Wirken der Schulen, und namentlich der höheren Schulen? In unseren meisten Schulen besteht ein himmelschreiender Widerspruch zum Hause und zur Schule, so daß viele Eltern in die Lage kommen, daß sie, wenn sie die Kinder nach einer höheren Schule bringen, sie dieselben beinahe mit Gewißheit dem Unglauben übergeben. Man findet heutigen Tags ganze Landstriche, in welchen unter den Lehrern der gewöhnlichen und höheren Schulen oftmals nur wenige sind, die an die Gottheit Christi glauben. Ja, man kann es den Familien nicht genug an's Herz legen, wie verderblich das Schulwesen unter dem Einfluß des staatlichen Absolutismus verwilderte und daß nur die Kirche berechtigt ist die Volksbildung zu leiten. Deßhalb pflegt und unterstützt und begünstigt aber auch die Kirche die ihr treuergebenen Lehrer, denn sie sind in Wahrheit und durch den göttlichen Erlöser dazu erkoren, Diener der Kirche! — — Ich kenne Ihren wackeren Sohn, ich habe für ihn nach Kräften gewirkt, ihm wird, verlassen Sie sich darauf, die erste Schulstelle zu Sonneberg."

Während Pater Romualdus diese Worte sprach horchte mit gläubiger Ehrfurcht und freudestrahlendem Auge der Advocaturschreiber und Gerichtsvertreter Vogtle auf jede Sylbe und jubelte aus tiefstem Herzensgrund als jener inne hielt:

„Dank, tausend Dank für Ihre Güte! Bin zu jedem Gegendienst bereit. — Die Kirche hat an uns treue Diener. Ich dächte doch, daß ich meine Schuldigkeit thue! Mein Sohn wird

schon Bericht erstatten über die localen Verhältnisse zu Sonneberg; über den Geist des Volks und die Wirksamkeit der Beamten, er wird Sie mit Allem bekannt machen, damit Kirche und Staat danach ihre Maßregeln ergreifen können."

Bei diesen Worten blinzelten seine Augen zu dem geistlichen Herrn hinauf, als wollten sie ihn an dies und jenes erinnern.

Wir sagen er blinzelte hinauf. — Es ist dies keine Uebertreibung oder ein Irrthum unsererseits, denn der Advocaturschreiber Vogtle ist schmächtig und klein gebaut und durch ein wohlverschuldetes Unglück etwas einseitig geworden, wodurch er leider des Tags über sehr oft in die Lage kommt aufwärts blicken zu müssen, will er seine monotone Stimme an Jemand richten. Was seinen Sohn betrifft, so zeichnet sich dieser, ganz abgesehen von seiner ebenfalls unansehnlichen Gestalt, besonders durch seinen steifen Gang aus, der ihm wohl auch vor einigen Jahren den Spitznamen „Gnom" zugezogen haben mag. Und in der That hatten Beide, Vater und Sohn, das Ansehen und Aussehen fabelhafter Erdgeister.

„Sie sehen, mein lieber Herr Vogtle, daß die Kirche Ihre Verdienste anerkannt und gebührend belohnt," sagte Pater Romualdus, der die schlaue Anspielung des Advocaturschreibers sehr wohl verstanden hatte.

„Bin auch nicht gekommen, um mich danach zu erkundigen," lenkte Vogtle ein, „das hat gute Wege, mit meinem Sohn, — ich weiß, daß er unter Ihrer Protection sicherlich zu einer guten Versorgung gelangt. — — Mich führte eine ganz andere, viel wichtigere und bedeutsamere Angelegenheit hierher. — — Ich komme wegen der Goldbeck'schen Erbschaft."

„Ach, Sie haben meinen Auftrag erfüllt."

„Nach Kräften im heiligen Interesse der Kirche gewirkt," ergänzte Vogtle, indem er eine zweifelnde Miene machte. Nachdem er einen tiefen Seufzer vorausgeschickt hatte, fuhr er fort:

„Bezüglich des Sessels ist alles auf's Wünschenswertheste gegangen. Der Jude Leo Altberger betrieb, ganz ohne unser Zuthun, das Gerichtsverfahren mit beispiellosem Eifer; — ich

wußte die Karten so zu mischen, daß der bewußte Sessel zur Versteigerung kam und wie verabredet, ohne jedes Aufsehen zu erregen, von dem Kunstschreinermeister Reitzler, einem frommen und gottesfürchtigen Manne gekauft wurde."

„So ist der verhängnißvolle Sessel endlich, endlich in Sicherheit?" fragte mit sichtlicher Hast Pater Romualdus. „Gelobt sei Gott! — Die Kirche hat somit ihr Erbe gesichert."

„Ich konnte den Augenblick nicht erwarten, dieses Kleinod im Besitz dieses gottesfürchtigen Glaubensgenossen zu wissen, und bot die Gelegenheit dazu, daß er schon vorzeitig das alte Möbel nach Haus schaffen konnte. Damit er es nicht veräußern möge, versicherte ich ihm, einen Alterthumsfreund zu kennen, der ihm alsbald zwanzig Thaler dafür zahlen werde. Er ging darauf ein, und versprach mir, nur unter meiner Vermittlung einen Weiterverkauf abschließen zu wollen."

„Vortrefflich — — vortrefflich — — der wäre in Sicherheit!" —

„Noch nicht!" nahm der Advocaturschreiber rasch das Wort. „Noch nicht! — Wohl war es meinen Bemühungen gelungen das Corpus delicti in Sicherheit zu bringen. Da tritt mit einem Mal vor einer Stunde ein gewisser Herr Koller in's Bureau und protestirte gegen die Zwangsversteigerung. Er ist ein Bekannter meines Chefs und Beide waren alsbald darüber einig, daß man den Versteigerungsakt für Null und nichtig erkläre. Herr Koller bezahlte die Schuldforderung des Leo Altberger, und die ausgesetzten Gegenstände sind unverzüglich der Wittwe Habermehl wieder zurückzuerstatten."

„Wie — nicht möglich!" rief Pater Romualdus voll Aerger, „Nie und nimmer kann ein gerichtlicher Verkauf rückgängig gemacht werden. — Eilen Sie zu Herrn Reitzler, damit er auf seinem guten Recht beharrt und unter keiner Bedingung den Sessel wieder heraus gibt. — Das ist mir eine schöne Geschichte! — — Wissen Sie was von dem Fehlschlagen unseres Planes abhängt? — Das ganze, der Kirche und den christlichen Zwecken zugewiesene Goldbeck'sche Erbe! — — Siebzig-

tausend Thaler — — ja — siebzigtausend Thaler, — — das ist ein Wort!"

„Ja, ich kenne die seltsamen Beziehungen," entgegnete kleinmüthig Vogtle, „daß aber auch von diesem Sessel die Vollführung eines gerichtlichen Erbvertrags abhängen muß. — — Doch, ist jenes Document, von welchem Sie mir erzählten, so durchaus nothwendig? — — Die Verlobung der Fürstin von Rosenstein mit Arthur von Goldbeck ist so gut wie fest abgeschlossen, ich weiß dies aus der besten Quelle, denn die betreffenden Acten gingen durch meine Hand. Die Familie Goldbeck hat bereits ihr volles Erbe angetreten und ist eben im Begriff der Kirche ihren, laut Testament zukommenden Antheil zu übermachen. Was kann der Erbbestimmung des alten Baron von Goldbeck hinderlich in den Weg treten? Was kann dieselbe aufheben? — Sie kennen ja die beklagenswerthen Familienverhältnisse dieses altadlichen Geschlechts. Eine schwere Schuld verfolgt sie überallhin. Der Vater des Rudolph von Goldbeck, — also Arthurs Großvater war eine reizbare, aufbrausende, rachedürstige Natur, die in wilder Leidenschaftlichkeit das fluchwürdigste unternahm. — Sein ältester Sohn starb eines unnatürlichen Todes — er hatte sich selbst entleibt; — — der Jüngste, Ferdinand mit Namen, lernte eine Schauspielerin kennen, mit welcher er, von ihrer Schönheit geblendet, auf und davon ging."

„Auf und davon ging," wiederholte Pater Romualdus ernst und finster und sehr gedehnt.

„Das war für die ahnenstolze Familie der Goldbecks ein unverzeihlicher Schritt," fuhr der Advocaturschreiber fort. „Er reizte den Vater solchermaßen, daß er einen fürchterlichen Fluch gegen den Sohn und dessen Familie aussprach und sie enterbte; — als dieser einige Jahre später, nach einem wüsten, ausschweifenden Leben, wieder reumüthig in's elterliche Haus zurückkehren wollte und Einlaß und gnädige Aufnahme begehrte, da wurde er erbarmungslos von dem erzürnten, hartherzigen Vater verstoßen und durfte sich nie mehr vor seinem Angesichte sehen lassen. Ferdinand von Goldbeck war eine verwilderte Natur, — wie ein Verzweifelter stürzte er sich in ein gefahrvolles Leben;

— man sagt, er sei zum Militär gegangen und in einem Feldzuge jämmerlich umgekommen."

„Umgekommen!" wiederholte Pater Romualdus mit einer zweifelnden Betonung. „Er lebt, er lebt noch, um all unsere schönen Hoffnungen mit einem Schlag zu vernichten."

„Er lebt! — nicht möglich," rief Vogtle, indem er erschrocken zurückprallte und seine ewig lächelnden Augen weit aufriß. „Verstehe ich Sie recht, Ferdinand von Goldbeck lebt?"

„Ja, so ist es," erklärte der geistliche Herr mit einem schweren Seufzer. „Vier Wochen später, hätte das vollführte Testament kein Mensch mehr streitig machen können. — — Unbegreiflich, daß aber auch die Erledigung dieser Angelegenheit so lang anstehen muß! — Nach dem Testamente war schon vor vierzehn Tagen die festgesetzte Frist abgelaufen und die Kirche konnte nach Gesetz und Recht ihr Vermächtniß antreten."

„Das konnte sie und an unserem Bureau lag die Schuld nicht. — Der alte Baron hatte auf dem Sterbebette seine Strenge gegen Ferdinand bereut, — Sie waren ja sein Seelsorger und haben ihm als solcher den letzten Trost gewährt. — Er nahm jenes Testament wieder zurück, in welchem er seinen ungerathenen und jüngsten Sohn enterbt hatte, und trat — durch Ihren Einfluß dazu bestimmt — mit der Kirche in einen etwas sehr seltsamen Vertrag, der jetzt für sie sehr verhängnißvoll zu werden droht. Der alte Baron bestimmte nämlich, daß, wenn innerhalb zwanzig Jahren sein Sohn Ferdinand oder eins seiner Angehörigen zur altadlichen Familie der Goldbecks zurück kehren, oder eine Spur von ihnen aufgefunden werde, das Erbe desselben sein ältester Sohn Rudolph, der bis dahin vorläufig die Nutznießung davon habe, herausgeben müsse. Nach zwanzig Jahren fällt das Erbe zur Hälfte der Familie des Rudolph v. Goldbeck, und zur Hälfte der Kirche und milden Stiftungen zu, wofür während dieser Zeit, sowohl für das Seelenheil des Verstorbenen, als auch für das seines verdorbenen Sohnes täglich eine Messe zu lesen ist."

„Wodurch das Vermächtniß ganz und gar den Character eines Vermächtnisses verliert," rief Pater Romualdus schäumend

vor Wuth und leidenschaftlich auf und nieder tobend. „Es ist durch die Dauer der Zeit ein wohl erworbenes, durch unsere treue Pflichterfüllung bedingtes und garantirtes Recht geworden, auf welchem die Kirchenbehörde mit aller Entschiedenheit beharren wird. — Doch weiter!"

„Bei Eröffnung des Testaments war sowohl bei den Angehörigen der Familie Goldbeck, als auch und hauptsächlich, bei den anwesenden Gerichtspersonen die Ansicht Platz greifend, daß fragliche zwanzig Jahre von dem Tage an zu rechnen seien, an welchem der Vater den Sohn enterbte und für immer von seiner Thüre verwieß."

„Nun — wer beanstandet diesen Rechtssatz, der von den Erben, von dem Advocaten und dem zugezogenen Notarius als feststehend angenommen und protokollarisch beglaubigt wurde; — ja, von welchem ich sogar ganz bestimmt weiß, daß ihn der Testator so und nicht anders, verstanden haben wollte?"

„Ganz und gar meine Ansicht, Hochwürden," gab Vogtle mit einer tiefen Verbeugung zur Antwort. „Aber es gibt Leute, die Alles besser wissen, besser verstehen und besser machen wollen, als andere vernünftige Menschen, und die sich mehr dünken, als unsereins, aber von Kirche und Religion nicht eine Idee besitzen. Ich kenne diese Widersacher, die in Allem, sobald die Kirche irgend ein Interesse dabei im Spiel hat, so lange nachgrübeln, bis sie einen Zweifel dagegen erheben und das gute Recht absprechen können. Aber es kommt der Tag der Gerechtigkeit, an welchem das himmlische Feuer diese Schandmenschen in einer Stunde verzehrt!"

Pater Romualdus war während diesem polterndem Wuthausbruche des kleinen unansehnlichen Advocaturschreibers stehen geblieben und namentlich seiner letzte Mittheilung mit großem Interesse gefolgt.

„Wie, — verstehe ich recht," hub er mit bitterer Verächtlichkeit an. „Sollte man wieder von der anderen Seite intriguirt haben. — Fahren Sie fort, lieber Vogtle," setzte er dann mit ruhigem Ernste hinzu. Man sah aus der plötzlichen Kälte seines

— man sagt, er sei zum Militär gegangen und in einem Feldzuge jämmerlich umgekommen."

„Umgekommen!" wiederholte Pater Romualdus mit einer zweifelnden Betonung. „Er lebt, er lebt noch, um all unsere schönen Hoffnungen mit einem Schlag zu vernichten."

„Er lebt! — nicht möglich," rief Vogtle, indem er erschrocken zurückprallte und seine ewig lächelnden Augen weit aufriß. „Verstehe ich Sie recht, Ferdinand von Goldbeck lebt?"

„Ja, so ist es," erklärte der geistliche Herr mit einem schweren Seufzer. „Vier Wochen später, hätte das vollführte Testament kein Mensch mehr streitig machen können. — — Unbegreiflich, daß aber auch die Erledigung dieser Angelegenheit so lang anstehen muß! — Nach dem Testamente war schon vor vierzehn Tagen die festgesetzte Frist abgelaufen und die Kirche konnte nach Gesetz und Recht ihr Vermächtniß antreten."

„Das konnte sie und an unserem Bureau lag die Schuld nicht. — Der alte Baron hatte auf dem Sterbebette seine Strenge gegen Ferdinand bereut, — Sie waren ja sein Seelsorger und haben ihm als solcher den letzten Trost gewährt. — Er nahm jenes Testament wieder zurück, in welchem er seinen ungerathenen und jüngsten Sohn enterbt hatte, und trat — durch Ihren Einfluß dazu bestimmt — mit der Kirche in einen etwas sehr seltsamen Vertrag, der jetzt für sie sehr verhängnißvoll zu werden droht. Der alte Baron bestimmte nämlich, daß, wenn innerhalb zwanzig Jahren sein Sohn Ferdinand oder eins seiner Angehörigen zur altadlichen Familie der Goldbecks zurück kehren, oder eine Spur von ihnen aufgefunden werde, das Erbe desselben sein ältester Sohn Rudolph, der bis dahin vorläufig die Nutznießung davon habe, herausgeben müsse. Nach zwanzig Jahren fällt das Erbe zur Hälfte der Familie des Rudolph v. Goldbeck, und zur Hälfte der Kirche und milden Stiftungen zu, wofür während dieser Zeit, sowohl für das Seelenheil des Verstorbenen, als auch für das seines verdorbenen Sohnes täglich eine Messe zu lesen ist."

„Wodurch das Vermächtniß ganz und gar den Character eines Vermächtnisses verliert," rief Pater Romualdus schäumend

vor Wuth und leidenschaftlich auf und nieder tobend. „Es ist durch die Dauer der Zeit ein wohl erworbenes, durch unsere treue Pflichterfüllung bedingtes und garantirtes Recht geworden, auf welchem die Kirchenbehörde mit aller Entschiedenheit beharren wird. — Doch weiter!"

„Bei Eröffnung des Testaments war sowohl bei den Angehörigen der Familie Goldbeck, als auch und hauptsächlich, bei den anwesenden Gerichtspersonen die Ansicht Platz greifend, daß fragliche zwanzig Jahre von dem Tage an zu rechnen seien, an welchem der Vater den Sohn enterbte und für immer von seiner Thüre verwieß."

„Nun — wer beanstandet diesen Rechtssatz, der von den Erben, von dem Advocaten und dem zugezogenen Notarius als feststehend angenommen und protokollarisch beglaubigt wurde; — ja, von welchem ich sogar ganz bestimmt weiß, daß ihn der Testator so und nicht anders, verstanden haben wollte?"

„Ganz und gar meine Ansicht, Hochwürden," gab Vogtle mit einer tiefen Verbeugung zur Antwort. „Aber es gibt Leute, die Alles besser wissen, besser verstehen und besser machen wollen, als andere vernünftige Menschen, und die sich mehr dünken, als unsereins, aber von Kirche und Religion nicht eine Idee besitzen. Ich kenne diese Widersacher, die in Allem, sobald die Kirche irgend ein Interesse dabei im Spiel hat, so lange nachgrübeln, bis sie einen Zweifel dagegen erheben und das gute Recht absprechen können. Aber es kommt der Tag der Gerechtigkeit, an welchem das himmlische Feuer diese Schandmenschen in einer Stunde verzehrt!"

Pater Romualdus war während diesem polterndem Wuthausbruche des kleinen unansehnlichen Advocaturschreibers stehen geblieben und namentlich seiner letzte Mittheilung mit großem Interesse gefolgt.

„Wie, — verstehe ich recht," hub er mit bitterer Verächtlichkeit an. „Sollte man wieder von der anderen Seite intriguirt haben. — Fahren Sie fort, lieber Vogtle," setzte er dann mit ruhigem Ernste hinzu. Man sah aus der plötzlichen Kälte seines

Benehmens, daß er auf irgend einen Strauß mit seinen zahllosen Gegnern gefaßt war.

„So ist es," begann Vogtle in seiner klanglosen Stimme fortzufahren. „Sie wissen, Hochwürden, mein Chef ist einer der tüchtigsten Advokaten des Landes, streng, rechtlich — — das kann man nicht anders sagen," fügte er etwas leiser bei, als der geistliche Herr eine bezweifelnde Miene machte und einige Mal den Kopf schüttelte. „Dr. Vollenius hat an den Papieren des Testaments keinen, auch gar keinen Anstand genommen. Zwanzig Jahre sind seit jenem Tag verlaufen, als Ferdinand von Goldbeck bei seinem alten Vater reuevoll niederkniete und vergeblich um Versöhnung flehte, worauf unmittelbar noch das erste, später umgestoßene Testament aufgesetzt und gerichtlich abgeschlossen wurde. Es waren somit schon vor vierzehn Tagen sämmtliche Eventualitäten beseitigt und das Testament konnte ohne Anstand vollzogen werden. Da tritt plötzlich ein höchst fataler Zwischenfall ein, der nun nach Ihren eingezogenen Erfahrungen sehr verhängnißvolle Nachwirkungen mit sich führen kann. — — Es wird Ihnen noch erinnerlich sein, daß das Testament von dem schon längst verstorbenen Notarius Heutiger, einem kurzsichtigen und nicht ganz zuverlässigen Manne gemacht wurde. Nach Heutigers Tod kief der Notarius Riebsamen, dessen Bureau, wodurch auch das fragliche Testament in dieses Notariat kam. Selbstverständig war dasselbe bei dem Vollzug des Testaments nöthig — und dieser Notar Riebsamen ein Antichrist, ein Mensch ohne Religion, ein Freimaurer und Kirchenspötter, dieser Widersacher hat dagegen gerichtlichen Protest erhoben."

„Was — — Riebsamen!" rief Pater Romualdus mit wildrollenden Augen. „Riebsamen: ja, derselbe der einen Nachdruck meiner Schrift, die „Freimaurer, was sie waren und was sie sind," auf eigne Kosten veranlaßt und sämmtliche Exemplare unter das Volk vertheilt haben soll! — Auf was gründet der Wahnsinnige seinen Protest."

„Auf die lässige, unbestimmte Arbeit jenes verwünschten Heutigers, der uns dadurch eine verfluchte Streitfrage an den

Kopf wirft. — — — — — — Heutiger hat in jenes Testament noch einen, in aller Form Rechtens abgefaßten Nachsatz aufgenommen, in welchem der Testator bestimmt: für den Fall aber, daß während dieser zwanzig Jahren Ferdinand von Goldbeck oder eins seiner Angehörigen in die Erbrechte eintritt, sind der Kirche für die abzuhaltenden Messen die Zinsen des ihr in Aussicht gestellten Antheils auszubezahlen und zwar von dem Sterbetag des Testators an gerechnet, bis zu dem Augenblick, in welchem unter den bewußten Voraussetzungen die Erbansprüche der Kirche verfallen. — Die hohe Bedeutung dieser Testamentsbestimmung war bisher Allen entgangen, bis jener Widersacher Riebsamen seinen berüchtigten Protest erhebt, wodurch sich höchst wahrscheinlich der Testamentsbezug um einige Jahre hinausschiebt."

„Wie so!" bemerkte der geistliche Herr wild. „Auf einige Jahre! Die Gründe möchte ich hören. So eine vollständig abgemachte Sache! — — Sollte man es glauben!"

„Notar Riebsamen gründet seinen Protest nämlich auf folgende Schlußfolge, — er sagt: dieser Nachsatz des Testators setzt voraus, daß die Vollziehung des Testaments überhaupt nur von dessen Sterbetag an gerechnet werden darf; — also erst zwanzig Jahre nach demselben ins Leben tritt; — er fügt seiner Ausführung weiter hinzu, daß ein Testament erst von dem Tage an seine Kraft, wie überhaupt seinen Werth erhalten könne, an welchem ein Testator das Zeitliche segnet. — — — Mein Chef stimmte ihm alsbald bei — — und die Sache war in wenig Minuten abgethan. Noch heute wird den Interessenten eine Abschrift des Protestes zugefertigt werden."

„Und hierbei sollen wir es bewenden lassen?" rief Pater Romualdus in höchster Aufregung. „Nimmermehr! — Was können wir, — was kann die Kirche gegen solche nichtige Einwendungen unternehmen, um dieses Teufelswerk unschädlich zu machen?"

„Eine gerichtliche Entscheidung ist das einzige, was vielleicht einen günstigen Ausweg bahnt," entgegnete der Advocaturschreiber die Achsel zuckend. „Ein Prozeß ist unvermeidlich!

— Aber die Kirche hat zu glaubenseifrige Advocaten, — — sie wird gewinnen und damit zugleich auch einen glänzenden Sieg gegen die Freimaurer erkämpfen, gegen diese Widersacher, welchen wir allein diesen höchst kritischen Zwischenfall verdanken."

„Diesen ewigen Feinden der Kirche, diesen Schändern des Christenthums wird endlich auch die Stunde des Untergangs schlagen!" rief Pater Romualdus mit gesteigerter Leidenschaft. „Was wollen sie, diese Freimaurer, diese sogenannten Priester der Humanität! — Wohin führen ihre dunklen und versteckten Wege? — An ihren Werken sollt ihr sie erkennen, — so lautet das Bibelwort. — Ihre Werke sind voll des Teufels, sie haben Gift und Unheil in Kirche und Staat, in Familie und Schule gebracht! Als ihre Aufgabe bezeichnen sie: das Reinmenschliche, das an sich und bleibende Gute; — das wahre, ächte Menschenthum wollen sie pflegen und fördern, und für diesen Zweck ihre Verbindung über den ganzen Erdboden verbreiten! Sie wollen den Menschen in seiner innersten Natur und Wesenheit ergreifen und das wahrhaft ächt Menschliche an ihm entwickeln. Darin liegt nun freilich kein wesentlicher Unterschied zwischen dem Christenthum und der Maurerei, denn die Kirche will, nach der himmlischen Berufung des göttlichen Erlösers, ebenfalls nach dem Ausspruch des heiligen Apostel Paulus den vollkommenen Menschen in ihm ausbilden. Aber dem Maurer gilt die Bibel nicht als ein Religionsbuch, sondern als Symbol des Glaubens und der religiösen Ueberzeugung. Damit ist jedoch dem Christenthum mit allen seinen Lehren, Institutionen und Sacramenten jeder übernatürliche Character abgesprochen und das göttliche Wort Christi: „Niemand kommt zum Vater als durch mich," ohne jede höhere Bedeutung und Verheisung. In der Freimauerei kann von der göttlichen Offenbarung, daß Christus der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen sei, keine Rede sein; sie betrachtet die Autorität der Kirche, ihre übernatürliche Sendung, ihre Lehren und Sacramente als lauter unberechtigtes Menschenwerk, als Priester-Lug und Trug! — Ihnen steht der reine Mensch obenan, jede kirchliche Ordnung und segensreiche Wirkung ist ihnen verhaßt. — Aber ich möchte

die Herrn Brüder von der Freimaurerei mit ihrer Verehrung für den simpeln Menschen daran erinnern, daß der reine Mensch eben das böse Herz ist, aus dem alle unreinen und boshaften Gedanken, der Formel-Eigensinn und die Zungendrescherei und das Pochen auf den unverständigen Eigenwillen kommen! Diesen Modensack erkenne ich erst an, wenn er vom neuen und wiedergebornen Menschen verklärt und geadelt wird. Als Tempel Gottes und als Heimathsstätte des germanischen, dienstbereiten und amtsfähigen Gemüthes hat der reine Mensch mit seinem blos natürlichen Leib und Leben für uns erst Werth. Das freimaurerische Dogma vom reinen Menschen und dessen Rechten hat sich leider auch schon in den Volksgemüthern eingefressen und droht in denselben mit deutschen und christlichen Schätzen aufzuräumen, wie neulich ein geistreicher Ordensbruder der Gesellschaft Jesu sagte. Allein der Ausverkauf wird nicht zu Ende gebracht werden, — — das Volk wird sich die Glaubenswechsler und Seelenschacherer endlich vom Leibe schaffen und nur Wenige werden genügen, um dem Dinge eine neue, eine entscheidende Wendung zu geben. Der heilige Johannis schreibt in seinem ersten Briefe: „Geliebteste, glaubet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind, denn es sind viele falsche Propheten in die Welt ausgegangen." Darum hat die Kirche volle Ursache ihren Kindern den Eintritt in den Freimaurerorden aufs dringlichste zu verbieten und das Zuwiderhandeln dieses Gebots als einen Abfall von ihr zu betrachten. — — Wir müssen mit allen Kräften gegen das Unwesen dieser Antichristen losgehen und dem Volk die Augen öffnen und das Dunkel ihrer Geheimthuerei in die Sonne der Oeffentlichkeit stellen. — — Doch, Sie haben ja meine Schriften gegen diesen Teufelsorden gelesen. — Was sagen die Herrn Ordensbrüder zu dieser Herausforderung? — Vermuthen Sie den Verfasser und wie werden Sie mir entgegnen?"

„Hochwürden haben eine schwere Aufgabe gelöst und der alleinseligmachenden Kirche einen großen, einen wichtigen Dienst erwiesen," entgegnete Vogtle auf die an ihn gerichtete Frage.

„Ich glaube nicht, daß Jemand den Verfasser errathen kann, denn Hochwürden sind so tief und so klar und sicher in die geheimsten Verhältnisse der Maurerei eingegangen, daß man sich, wie ich höre, allgemein der Vermuthung hingibt, irgend ein Mitglied des Ordens müsse diese bedeutungsvolle Streitschrift verfaßt haben, — denn wie sollte ein Profaner in ihre Geheimnisse eindringen können und eine solche auffallende Wissenschaft ihres Wesens an den Tag legen? Sie mischen sich zwar in Alles, reden da, reden dort das hohe Wort und beeinflußen Familie und Staat in himmelschreiender Weise, — aber die Kirche dringt dennoch in die tiefsten Geheimnisse der Gesellschaft, deren Glück und Segen und Wohlergehen sie ganz allein in der Hand hat. — — So viel ich erfahren konnte ist noch keine Schrift gegen die beiden letzten Werke Ew. Hochwürden herausgekommen. Das einzige, was dagegen geschah, ist, daß ein armseliger Miethling das letzte Werkchen Ew. Hochwürden auf eigne Kosten im Ausland nachdrucken und in unzähligen Exemplaren unter das Volk verbreiten ließ."

„Was konnte er dabei beabsichtigen wollen?"

„Ein beigefügtes loses Blatt gibt darüber Auskunft," entgegnete Vogtle auf die Einsprache des geistlichen Herrn. „Auf demselben steht geschrieben: „Zur Aufklärung erlaubt man sich dieser Broschüre beizufügen, daß wir sie allen denkenden Menschen und Menschenfreunden auf's Beste als das Werk eines wahren Antichristen empfehlen können und die feste Ueberzeugung hegen, daß auch jeder Commentar und jede Widerlegung rein überflüssig ist." Worauf der anonyme Verfasser dieser boshaften Einlage schließt: „Dieses Machwerk richtet sich selbst und verdient deßhalb im Interesse der Wahrheit die möglichst größte Verbreitung, wozu wir, ein Freund der Volkswohlfahrt, der Humanität und des echten, rechten Christenthums beigetragen zu haben hoffen." Sodann folgt die Unterschrift, die ebenso seltsam als lächerlich ist: „Geschehen im Schooße der alleinseligmachenden Kirche, am Johannistage, im unnennbaren Jahre der Erschaffung der Welt, durch einen guten Freimaurer." Das ist ein gemeiner, gotteslästerischer Spott! Pfui und Schande einem

Staate, in welchem solche Niederträchtigkeit gedruckt und veröffentlicht werden darf!"

Pater Romualdus war durch die ihm eben gemachte Mittheilung auf's Tiefste verletzt worden. Wenngleich ein Geist des Widerspruchs, wenn es galt ein Recht der Kirche zu wahren, kühn und durchaus nicht wählerisch in seinen Schlüssen; in seinen Angriffen gegen Andersgläubige rücksichtslos und sogar zuweilen unwürdig und gemein, traf ihn die Ironie und Bosheit dieser Empfehlung seines Werks gewaltig genug, um ihm auf einen Augenblick die ihn sonst so vortheilhaft charakteresirende Geistesgegenwart und Fertigkeit der Entgegnung zu rauben. Es hielt ihm schwer sich zu einem flüchtigen Lächeln zu zwingen, dem er mit einem kräftigen „ha, ha, ha" einen lauten Ausdruck zu geben bemüht war. Er kannte und verstand diese verlockende Einführung seines Werks unter die Massen des Volks, die es nun einer öffentlichen und lautredenden Kritik unterziehen würden, wodurch ihm eigentlich die tiefgreifende Waffe genommen werden mußte. Er wußte sehr wohl, daß es bei kirchlichen Streitschriften, hauptsächlich darauf ankommt, dieselben mit einem gewissen Nimbus zu umgeben, um gleich von Vornherein die Critik der Leser für sich zu haben. Dieser Nimbus war aber durch die boshafte Art der Einführung vollständig genommen und seine Broschüre bei dem gebildeten, wie selbst bei dem gemeinen Manne mit einem unüberwindlichen Vorurtheile belastet werden.

„Es hält schwer gegen die Gemeinheit unserer Gegner aufzukommen," sagte er nach einer Weile mit erzwungener Ruhe. „Aber wir fürchten sie dennoch nicht. Wenn wir uns auch nie so weit vergessen, in derselben Weise zu erwiedern, nm so nachhaltiger werden wir aber durch die göttliche Wahrheit unserer Lehre siegen und das Lügengetriebe jener Widersacher und Antichristen in alle Welttheile zerstäuben. — Gut, daß Sie mich von diesem seltsamen Unternehmen unserer Gegner in Kenntniß gesetzt haben, ich werde es schon zu entkräften wissen. — Doch, wir sind eigentlich von dem viel wichtigeren Gespräche abgekommen. Sie sind ein gesetzkundiger Mann, der bei seinem löblichen, beneidungswerthen Wissen, zugleich auch noch die

viel löblicheren Eigenschaften eines fromm- und rechtgläubigen Christen besitzt, und darum mehr wie sonst Einer dazu geeignet ist, die Rechte der Kirche wahren zu helfen. Rathen Sie, Herr Vogtle, wie können wir unserer Kirche diese namhafte Erbschaft erhalten, — wie können wir sie gegen diese gottvergessenen und freimaurischen Eingriffe jenes Antichristen Riebsamen schützen? — — Stillschweigend, so mir nichts dir nichts können wir doch wohl jenen Protest nicht hinnehmen; — — wenn es zu einem Prozesse kommt, was halten Sie vom Ausgang desselben? — Sind die Landesgesetze für oder wider uns?"

„Das ist schwer zu beurtheilen," gab Vogtle mit pfiffiger Miene zur Antwort. „Das kommt einzig und allein auf die Zusammensetzung des Gerichts, — auch auf den Gegenadvokaten an, — vor allen Dingen aber, wie diese den Protest des Notarius Riebsamen auffassen und beleuchten. — — Das beste und sicherste Mittel ist und bleibt, mit aller Entschiedenheit jeden anderen Rechtsanspruch auf dieses wohlerworbene Erbe sogleich und für alle Ewigkeit unschädlich zu machen. Was verliert die Kirche, wenn sie auch erst einige Jahre später ihr Vermächtniß antreten kann!"

„Ich verstehe Sie nicht recht, lieber Vogtle," lenkte der geistliche Herr ein, indem er sich den Anschein gab, als habe er die Hinweisung seines Vertrauten nicht ganz verstanden. „Rathen Sie, — Ihr frommes, rechtgläubiges Herz, Ihre Aufmunterungsbereitwilligkeit für die heiligen Rechte der Kirche garantiren mir dafür, daß Sie den rechten und einzig richtigen Weg finden."

„Ich habe einen unbändigen Haß gegen diese Widersacher des Christenthums, gegen diese Reinmenschen, diese Freimaurer," begann Vogtle wieder, und während er dieses sprach spielte in seinen sonst stets lächelnden Augen eine höllische Freude, die weniger Kampflust als vielmehr Triumph einer glücklich vollführten Rache ausdrückte. „Nur in unserer Kirche liegt der wahre Segen, das wahre Heil, — nur in ihr erblüht das ewige Leben! Jeder ihrer Gegner ist auch mein Feind, dessen nachtheiligen Einfluß ich, nach echter, rechter Christenpflicht, zum Heil und Wohlergehen meiner Mitmenschen, unschädlich zu machen

suche. — — Ich lebe in dieser erhebenden beglückenden Idee, daß der schönste Trost das Bewußtsein ist, als treues Glied unserer Kirche stets in ihrem Interesse gewirkt zu haben, und daß ich durch solches Handeln mir die Freuden der Seligkeit sichern. Wer für die alleinseligmachende Kirche gelebt, den wird sie einst auch durch alle Qualen des Fegefeuers zur himmlischen Glückseligkeit geleiten. Und in unseren wildbewegten, leidenschaftlichen Zeiten bedarf sie treue Anhänger, die fähig sind für ihre Zwecke selbst das Leben in die Schanze zu schlagen."

„Ja, Sie sind ein solcher Eiferer, voll Glaubensstärke und Entschlossenheit, ein wahrer Apostel, wenn es gilt die heiligen Rechte der Kirche zu wahren. — Der Segen des Herrn waltet über Ihrem Haupte und bringe Ihnen Glück und Frieden. Amen!"

Diese, mit priesterlichem Pathos gesprochenen Worte des befreundeten Seelsorgers machten auf den Advokaturschreiber einen mächtigen, überwältigenden Eindruck und bestärkten dessen Glaubenseifer so sehr, daß er sich in einem feierlichen Gelöbniß Erleichterung des Herzens zu verschaffen suchte.

„Bei allen Heiligen!" rief er und ergriff die beiden Hände Seiner Hochwürden, „es soll mir eine himmlische Freude machen, durch das Vollbringen einer schwierigen That meine Gesinnungen für unsere Kirche an den Tag legen zu können. Rechnen Sie auf mich. — Jene wichtigen Papiere, die das Beichtgeheimniß der Kirche erhalten hat, sie müssen vernichtet werden, — deren Bedeutung dürfen wir nicht weiter befürchten müssen. Wie wunderbar war die Fügung des Himmels, daß es so und nicht anders gekommen ist."

„So ist es," begann Pater Romualdus zu erzählen. „Ich ward an das Sterbelager jener Sängerin gerufen und spendete ihr den letzten Trost unserer Kirche. Nachdem sie mir alles gebeichtet und ich ihr die heiligen Sterbesakramente geweiht hatte, erhob sie sich urplötzlich, mit Leidenschaftlichkeit ihre letzten Kräften sammelnd, und gestand mir in kaum verständlichen Worten,

daß sie jene jetzt so wichtigen Familienpapiere in einem gepolsterten Sessel, den sie mir näher bezeichnete, verborgen habe. Denn kurz vorher hatten die Franzosen Sonneberg sehr verwüstet und ein gottloses Leben dort geführt. Aus Furcht diese Familienpapiere durch die plündernden Feinde verlieren zu müssen, hatte sie diese Documente heimlich in jenen Sessel verborgen. Sterbend hatte sie mir diese so wichtige Mittheilung gemacht, — unverständlich — unklar. Ich ahnte wohl deren Werth, daß sie aber der Kirche noch einmal von so hoher Wichtigkeit werden würden, daran konnte ich nicht denken. Ihre Tochter war damals bei einem Musiklehrer um für das Theater ausgebildet zu werden, während gute theilnehmende Freunde ihre geringe Habseligkeiten einer Versteigerung aussetzten, durch welche auch der bewußte Sessel in andere Hände überging. Diesmal glücklicherweise in die einer frommen, gottesfürchtigen Frau, bei welche ich lange Zeit meinen Einfluß geltend machen konnte, ja die zuletzt sogar in unserer Kirche Aufnahme begehrte. Aber sie hat eine abenteuerliche, leidenschaftliche Tochter, eine Antichristin, eine Künstlerin, die mir meine Besuche so verleidete, daß ich seit Jahren nichts mehr von ihr hörte, bis Sie mich neulich auf die günstige Gelegenheit in Besitz des Sessels zu kommen aufmerksam gemacht haben. Ja, dieser Sessel war nicht einen Augenblick aus meinen Augen gelassen worden, seit ich das Testament des alten Baron von Goldbeck als Zeuge mitunterschrieben habe; — der Kirche das schöne Vermächtniß zu erhalten, das ist mir eine hohe, eine höchstwichtige Lebenspflicht geworden. Und dennoch bin ich noch in peinlicher Ungewißheit ob denn überhaupt jene verborgene Papiere von so großer, weitgreifender Bedeutung sind und nicht noch in anderen Händen vielleicht viel wichtigere Documente liegen. Josephine Goldbeck kennt ihre Abstammung nicht, — unklugerweise hatte die Mutter nie eingehend von ihren Verhältnissen gesprochen, einmal um den heiteren Sinn des Kindes nicht zu betrüben, dann auch, weil sie es für so ernste Lebenserfahrungen noch zu unreif hielt. Da aber Josephinens Mutter gerade auf jene Papiere

so großes Gewicht legte, sie vor der Raub- und Zerstörungslust der Franzosen sicherte, gerade darum glaube ich, daß ich mich in der Wichtigkeit, welche ich Ihnen beilege, nicht täusche."

„Wenn Hochwürden die Frau Habermehl kennen, so wäre es vielleicht möglich, — für den Fall, daß die vollzogene Zwangsversteigerung wegen eines aufgefundenen Formfehlers rückgängig gemacht würde, — den bewußten Sessel dennoch an sich zu bringen. — Während Hochwürden dort, bei so ärmlichen Verhältnissen, gewiß nicht erfolglos bleiben, will ich mit Meister Reitzler mein Glück versuchen. — — So würde es sich jetzt nur noch um die durch das plötzliche Erscheinen des Ferdinand von Goldbeck heraufbeschworene Gefahr handeln. Zunächst kommt es darauf an, wo können wir ihn finden."

„Daß er in der Residenz lebt, steht fest," erklärte Pater Romualdus. „Wo wir ihn treffen, er hat keine Ahnung davon, in wie weit uns seine Gegenwart lästig ist. — Legen Sie sich aufs Kundschaften, er ist ein Beichtkind des Pater Bonadus, durch welchen ich seine Gegenwart erfahren habe. Was Sie auch gegen ihn unternehmen, so viel steht unerschütterlich fest, Sie thun es zum Besten der Kirche, zum Triumph des ächten, rechten Glaubens, denn er ist Freimaurer, — also einer von der strenggläubigen Christenheit geächteter Mensch."

„Alles für den wahren Glauben, zum Heil und Segen der Kirche, sowie zur Verherrlichung des göttlichen Erlösers!"

Diesem Kraftausdruck des Advocaturschreibers Vogtle fügte der geistliche Herr ein Salbungsvolles „Amen!" hinzu, worauf er fortfuhr:

„Ich überlasse Ihrem Glaubenseifer die entsprechende Ausführung."

„Ja, sobald wir seinen Aufenthalt wissen, kann uns die Wahl, ihn unschädlich zu machen, auch nicht schwer fallen. Es gibt ja Orte, wo er unter den Augen strenggläubiger Ordensbrüder, still und zurückgezogen ein für sein Seelenheil ersprießliches Leben in christlicher Beschaulichkeit führen kann. Wo ihn

kein Mensch kennt, wo ihn keiner unserer Gegner sucht und wo er nie und nimmer die Ursache seiner Verborgenheit erfahren wird. — Sie verstehen mich!" —

„Vollkommen —!" gab Pater Romualdus zur Antwort, und ihm die Hand zum Abschied reichend, sagte er:

„Abgemacht! — Bringen Sie mir bald gute, erfreuliche Nachrichten!"

Sechstes Capitel.

Wer der Menschen thöricht Treiben
Täglich sieht und täglich schilt,
Und, wenn Andre Narren bleiben,
Selbst für einen Narren gilt,
Der trägt schwerer, als zur Mühle
Irgend ein beladen Thier.
Und, wie ich im Busen fühle,
Wahrlich, so ergeht es mir.
Göthe.

Medicinalrath Dr. Winterstein hatte an diesem Vormittag außergewöhnlich viel zu thun. Erst seit wenigen Wochen in der Residenz war er einem allerhöchsten Rufe gefolgt, wozu ihm fast einzig und allein seine liebenswürdige Gönnerin, die Fürstin von Rosenstein, verholfen hatte. Wir haben bereits vorübergehend seine Bekanntschaft gemacht und wissen, daß er mit verschiedenen Personen unserer Geschichte mehr oder weniger in Beziehung steht. Vor Allem schenkt er seiner einflußreichen Beschützerin ein warmes Interesse; ihr bevorstehende Verlobung mit dem Ulanenrittmeister Arthur von Goldbeck ist bekanntlich sein Werk. Ihr verdankt er zahlreiche Empfehlungen, in Folge welcher sich ihm aber eine vielversprechende Praxis eröffnete.

Fassen wir ihn näher ins Auge.

Er ist eine große stattliche Figur, sein Aeusseres einnehmend, sein Benehmen fein und gewählt. Bei Allen, die ihn kennen, gilt er als ein liebenswürdiger Gesellschafter, der sowohl durch Geist und Witz, als auch durch reichliche Erlebnisse und Erfahrungen anziehend zu unterhalten weiß. Leicht begreiflich verschafften ihm solche Vorzüge alsbald auch in der Residenz zahlreiche Freunde und Verehrer, um so mehr, da er das Glück hatte, eine schwererkrankte Prinzessin, welche die geschicktesten Aerzte des Landes für verloren gegeben hatten, zu retten, wodurch schon an und für sich sein Name in der anerkennendsten Weise öffentlich genannt wurde und sein Ruf eine ruhmwürdige Basis gewann. In der That verstand er es auch meisterhaft durch feines Wesen einzunehmen; namentlich gelang ihm dies von jeher bei dem schönen Geschlecht. Wenn man ihn, den stattlichen Mann in seinem gemessenen Schritte dahin schreiten sah, wie er so leidselig und wohlwollend überallhin die Grüße erwiederte und da und dort stehen blieb und ein freundliches Wort sprach, — oder wenn er mit den Kindern auf der Straße scherzte, sich nach dem und jenem erkundigte, wer hätte da denken sollen, daß es in seinem Innern nicht so hell und klar aussah, wie er es durch ein gewandtes Benehmen an den Tag zu legen wußte, — daß sein freundliches Lächeln erzwungen, daß sein hochherziges Benehmen im entschiedendsten Widerspruch zu seinen Grundsätzen und seiner bisher befolgten Lebensweise, stand und Alles, Alles darauf berechnet war, die leichtgläubige Welt zu täuschen.

Er galt überall als ein Mann von edlem Character und hörem Streben — man hielt ihn für hochherzig und wohlwollend, — nur wenige Menschen hatte das Schicksal auserlesen, sein eigentliches Innenleben kennen zu lernen, und die es kannten, die in den düsteren Schacht seines von Leidenschaften durchwühltes Herzens schauten, sie waren durch ihn fast Alle unglücklich und elend geworden. In der Residenz aber ahnte man diese früheren Beziehungen nicht, man wußte wenig von seiner Vergangenheit, und was man wußte, das gereichte ihm zur Ehre,

das machte ihn interessant und liebenswürdig, das schenkte seinem ärztlichen Talente großes Vertrauen. Es konnte daher auch nicht weiter auffallen, daß ihn der Regent in Anbetracht seiner ausgezeichneten Verdienste, in den Adelsstand erhob und ihn schließlich zu seinem „Leibarzt" machte.

Winterstein wußte zwar recht wohl, welchem Einfluß er diese Auszeichnungen zu verdanken hatte und daß ihn seine Verdienste als Mensch und Arzt nicht so rasch empor heben konnten. Seine Verehrung für die Fürstin wuchs daher auch mit jedem Tage mehr und mehr; je eifriger er sich mit ihrem Glücke beschäftigte, um so schwerer ward ihm, sie durch eine Heirath verlieren zu müssen. Aber er hatte gegen das Haus der Herrn von Goldbeck alte Verbindlichkeiten, die ihn veranlaßten wider Willen und gegen sein eigenes Interesse zu wirken. So sauer ihm dies ankam, er durfte das einmal in ihn gesetzte Vertrauen nicht verscherzen.

So kam es denn, daß er nach der einen Seite hin für seinen alten Freund zu wirken suchte, während er zugleich auch nach der anderen die Hintertreibung der beabsichtigten Heirath des Arthur von Goldbeck mit der Fürstin von Rosenstein unterstützte. Er war übrigens vorsichtig und schlau genug, seine eigentlichen Absichten geheim zu halten, und legte auch hierbei, wie er dies schon oft an den Tag gelegt hatte, eine Probe seines zweideutigen Characters ab.

Er bewohnte in der Bergstraße eins der schönsten Gebäude, das er mit wahrhaft fürstlicher Einrichtung hatte ausstatten lassen. Die prachtvollen Gemächer waren mit den kostbarsten Teppichen belegt, die werthvollsten Gemälde zierten Wände, welche vergoldete Tapeten bedeckten; Blumen schmückten die Nieschen und wohin das Auge sah, erfreute es die elegante Ausstattung, die in der That nichts zu wünschen übrig ließ. An das palastähnliche Wohnhaus schloß sich ein kleiner mit unzähligen Marmorfiguren gezierter Blumengarten an, in welchem zwischen schattigem Buschwerk mehrere trauliche Ruheplätzchen angebracht waren, die sowohl von dem dermaligen Besitzer des Hauses, als auch von dessen Freunden gern aufgesucht wur-

den, wenn die heiße Mittagssonne über die schmalen Straßen und engen Häuser drückende Schwühle goß, oder des Abends nach heißem Tage eine angenehme Kühle ins Freie lockte.

Wenngleich er ein so großes Haus ausmachte, entbehrte er doch das Glück der Ehe; er war unverheirathet. — Seine ziemlich umfangreiche Hauswirthschaft besorgte eine Haushälterin mit zwei Mägden und einem Bedienten, welchen letzteren er hauptsächlich wegen seiner Equipage halten mußte. Er besaß zwei prächtige Pferde und liebte es sehr damit Aufsehen zu machen.

Wie er gegen die so leicht irre zu führende Aussenwelt stets ein vornehmes und elegantes Wesen an den Tag legte, ebenso liebte er es auch zu Haus zahlreiche Gäste und hochstehende Personen um sich zu sehen, und seine Wirthschafterin verstand es meisterlich, diesen Liebhabereien in allen Stücken zu entsprechen.

Diese Haushälterin war Niemand anders, als das ehemalige Kindermädchen im Kessell'schen Haus, die Geliebte des Lobensohn. Sie war durch merkwürdige Verkettung der Verhältnisse zu ihrer jetzigen Stellung gelangt und übte durch die Mitwissenschaft eines für Winterstein höchst wichtigen Geheimnisses, einen nicht unbedeutenden Einfluß auf ihren Herrn und Gebieter aus, an welchen sie ohnedem schon durch zärtere Beziehungen gebunden war. Sie war die Mutter eines Mädchens, welchem er im Geheimen seine Unterstützung nicht versagen konnte, dem er aber öffentlich vor der Welt noch nicht seinen Namen gegeben hatte, obgleich er tagtäglich in der eindringlichsten Weise daran erinnert wurde.

Daß er dadurch nicht eben immer das angenehmste Leben zu Haus hatte und öfters Auftritten der unerquicklichsten Art begegnete, läßt sich denken, um so mehr als Maria einen hitzigen und zuweilen auch einen sehr zanksüchtigen Character zeigte. Demohngeachtet merkte von allendem die Welt nichts, — selbst dem andern Dienstpersonal hatte man diese näheren Beziehungen zu verbergen gewußt.

Marie, das einstmals so muntere Schwabenkind, mit seinen vollen rothen Wangen, feurigen Augen, seinem üppigen Wuchs und schalkhaften Wesen, war unterdessen eine verbleichte Schönheit geworden. Sie hatte ein vielbewegtes Leben, und sich während dessen, durch mancherlei Schicksale darauf geführt, so etwas von Anstand und gefälligem Benehmen angeeignet, was ihr bei ihren mannigfaltigen Eroberungszügen nach den Herzen schöner Männer sehr zu Statten gekommen war, bis sie endlich in dem Hause des Medicinalrath Winterstein einen bleibenden Platz fand. Sie hatte sich bei ihrem Herrn so einzuschmeicheln gewußt, daß er ihr unwiderruflich verbunden war und, um jeden öffentlichen Scandal zu vermeiden, sich in sein keineswegs beneidenswerthes Schicksal stillschweigend fügen mußte.

Mamsell Maria, wie sie genannt wurde, übte in der Hauswirthschaft ein eben so strenges, als lautes Regiment, wodurch ihr Ruf bei dem weiblichen Dienstpersonal der Stadt alsbald eine traurige Berühmtheit erlangte, und es ihr schwer wurde, eine einmal weggefallene Arbeitskraft wieder zu ergänzen. Dieser Umstand hatte auch dem Doctor manche verdrießliche Stunde bereitet; er hielt aber fürs Klügste auch hierzu zu schweigen. Er war durch kein Band der Ehe an diese Marie gebunden, und doch hätte ihm die schlimmste Frau das Leben nicht mehr verbittern können, als diese Haushälterin, die er im Stillen schon tausendmal nach dem Pfefferland gewünscht hatte. Wir dürfen dem geneigten Leser verrathen, daß er schon längst mit einem Plan umging, sich diese Zuchtruthe von einer Wirthschafterin vom Halse zu schaffen, und daß er deßhalb auch schon mit seinem intimsten Freunde, dem Pater Romualdus, Rücksprache genommen und dieser würdige Seelsorger ihm auch seinen Beistand in Aussicht gestellt hatte.

Medicinalrath Dr. von Winterstein war, wie wir bereits mitgetheilt haben, an diesem Vormittag außergewöhnlich beschäftigt. Theils hatten Patienten, theils dienstliche, geschäftliche oder persönliche Angelegenheiten ihn in Anspruch genommen, und schon nahte sich die Mittagszeit, ohne daß er sich einen Augenblick hätte Ruhe gönnen können.

Eben hatte er den letzten der im Vorzimmer harrenden Patienten verabschiedet, als sich die Thüre des Seitengemachs öffnete und Marie, in einem äußerst geschmackvollen Morgenkleide sich in der zärtlichsten Weise ihrem Herrn und Gebieter näherte. Er hatte sich ermattet auf ein Sopha niedergelassen und war eben im Begriff in einer Zeitung zu lesen, als ihn seine Wirthschafterin daran hinderte. Mit einem mehr unzufriedenen, als überraschten und fragenden Blick schaute er die Eingetretene an; und es schien als beabsichtigte er, durch ein schroffes Wesen die in Gefahr gekommene Erholungsstunde wieder zu erobern.

Marie begriff seine Absicht und that daher, als wäre ihr dieselbe entgangen. Sie ließ sich liebkosend an seiner Seite nieder und begann alsbald ihre Unterhaltung, während Winterstein voll Verdrießlichkeit die Zeitung bei Seite schob und mit nicht verstelltem Unwillen einige Mal über das künstlich erworbene Haupthaar strich, worauf seine Stirne etwas kleiner, sein Blick aber auch um Vieles finsterer und herausfordernder wurde.

„Ich habe Briefe aus Sonneberg erhalten," begann sie, unbekümmert um die verdrießliche Laune ihres Herrn, „Amalie läßt uns wiederholt um die Erlaubniß bitten, hierher kommen zu dürfen. — Es sehnt sich das Herz der Mutter mit jedem Tage mehr nach ihr, und Sie können, nein — Sie dürfen meinen dringenden Bitten nicht länger widerstehen!"

„Du kennst meine Gesinnungen, Marie," — entgegnete er mit verbissenem Aerger, „ich habe Dir und dem Kinde zu Liebe alles gethan, was ich vermöge meiner Stellung thun konnte. Verlange nicht das Unmögliche von mir, sei gerecht und schicke Dich in die Verhältnisse."

„Hab' ich es nicht schon seit beinahe achtzehn Jahren gethan?" rief Marie mit einiger Leidenschaftlichkeit. „Bin ich nicht in Ihrem Hause alt geworden? Habe ich nicht wie ein uneigennütziges, sorgsames, liebendes Weib mit allem Eifer und Fleiß Ihre Hauswirthschaft geführt? War ich nicht unermüdet bestrebt, Ihre Lebenstage mit aufopfernder Liebe und Treue und Freundlichkeit zu versüßen? — Und verlange ich denn

Unerhörtes, wenn ich unser Kind hierher wünsche? — Mein Verlangen ist entschieden und gerecht, ich bestehe darauf und werde mich diesmal nicht wieder mit schönen, nichtssagenden Worten abspeisen lassen! — Wohlverstanden, Herr Medicinalrath!"

„Ich habe Dir ja schon öfter den Vorschlag gemacht, selbst nach Sonneberg zu ziehen, ich mache mich verbindlich, Dir ein hinreichendes Auskommen zu sichern und Deine Tochter als meine alleinige Erbin einzusetzen."

„Nach Sonneberg ziehen — zu meiner Tochter — Ihrer einzigen Erbin"! entgegnete sie auf die mit erzwungener Ruhe gesprochenen Worte des Medicinalraths. „Ei, ei, — was ich nicht hören muß! — — — Ich weiß sehr wohl, daß ich Ihnen mit den Jahren lästig geworden bin und Sie mich abschütteln möchten, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet, aber Ihre Marie ist auf ihrer Hut und läßt sich nicht so mir nichts dir nichts bei Seite schieben, wie so eine Madame Kessel —."

„Nenne mir diesen Namen nicht!" rief der Doctor, sich unwillig erhebend, und mit blitzenden Augen fuhr er fort: „Ich mag an jene Jugendverirrung nicht erinnert sein, aus ihr sind mir schon sehr viele Unannehmlichkeiten erwachsen, und die, Dich um mich haben zu müssen, gehört gewiß nicht zu den letzten. — Störe meinen Frieden nicht weiter, gehe!"

„Gehe!" wiederholte die Haushälterin sehr gedehnt. „Ich soll gehen! — Welche Sprache! — — Ist das mein Dank? — — Oder soll ich mir Recht holen bei den Menschen, die Sie als einen Mann von Charakter und Erkenntlichkeit ehren und schätzen? — Nicht länger ertrage ich meine bisherige Stellung! — Es muß sich endlich entscheiden! — — Bin ich Ihren süßen Reden und Glücksversicherungen nicht gefolgt, habe ich mich nicht mit kindlichem Vertrauen unter Ihren Schutz gestellt, — haben Sie mir nicht alles versprochen, und nur wenig gehalten? Sie wollten mich versorgen — — wohlan, ich begehre eine anständige Versorgung! Ich wiederhole meine schon so oft ausgesprochene Bitte: Geben Sie Ihrem armen, unglücklichen Kinde auch vor der Welt einen Vater; damit sich böse Zungen nicht mehr

mit seiner Abkunft beschäftigen können und es nicht in späteren Tagen vielleicht einmal seine Eltern deßhalb verwünschen muß. — Achtzehn Jahre, — — eine lange, lange Zeit, — — ich denke doch, daß ich die Ehe um Sie verdient habe!"

„Ich habe mein Versprechen gehalten, — ich habe Dich versorgt, anständig versorgt," lenkte der Medicinalrath mit berechneter Ruhe ein. „Du bist durch mich in eine Lebensversicherung eingekauft worden, — Deine Tochter ist meine einzige Erbin; — ich gedenke damit meine Schuld vollständig abgetragen zu haben. In solchen Fällen aber läßt man sich sonst in keine ausgedehnten Verbindlichkeiten ein; — und ich weiß, daß tausend Andere nicht so human handeln würden, wie ich. — Heirathen werde ich Dich aber nie und nimmer. — Jetzt gehe."

„Glauben Sie, mich damit zu demüthigen?" rief sie entschlossen. „Wollen Sie mich von einem Vorhaben abbringen, welches ich mir seit Jahr und Tag als das einzige Ziel meiner eifrigsten Bemühungen hingestellt habe? — — Ich kann, was ich will, — Herr Doktor! — — Ich werde Ihr Weib, so wahr ein Gott im Himmel lebt und eine ewige Gerechtigkeit über dem Menschengeschlecht waltet. — Sie werden noch mein Gatte, — und wäre es auf dem Sterbebette, um eine schwere Schuld gegen mich und das Haus Kessel zu sühnen!"

„Laß' mich in Frieden, Furie von einem Weib'!" schrie sie der Medicinalrath an, indem er mit dem Fuße heftig aufstampfte. „Noch ein Wort, und wir sind für ewig geschieden! — Bin ich denn ein Kind, eine Memme, um mich von einem boshaften Weibe beherrschen und tyrannisiren zu lassen! — oder bin ich Herr in meinem Hause? Habe ich meine Freiheit an eine Dienerin, an eine Haushälterin verschenkt, so, daß ich selbst in meinem Eigenthum keinen Augenblick vor den lästigen Verfolgungen ihrer Zudringlichkeit sicher bin? Ich bin diesen qualvollen Zustand müde! — — Marie, ich rathe Dir jetzt zum letzten Mal, laß' mich in Ruh und Frieden, und verfolge mich nicht weiter mit Deinem Heirathsproject!"

„Ich bin nicht gewohnt, nachzugeben — — und jetzt, da

ich weiß, daß ich Ihnen lästig falle, jetzt gilt es mir doppelt darum, Sie unwiderruflich fest an mich zu binden!"

Ein höhnisches Gelächter unterbrach ihre mit Lebhaftigkeit gesprochenen Worte. Nach einer Pause fuhr sie in der begonnenen Weise fort:

„Sie lachen über meine Drohung! — Wohl mag sie aus dem Munde eines Weibes lächerlich klingen, — aber bespotten Sie dieselbe nicht, denn die Folgen werden Sie überzeugen, daß es Ihnen bei mir nicht so ungestraft hingehen konnte, ein unschuldiges Wesen in das sündhafte Netz Ihrer Liebelei zu ziehen! — Sie sind Freimaurer — soll ich mich an einen Ihrer Ordensbrüder wenden, — soll ich mir in Ihrer Loge Recht und Genugthuung verschaffen? — — So weit habe ich gar nicht zu greifen, — viel näher liegt eine bedeutsame Waffe gegen Sie, mittelst welcher ich mir das ersehnte Ziel meiner schönsten Hoffnungen erringen kann. Nicht eine bloße Drohung — — ich werde es ausführen, wie ich's gesagt habe! — Durch Fräulein Polly habe ich zufällig in Erfahrung gebracht, daß Lobensohn hier lebt und Verwalter bei der Fürstin von Rosenstein ist, — soll ich ihm meine Schicksale erzählen, — soll ich ihn um seine Verwendung bei der Fürstin bitten, soll ich —?"

In diesem Augenblicke hörte man die Schelle des Vorplatzes ertönen. — Marie hielt zornglühend in ihrer Rede inne und eilte mit einer drohenden Handbewegung gegen Winterstein nach dem Nebenzimmer, während dieser sich gegen die Stubenthüre wandte, wo eben sein Diener erschien und den Banquier Leo Altberger meldete.

„Näher treten!" war die stolze Entgegnung, worauf sich sein „Johann" entfernte und bald darauf den Banquier Leo Altberger ins Zimmer führte.

„Guten Morgen, Herr Medicinalrath," sagte der Jude beim Eintreten.

„Was gibt mir die Ehre Ihres werthen Besuchs?" bemerkte der Arzt mit freundlicher Begrüßung, indem er dem Eingetretenen beide Hände entgegen streckte.

„Bin nicht krank, geehrtester Herr Medicinalrath! — habe

auch keinen Patienten im Hause — — ich komme wegen einem kleinen Geschäftchen."

„Geschäftchen!" wiederholte der Doktor gedehnt und unangenehm berührt.

„Wechselgeschäftchen, wie wir dergleichen hunderte des Tags haben."

„Wechselgeschäftchen — daß ich nicht wüßte mit Ihrem Hause jemals in Verbindung gestanden zu haben."

„Gottes Wunder! Machen wir nicht ein solides Haus, das sich mit den ersten und vornehmsten der Stadt messen kann, und dessen Geschäfte jederzeit reel sind? — Wie kann man kommen so leicht in Geschäftsverbindung, wenn man in Wechsel macht!"

Ein tiefes Roth überflog das Antlitz des Arztes, worauf dieser entgegnete:

„Ah, ich verstehe. — So lassen Sie hören."

„Sie haben gestanden in Geschäftsverbindung mit einem uns befreundeten Haus der Sommerresidenz, — wir erhalten von da her einen von Ihnen bereits acceptirten Wechsel, fünfzehnhundert Thaler, zahlbar vor Ablauf des heutigen Tags. — Ich komme, Ihnen denselben zu präsentiren."

Der Medicinalrath war durch diese, ihm im höchsten Grade ungelegene, Aufforderung sichtlich betroffen, doch mit dem Takt eines feinen Mannes suchte er seine Verlegenheit zu verbergen.

„Sie müssen Platz nehmen," sagte er, seinen unwillkommenen Besuch nach dem Sopha führend. „Darf ich Ihnen mit einem Glas Wein aufwarten?"

Leo Altberger, an solche Winkelzüge gewöhnt, konnte sich kaum eines Lächelns erwehren, als er einen flüchtigen Blick im Zimmer umher schweifen ließ und der höchst geschmackvollen, prächtigen Einrichtung seinen Beifall nicht versagen konnte. „Da ist auch viel äußerer Glanz, wahrscheinlich aber fühlbarer Ueberfluß an Geldmangel," dachte er bei sich und entgegnete auf die ihm gemachte Einladung:

„Danke — danke sehr, mein geschätzter Herr Medicinal-

rath, — trinke erst über Tisch mein Gläschen Johannisberger; — um diese Zeit bekommt mir der Wein nicht gut."

„Johannisberger — — wohl, ich kann Ihnen auch damit aufwarten, und sogar von der besten Lage," bemerkte der Arzt, wieder leichter athmend. „Ihre Durchlaucht die Fürstin von Rosenstein hat mir erst vor einigen Tagen ein ganzes Stückfaß voll dieses edlen Saftes zum Geschenk gemacht. Ein kostbarer Wein, — ein herrlicher Trank — von der besten Lage — — direct aus dem fürstlichen Keller." —

Der Jude sah sein Gegenüber mit einigem Mißtrauen an, doch erinnerte er sich der schriftlichen Empfehlung, welche mit dem Wechsel ankam, die den Medicinalrath als einen „wackeren," „zuverlässigen" und „allgemein geachteten Ehrenmann" schilderte.

„Ein andermal nehme ich ihre freundliche Einladung an," sagte er, „für heute lassen Sie mich abschließen die kleine Geschäftssache. — Ich weiß, Sie sind gekommen erst vor einigen Wochen in die Residenz und haben in Folge des Ueberzugs und Ihrer hiesigen Einrichtungen große Ausgaben gehabt, die vielleicht momentan Ihre Kasse geschwächt haben, — — das Haus Seligmann Altberger Söhne ist nicht abgeneigt, gleichwie unsere Geschäftsfreunde, mit Ihnen in Verbindung zu treten und ist bereit, auf Wunsch erneuern zu lassen diesen Wechsel."

„Ihr Anerbieten ist in der That außerordentlich freundschaftlich," entgegnete der Medicinalrath, „ich bin zwar in der Lage, Ihnen diese kleine Schuld bezahlen zu können, wenn Sie aber selbst davon reden, den Wechsel noch einige Zeit stehen zu lassen, so benutze ich Ihre Güte schon um deßwillen, weil meine liebenswürdige Gönnerin, die Fürstin von Rosenstein, in den nächsten Wochen heirathen wird und ich alsdann große Summen Geldes bedarf, um dieses großartige Fest gehörigermaßen verherrlichen zu helfen."

„Ah, die Fürstin von Rosenstein," bemerkte der Jude mit pfiffiger Miene, „ja, ja, — man spricht schon überall davon, daß sich die junge, liebenswürdige Wittwe wieder begeben werde in den Stand der Ehe. — Ich habe gemacht mit der hohen

Frau schon manches Geschäft in Geld und feinen Stoffen — ich kann sagen, daß sie reicher ist, als sie es weiß, — und besser bezahlt, als unsere hohen und höchsten Herrschaften. — — Uebrigens erlaube ich mir zu bemerken, daß ihr künftiger Gemahl ihrer würdig ist, ein ungeheures Vermögen besitzt und, wie ich höre, in den Reichsgrafenstand erhoben werden soll, sobald er öffentlich ihr Verlobter ist."

— „So ist es," sagte der Medicinalrath mit Ueberraschen. „Sie wissen hier ein Geheimniß, das mich um so mehr in gerechtes Erstaunen setzt, als außer dem Cabinet nur die Fürstin von Rosenstein davon wissen sollte!"

„Cabinet!" — wiederholte der Jude, indem ein höhnisches Lächeln um seine schwülstig aufgeworfenen Lippen spielte. „Es geschieht nichts in den Cabineten, was nicht an die Interessenten verplaudert oder verrathen wird. — Gottes Wunder! wie könnte gemacht werden so manches Geschäftchen, wenn es wäre in der Welt anders? — Hat ja auch erfahren der Leo Altberger, daß der Herr Medicinalrath sind geworden von Adel, und wessen Empfehlungen er dankt diese Auszeichnung."

„Sie sind ein Diplomat," rief Winterstein, der durch diese Anspielung unangenehm berührt wurde.

„Das bin ich nicht so ganz, mein lieber Herr Baron!" fuhr Leo Altberger fort. „Ich könnte jetzt machen ein Geschäft, das mir abwerfen würde gewißlich einen Profit von wenigstens tausend Thalern, ohne zu haben die geringste Arbeit dabei — ja ohne alles und jedes Risiko, — aber ich lasse meine Hände davon, — — aus reiner Liebhaberei!"

„Das klingt sehr seltsam — fast unglaublich!"

„Ja, man hat so manchmal seine Liebhabereien, — ich habe nun einmal diese. — Ich war beauftragt worden von einer reichen Künstlerin, um jeden Preis zu kaufen das Rosenstein'sche Gut zu Sonneberg. — Wie ich gemerkt habe, galt es dieser Dame weniger um das abgelegene Besitzthum, sondern vielmehr um zu intriguiren gegen den alten Baron von Goldbeck, dem sie mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln jenen Kauf streitig zu machen bestrebt ist."

Der Medicinalrath horchte hoch auf, bei dieser für ihn so wichtigen Bemerkung des Juden. Er kannte den Zusammenhang. Er war Arthurs Vertrauter und des alten Baron von Goldbeck ältester Freund. Sie hatten auf der Universität zusammen gelebt und damals gar manchen tollen Streich ausgeführt; — sie waren sich hierdurch und durch manches andere Verhältniß gegenseitig verpflichtet; — sich weniger liebend, als vielmehr Einer den Andern fürchtend. Er haßte die stolze Familie der Goldbecks — weil er sie zu fürchten hatte, — und obgleich er durch alte Sünden gezwungen war, in ihrem Interesse bei der Fürstin von Rosenstein zu wirken, so suchte er doch im Geheimen dagegen zu intriguiren und die beabsichtigte Verheirathung zu hintertreiben.

Mit Blitzeseile schoß ihm daher ein Gedanke durchs Gehirn, der ihn vielleicht zum Ziel führen konnte.

„Ja, ich weiß — die Sängerin Josephine Goldbeck," warf er flüchtig hin. — „Ah, ich begreife — Sie sind vielleicht ihr Banquier — und da —"

„Errathen. — Die Dame hat Geld — viel Geld!" —

„Geld — viel Geld — —" wiederholte Winterstein, indem sich eine zweifelnde Miene in seinem Antlitz zeigte. „Josephine Goldbeck, viel Geld — unglaublich!"

„Gottes Wunder! — warum wollen Sie nicht glauben dem Banquier Leo Altberger? — Bin ich ja doch beauftragt worden, zu kaufen für sie das schöne Gut zu Sonneberg sammt Allem, was dazu gehört." — — —

„Warum entsprachen Sie aber diesem Auftrage nicht, da er Ihnen doch, wie Sie sagen, tausend Thaler Gewinn abwirft? Tausend Thaler, eine schöne Summe!"

„Gottes Wunder! — Schöne Summe! — Wie heißt! — Was sind tausend Thaler für das Haus Seligmann Altberger und Söhne, wenn ich meine Liebhabereien höher anschlage? — Ich bin gewesen befreundet mit der Sängerin — wir waren lange Zeit intime Vertraute — — ich habe gemacht ihr manche Auszeichnung und habe ihr geschenkt meine ganz besondere Aufmerksamkeit. — Sie liebt das und mir machte es große Unter-

haltung. — Da wird das Gut zu Sonneberg ausgeboten. — Ich erkläre mich bereit, es für sie anzukaufen. — Heute habe ich mich wegen eines lumpigen Künstlers mit ihr überworfen — und unsere Freundschaft und damit auch meine Verbindlichkeit gegen sie ist zu Ende."

„Wegen eines Künstlers? — Wohl ihr Liebhaber?" forschte der Medicinalrath weiter.

„Weiß ich es? — Verschonen Sie mich, mein lieber Herr, Ihnen erzählen zu müssen die lumpige Geschichte, welche uns zu Feinden machte."

„Es thut mir leid, daß wegen so geringfügiger Sachen die Hoffnungen des alten Baron von Goldbeck zu Rauch und Nebel werden. — Im Vertrauen, geehrtester Herr Altberger, Sie sind Geschäftsmann und wissen das geschenkte Vertrauen in Ehren zu halten."

„Wie können Sie Zweifel setzen in meine reelle Bedienung!" fuhr der Jude auf. „Gehen Sie zu leihen Geld, wohin Sie wollen — durch einen Juden wird es nie und nimmer bekannt — — aber ein Christ weiß kein Vertrauen zu ehren und spricht laut und offen über jegliches Geschäftchen. — — Wir sind geborene Geschäftsleute und wissen zu ehren das geschenkte Vertrauen. — Reden Sie weiter, Herr Medicinalrath von Winterstein!"

„Der Baron Rudolph von Goldberg beabsichtigt das Gut zu Sonneberg zu kaufen, nicht aber aus eigenem Antrieb, — aus Liebhaberei, oder weil er diese Besitzung für einträglich hält, — sondern um der in Aussicht genommenen Schwiegertochter ein Brautgeschenk damit zu machen. Die Fürstin rechnet fest darauf, — sie hat den Wunsch ausgesprochen, ohne ihr Zuthun wieder in Besitz dieses Guts gelangen zu wollen. — — Mit Widerstreben hat sich der alte geizige Baron dazu verstanden; er wird nun unter den Kaufliebhabern erscheinen. — Außer der Sängerin ist er der Einzige, wenn ich recht unterrichtet bin. — Baron von Goldbeck geht nur bis zwei und neunzig tausend Thaler, — zwei tausend Thaler mehr als das Ausgebot lautet. — Sie haben sich mit der Sängerin überworfen — wohlan, —

sind Sie bereit, sich an ihr zu rächen — den Baron von Goldbeck aus einer Verlegenheit zu reißen und mir, das heißt der Fürstin von Rosenstein, einen großen Dienst zu erzeigen?"

„Nun, — nun, — lassen Sie hören. Was gemacht werden kann — das wird gemacht!"

„Kaufen Sie in meinem Auftrag das Gut."

„Wie heißt! — in Ihrem Auftrag?"

„Auf meinen Namen!"

„Gottes Wunder — — hunderttausend Thaler! — Haben Sie überlegt, wie ungeheuer groß diese Summe ist?"

Bei diesen Worten machte er mit den Fingern eine unzweideutige Bewegung, als sei er im Begriff, Geld zu zählen.

Winterstein, dem es nicht entgangen war, erhob sich darauf hin, ging nach seinem Sekretär, öffnete ihn und nahm aus einem wohlverschlossenen Kästchen mehrere Papiere, welche er stillschweigend, aber mit der Miene eines in seiner Ehre verletzten Mannes, dem Juden hinreichte.

Dieser griff hastig darnach und breitete sie, jedes einzeln mit wichtiger Kennermiene betrachtend, auf dem Tische aus. — „Gute Papiere! — Gottes Wunder! — Sie sind ein reicher Mann! — — Sehr gut — sehr gut! — Sie machen auch in Papier! — Wer hätte das vermuthet! — Doch, was seh' ich! — Gottes Wunder, was ein seltenes Papier!"

Bei diesen Worten hielt er ein ausländisches Staatspapier in die Höhe, welches er alsdann rechts und links betrachtete, gegen die Hellung hielt und mit einer Sorgsamkeit prüfte, als hätte er irgend einen Zweifel an dessen Aechtheit.

Nach einer Weile, während welcher ihn der Medicinalrath stillschweigend beobachtete, sagte er kopfschüttelnd:

„Dieses Staatspapier ist alt, aber gut — und selten, sehr selten. — Nummer 20 und 22. Seltsam, vor einiger Zeit wurde Nummer 21 bei mir deponirt. — Wie kommen Sie zu diesem Papiere, wenn man fragen darf?"

„Wunderliche Frage!" gab Winterstein etwas frappirt zur Antwort. „Man kauft Staatspapiere und verkauft sie wieder; — man speculirt, gewinnt und verliert; — wie kann ich heute

noch wissen, wie und wann ich in den Besitz dieses Papiers gekommen bin?"

„Richtig — richtig," sagte der Jude mit einigem Nachsinnen. „Ich begreife. — Wunderlich und seltsam aber bleibt immerhin der Umstand, daß ich in so kurzer Zeit begegne diesen alten Papieren, welche verlieren mit dem nächsten Jahr ihren Werth."

Dieser Zwischenfall hatte auch das Interesse des Medicinalraths Dr. Winterstein erregt. Er nahm das bewußte Papier in die Hand, betrachtete es eine Weile gedankenvoll, und indem er die eingetretene Verlegenheit zu verbergen suchte und die ausgebreiteten Werthpapiere wieder aufbewahrte, sagte er mit erzwungener Ruhe:

„Nun — nun — wo haben Sie denn Ihre Nummer 21 her?"

Er war mit diesen Worten an seinen Sekretär getreten und eben im Begriff das Kästchen wieder aufzubewahren, als der Jude entgegnete:

„Es ist nicht meine Art zu reden über geschäftliche Dinge; — doch, da der vorliegende Fall so seltsamer Art ist, und ich wunderlicherweise durch den vorhin erwähnten Liebhaber der Sängerin Goldbeck in den Besitz dieses Werthpapiers gekommen bin, so sei Ihnen auch nicht verschwiegen, auf welche Art ich bin gekommen in den Besitz von Nummer 21. — Kennen Sie den Maler Berger?"

„Ich kenne ihn," bemerkte Winterstein mit sichtbarer Verlegenheit.

„Berger schuldete mir eine beträchtliche Summe Geldes, das er mir nicht zurückzahlen konnte. — Es kam zur Klage —." Er stockte.

„Nun — nun — es kam zur Klage," — sagte Winterstein, worauf der Jude fortfuhr:

„Da nimmt sich ein Unberufener unseres Schuldners an und wir sind geprellt."

„Nicht möglich! — Wie hängt das aber mit dem Papier zusammen?"

„Der Unberufene deponirte dasselbe mit der Bedingung, daß wir unser Darlehen bei Berger bis auf unbestimmte Zeit stehen lassen; — wogegen er mit dem deponirten Papier Bürgschaft leistet. — Gottes Wunder! — Was sind das für Geschäfte? — Wie kann dabei bestehen ein reelles Haus!"

„Wer war der Unberufene?" fragte Winterstein in der größten Spannung.

„Ein überspannter Kunstliebhaber — so ein aufgeblasener Gönner und Beschützer von Freunden brodsuchender Kunst und Schwindelei. Zum Glück ist der Mann reich, sonst müßte er lassen, seinen Spott zu treiben mit reellen Geschäftsleuten."

„Der Name — der Name!"

„Der Name — — — wie heißt er doch?" entgegnete der Jude sich besinnend. „Richtig — Kessel ist sein Name."

„Kessel!" rief Winterstein, unwillkürlich auffahrend. — „Wohnt er hier?"

„Hier in der Residenz!" antwortete der Jude, dem Wintersteins verändertes Wesen verdächtig vorkam.

Dieser ging einige Mal in raschen Schritten auf und ab, indem er unverständliche Worte vor sich hin redete. Der Jude erhob sich, nahm Stock und Hut und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Ist er verheirathet?" Das war die einzige Frage, welcher Winterstein mächtig werden konnte.

„Er hat eine Tochter, die an einen Oeconomen verheirathet ist," antwortete der Jude.

„Ob e r verheirathet ist — er, der alte Kessel?"

Der Jude Altberger mußte auf diese, in größter Hast gesprochene Frage die Antwort schuldig bleiben, denn in demselben Augenblick trat der Diener ins Zimmer und meldete den Pater Romualdus, worauf der Jude freundlichst entlassen wurde.

Siebentes Capitel.

„Frohlocke nicht!
Denn eifersüchtig sind des Schicksals Mächte,
Voreilig Jauchzen greift in ihre Rechte.
Den Saamen legen wir in ihre Hände,
Ob Glück, ob Unglück aufgeht, lehrt das Ende."
Schiller.

„Gott zum Gruß, lieber Bruder!" sagte Pater Romualdus, in das Zimmer seines alten Freundes tretend.

Alte Freunde waren Beide. Sie hatten vor vielen Jahren in einem sehr intimen Verhältnisse gelebt, welches durch die lange Zeit der Trennung keineswegs erkaltet war. Gegenseitiges Interesse führte sie nur noch inniger zusammen, und es schien, als wollten sie alles Ernstes das Gelöbniß ewiger Freundschaft halten, wie sie es sich einstmals gelobt hatten. Unter den Mißhelligkeiten verschiedener Feldzüge, unter den Gefahren eines blutigen Kriegs lernten sich beide, Pater Romualdus damals noch Feldprediger, und Medicinalrath Dr. von Winterstein als Regimentsarzt fungirend, näher kennen. Gar manchen tollen Streich, gar manches muntere Gelage haben sie gemeinsam ausgeführt; — wer hätte damals denken sollen, daß sich beide noch

einmal so sehr verändern und sich vor keiner Menschenseele zu jenen lustigen Kameraden bekennen würden. Zeit und Verhältnisse verändern die Menschen; das Interesse ist der beste Lehrmeister! Es leitet die Schritte und stählt die Ueberlegung. — Nur wenn sich der geistliche Herr mit seinem „Doktorchen" allein befand und unter vier Augen in alter Vertraulichkeit der schönen Tage früherer Jahre gedacht wurde, da lebte beider Herz in süßer Erinnerungsfreude auf, und sie fingen an, wieder die alten Kameraden zu werden. Da gab es perlenden Rheinwein und schäumenden Champagner mit köstlichen Bissen, da klangen die alten Lieder, die herrlichen Weisen, wieder wie ehemals im munteren Duett. Der geistliche Herr bereute es zwar regelmäßig, wenn er aus seinem Rausche erwachte, oder nach Haus in seine einfache Studirstube trat, zu den Heiligenbildern und den frommen Büchern und den geweihten Reliquien, aber immer und immer wieder verfiel er in den Strudel der alten Sünde, sobald er zu seinem Vertrauten kam und ihre Unterhaltung sich mit Längsterlebtem beschäftigte.

Nun wohnte Medicinalrath von Winterstein in der Residenz; ihm war durch Vermittlung der einflußreichen Fürstin von Rosenstein eine Stelle beim Medicinalkolleg und der Adelsbrief geworden; Pater Romualdus hatte jetzt doppelte Ursache, sich die Freundschaft des Günstlings zu erhalten. — Wohin du wirken magst, bist du nicht der Mächtigste selbst, so bedarfst du zu großen und weittragenden Plänen jederzeit den Beistand einflußreicher Männer und Frauen. Selbst die Kirche hat dies nicht verschmäht und mit ihnen ihre größten Zwecke zu erreichen gesucht. Pater Romualdus, ein so treuer, eifriger Anhänger seines Glaubens, ein so lebhafter Vertheidiger der althergebrachten Kirchenrechte, wie sollte er diesen Grundsatz vergessen oder die Bedeutung seiner Zwecke über dieses Mittel stellen?

„Willkommen, willkommen, alter Freund!" erwiederte der Medicinalrath Winterstein auf den herzlichen Gruß seines alten Freundes; und indem er ihn nach dem Sopha führte, sagte er: „Was gibt mir das Vergnügen, Dich wieder einmal bei

mir zu sehen? Du bist doch nicht krank? — Oder gar Deine Schwester? Rede! — Und wahrlich, Du scheinst mir aufgeregt, — Dein Puls geht fieberhaft und Dein Gesicht erglüht in beängstigender Röthe!"

„Ja, erregt bin ich," entgegnete Pater Romualdus mit erzwungener Ruhe, „aber das mag vom raschen Gehen kommen; — gesund bin ich auch; — es fehlt mir nicht das Geringste!"

„So bin ich froh für Dich, mein alter Romualdus," gab der Doktor zur Antwort. „Mache Dir's bequem. — Willst Du ruhen? — Was für eine Flasche soll ich holen? — Deidesheimer, Bodenheimer, Hochheimer oder Johannisberger? Wie? — Wir frühstücken etwas — bis zum Mittagstisch ist es noch lange hin. — Du hättest heute Abend kommen sollen — man kann alsdann besser seinen Gedanken, seinen Träumereien nachhängen. Du weißt, ich habe da hinten im Garten ein gar liebes trautes Plätzchen, — schön abgelegen, unbelauschbar und voll herzgewinnender Gemüthlichkeit! — Ich sage Dir, Freundchen, da mußt Du einmal mit mir zu Nacht speisen; reizend, allerliebst, göttlich, himmlisch ist es da an mondhellen Abenden! — Aber aller Wetter! Du bist so still, so in Dich gekehrt! Was soll das bedeuten? — Du bist wirklich krank, Alter. Ich laß' es mir nicht ausreden. Du mußt etwas einnehmen, in jetziger Jahreszeit darf man kein Uebel anstehen lassen."

„Sei unbesorgt, liebes Doktorchen!" fiel ihm der geistliche Herr ins Wort. „Ich bin kerngesund, sei unbesorgt um mich. — Auch danke ich heute für all Deine Aufmerksamkeiten, — ein andermal."

„Ei was, Du trinkst ein Gläschen mit mir," bemerkte Winterstein. „Siehe, da kommt schon meine Marie, sie hat unsere Wünsche errathen!"

In der Thür war eben die geschäftige Haushälterin mit einem entsprechenden Frühstück erschienen. Sie setzte dasselbe mit außerordentlicher Grazie auf ein Tischchen nieder, welches sie alsdann den beiden Herren vorstellte. Die freundliche Art, mit welcher sie den geistlichen Herrn begrüßte, überzeugt uns bald, daß beide bereits alte Bekannte sind und, nach ihren Blicken zu

schließen, auch in einiger Vertraulichkeit stehen. Nachdem Marie in althergebrachter Weise beide Herren bedient hatte, verließ sie, noch einen bedeutsamen Blick auf den Pater Romualdus werfend, das Zimmer.

„So, nun greife zu, alter Freund," sagte der Medicinalrath, zwei Gläser mit perlendem Wein füllend. „Ah, vom Besten, — das war recht, sie hätte keinen besseren greifen können! — Es leben die alten Zeiten! Stoße an!"

„Ja, ja, die sollen leben, die schönen, heiteren, sorgenlosen Zeiten," sagte Pater Romualdus mit besonderer Betonung. „Ihnen weihe ich recht gern meine Erinnerungsgedanken, ihnen bringe ich auch diesmal, wie schon so oft, ein Glas köstlichen Weins!"

„So, das laß ich mir gefallen! — Das ist vernünftig! Die tollen, tollen Zeiten sollen leben!"

„Höre, Brüderchen!" begann Pater Romualdus wieder, nachdem er das Glas niedergesetzt hatte, „ich habe schon manchmal gedacht, es würde für Deine Stellung viel angenehmer und besser sein, wenn Du Deine Haushälterin zur Frau nehmen würdest."

„Wie — was? — — und den Vorschlag machst Du mir?"

„Warum nicht?"

„Unmöglich, unmöglich!"

„Das sehe ich nicht ein," bemerkte Pater Romualdus, worauf er einen ordentlichen Zug that. „Sie ist eine alte Bekannte, und ich fürchte, ich fürchte —"

„Ja, Brüderchen, daran habe ich auch schon gedacht," entgegnete der Medicinalrath. „Sie wird mir mit ihrer Zudringlichkeit täglich lästiger. Sie quält, — nein, sie peinigt mich wahrhaft, daß ich sie heirathen soll. Das wird nie und nimmer geschehen."

„Im Vertrauen, Brüderchen, sie war bei mir, Deine Marie."

„In dieser Angelegenheit?" fragte Winterstein besorgt, und indem er seinem Freunde näher rückte, fuhr er, sich ängstlich umschauend, geheimnißvoll fort:

„Was wollte dieses Weib von Dir? — Hat sie sich in irgend einer Weise geäußert, was sie zu thun beabsichtigt?“

„Nein und ja, wie man will!“ entgegnete Pater Romualdus. „Ich komme demungeachtet in der Absicht, Dich vor ihr zu warnen. Ich habe ihr versprochen, diese Sache für sie in die Hand zu nehmen, und bei Dir in ihrem Interesse zu wirken. — Was willst Du thun?“

„Bedenke doch selbst, lieber Freund,“ erwiederte der Medicinalrath, „wie kann ich mich zu einer solchen Thorheit verstehen? — Mein Ansehen — meine Stellung — meine Praxis, meine ganze Carriere — sie alle, alle würden ein Opfer dieser Heirath werden. Du weißt, in welchem Ansehen ich bei der Fürstin von Rosenstein stehe, — wie, wie — — — doch man redet nicht davon; — ich bin ihr bester Freund — ihr treuester Anbeter! Es lebe die Fürstin von Rosenstein! Sie lebe!“

Er trank sein Glas in einem Zuge aus. Pater Romualdus that stillschweigend desgleichen, wohl weniger aus Begeisterung für die Fürstin, als vielmehr um seinen Durst zu stillen. Er war in starken Schritten hierher geeilt, in einiger Erregung über die vorhin erlebten Auftritte in seiner Wohnung; sodann hatte die geschäftige Haushälterin mit erwünschtem Kennerblick eine Flasche des besten Johannisbergers gebracht, die ihn hauptsächlich antrieb, die sonst so seltene Gelegenheit zu benutzen, mit Lust und Behaglichkeit des edlen Getränks zu genießen. Schon glänzten seine Augen in einem ungewohnten Feuer, seine Gesichtszüge wurden lebhafter nnd seine Redseligkeit begann geläufiger zu werden. Er sprach zutraulicher, nicht mehr in der salbungsvollen Art, — man merkte ihm an, daß er sich gehen ließ und drauf und dran war, aus seiner Rolle, besser gesagt: in sein eigentliches Element zu fallen. Winterstein kannte diese rosige Laune, und da er schon längst einen für sich höchst wichtigen Plan ausgesonnen hatte, wozu er der Beihilfe des Pater Romualdus bedurfte, so war er alsbald mit sich einig, diese günstige Gelegenheit für sich zu benutzen.

„Um wieder auf die verdrießliche Geschichte mit meiner Marie zu kommen,“ begann der Medicinalrath, „Du mußt mir

behülflich sein, daß ich diese Person los werde. So lange sie noch in meinem Hause wirthschaftet, habe ich keine frohe Stunde mehr. Du mußt mir helfen!"

„Ja, das ist leicht gesagt, — gib das „Wie" an. An mir soll es nicht fehlen."

„Besinne Dich, alter Freund."

„Ich soll mich besinnen," wiederholte Pater Romualdus mit Lächeln, indem er das Glas ansetzte und in einem Zuge austrank.

Während ihm der Medicinalrath dasselbe wieder füllte, sagte dieser:

„Du weißt, Brüderchen, — wir haben uns schon so manche Freundesdienste erwiesen, — und uns da und dort gegenseitig aus Verlegenheiten zu reißen gewußt."

„Man spricht nicht davon," entgegnete Pater Romualdus. „Ich thue, was ich vermöge meiner Stellung und meiner Würde zu thun vermag, sobald es sich mit meinen Grundsätzen vereinigen läßt. Hierin liegt das Geheimniß unserer Handlungen, daß wir nach festen Grundsätzen handeln und unser Ansehen nur ihnen weihen. Der charakterfeste Mensch handelt nur nach Grundsätzen — — hahaha — ich bin bei Dir stets grundsätzlich vergnügt; als ob man sich nicht auch aus Grundsatz amusiren könnte! — Bei meiner Kirchengemeinde bin ich aus Grundsatz der ernste, würdige Priester und wenn es darauf ankommt, die Güter und Rechte der heiligen Kirche zu vertheidigen, da gerathe ich aus demselben Grundsatz in Feuer und Flamme. — — Siehe, Brüderchen, hier liegt die rechte Lebensweisheit. Wohl dem, der stets nach festen Grundsätzen handelt und nicht einen Augenblick davon abweicht, — — denn wankt er, so fällt er auch — — und fällt er — — hahaha —"

Da er mit heiterer Miene das Glas ansetzte, so blieb sein Gedanke unausgesprochen, worüber Medicinalrath Dr. von Winterstein recht erfreut war, denn er fand eine schickliche Gelegenheit, sein Anliegen wieder in das Bereich ihrer Unterhaltung zu ziehen.

„So denke ich auch, Brüderchen," begann er, das Wort

rasch ergreifend. „Aus Grundsatz muß ich mir diese Haushälterin vom Halse schaffen. — Sie muß mir aus dem Hause und Du mußt Rath schaffen!“

„Ich, ich? — hahaha — ich!“

„Ja, Brüderchen,“ sagte Winterstein, ihm noch näher rückend. „Du hast die kirchliche Ueberwachung der hiesigen Spitäler, Invalidenhäuser und dergleichen zu besorgen.“

„Da hast Du recht,“ fiel ihm Pater Romualdus ins Wort. „Schon seit vielen, vielen Jahren begleite ich diese sehr mühsame Stelle zur größten Zufriedenheit der geistlichen und weltlichen Verwaltungsbehörden. — Wie kommst Du aber auf diese Funktion von mir?“

„Wie wär's, wenn man Marie — —“

„Nun — — nun, Du stockst?“

„Dir ist ja die fromme gottesfürchtige Gesinnung meiner Haushälterin bekannt,“ fuhr Winterstein nach einer kleinen Pause fort. „Ich dachte, es dürfte ihrem Seelenheile von ersprießlichem Nutzen sein, wenn —“

„Wenn“ ?

„Wenn wir sie mehr dem Himmlischen zuwendeten,“ ergänzte der Medicinalrath, indem er seinen Freund scharf fixirte. Da er eine Weile inne hielt und nach diesem einen fragenden Blick richtete, so sagte Pater Romualdus:

„Nur weiter. Sprich Dich offen und ehrlich aus.“

„Marie kennt das Verhältniß, das ich in jugendlichem Leichtsinn mit jener jungen Frau anknüpfte, — sie hat mir schon öfter gedroht, dasselbe bekannt zu machen, — — bedenke, in welche Verlegenheiten sie mich bringen könnte! — Sie muß unschädlich gemacht werden, Brüderchen — Sie muß!“

„Sie muß!“

„Im Hospital wird sie ein Unterkommen finden können, wodurch wir für alle Zeiten ihrer entledigt sind.“

„Hm, hm, — im Hospital? — Hältst Du das so leicht? — Bedenke, welchen Lärm sie anschlagen würde. — Sie ist eine Schwäbin, und die sind nicht auf den Mund gefallen.“

„Ei, ei! — Es wird Dir nicht schwer werden, ihr einen

Ort anzuweisen, wo sie nur mit den vertrautesten Personen verkehrt und auch keines ihrer lästernden Worte in die Oeffentlichkeit dringt. Brüderchen, hilf, hilf Deinem alten, guten Winterstein! — — Dort hinter den dicken, hohen Mauern des Hospitals — im Verkehr mit geisteskranken Menschen und in fortwährender Beschäftigung mit sich und ihrem Seelenheile, dort wird sie mir keinen Schaden bringen können. Ich bin von ihr befreit und lebe nicht mehr in so qualvoller Angst, wie dies bisher der Fall war."

„Das will reiflich überlegt sein," bemerkte Pater Romualdus. „Dieses Unternehmen kann für uns Beide große Nachtheile mit sich führen.

„Für uns Nachtheile?" erwiederte Winterstein ungeduldig und unzufrieden über die abermalige Einwendung seines alten Freundes. „Welche Nachtheile? — Wer führt das Regiment im Invalidenhause; wer anders als Du? — Das Hospital, der sogenannte Anbau, die finstere Höhle der Geisteskranken, wer darf deren Mysterien enthüllen, wenn wir es nicht gestatten? — Ich fordere diesen Freundschaftsdienst. — Du wirst Deinem Freunde aus einer Verlegenheit helfen. Zudem ist Marie fromm und gottesfürchtig — das offenbare Gegentheil von ehedem — sie wird sich bald heimisch fühlen in ihrer stillen, beschaulichen Lebensweise."

„Ich verstehe — ich verstehe! — — Da lassen sich Gründe dafür und dagegen anführen. — — Der Zweck heiligt das Mittel; — das gilt jedoch nur dann, wenn der Zweck auch ein außergewöhnliches Mittel lohnt; darauf kommt es vor allen Dingen an. — Wir haben Gegner! — Die geheiligte alleinseligmachende Kirche hat ihre schlimmen Feinde und unverbesserliche Widersacher, die alle mit höllischer Freude auf eine Gelegenheit lauern, den geweihten Dienern der Kirche einen Makel anzuhängen. Denke Dir, wenn die Welt erfahren würde —"

„Sie wird es nie und nimmer erfahren," fiel der Medicinalrath rasch ins Wort. „Ich erkläre Marie für irrsinnig, — ich, der Arzt des Invalidenhauses, habe einzig und allein über ihre Aufnahme zu bestimmen. Bei Gott! es gehört mehr als

einfache Blödsinnigkeit dazu, sich für meine Braut — für meine Frau halten zu wollen!"

„Bringe sie in irgend eine Irrenanstalt," fuhr Pater Romualdus fort, „nur nicht ins Invalidenhaus. Du weißt, wie man eben von einer gewissen Seite diese tüchtige Anstalt fortwährend angreift, und namentlich den Einfluß unserer Kirche zu bekämpfen sucht, wir dürfen — wir können uns eben keiner so großen Gefahr aussetzen, um schließlich durch eine einzige unvorsichtige Handlungsweise unseren ganzen Einfluß einzubüßen. Wäre es nicht unverantwortlich, unverzeihlich, wenn man so einer einfachen Alltagsprivatgeschichte wegen die mit vielen Opfern und mühevoll im Lauf von vielen, vielen Jahren errungenen Vortheile in Gefahr bringen würde? Mit Umsicht und sorgsamer Wachsamkeit haben wir über die Rechte und Begünstigungen der Kirche zu wachen und die Macht der Verhältnisse jederzeit so in der Hand zu halten, daß sie unangreifbar und unfehlbar dasteht und keiner ihrer zahllosen Feinde: Antichristen, Freimaurer, Freigeister und wie sie alle heißen, ihr etwas anhaben kann. — Doch fort, fort mit diesen ernsten Gedanken, laß' uns von etwas anderem plaudern. — Hahaha.

„Ja, laß uns über Anderes reden. Du wirst mir schon Rath schaffen, denn das Sprichwort sagt —." Bei diesen Worten machte Winterstein eine Bewegung, als wolle er mit der einen Hand die andere waschen.

„Ich verstehe," gab Pater Romualdus mit einem beifälligen Kopfnicken zur Antwort. „Wir feiern heute ein angenehmes stilles Stündchen, Du könntest mir wieder einigen Stoff geben und nun endlich auch einmal das Geheimniß der Freimaurer enthüllen. Du hast es mir schon so oft versprochen und jetzt die beste Gelegenheit, Dich erkenntlich zu bezeigen, indem Du Dein schon längst gegebenes Versprechen erfüllst."

„Ein andermal, Freundchen," gab Winterstein ausweichend zur Antwort. „Deine beiden Schriftchen haben eine unbeschreibliche Aufregung hervorgerufen, und wenn Du nun gar die Geheimnisse der Freimaurer enthüllen wolltest —."

„Nun, nun, — was können uns diese schwachen Menschen anthun? — Ich denke doch, daß Dich nicht etwa Furcht oder das Schreckensbild eines ohnmächtigen zwecklosen Eidschwurs abhält, der Kirche, deren größte Feinde Jene sind, einen guten Dienst zu erweisen! Man muß sie enthüllen, man muß dem leichtgläubigen und von ihnen verführten und bethörten Volke die Augen öffnen, damit sie die Glorie der alleinseligmachenden Kirche erkennen und sich von jenen Antichristen ab- und dem einzig richtigen Glauben zuwenden. Waren es nicht Freimaurer und Deutschkatholiken, die neuerdings wieder den ersten Schimpf auf unsere Anstalten und Klöster schleuderten? — Sie sind nicht unsere offenen Feinde, aber darum auch unsere gefährlichsten! Heimlich und ungesehen, mit tückischer Bosheit und höllischer Lust schleichen jene Glieder des geheimen Bundes umher, der guten und gerechten Sache wahrer Religiosität ein giftiger Skorpion! und suchen das wahre Glück und einzige Seelenheil der Menschheit zu untergraben, indem sie durch die verheerende Fluth gottvergessener Irrlehren selbst die gläubigsten Gemüther erschüttern und verschlingen! Ja, heimlich und ungesehen und im Verborgenen wollen sie wirken, damit wir ihnen nicht mit der Wahrheit des Glaubens und der Allgewalt der christlichen Lehre begegnen und ihre falschen Grundsätze und unleugbaren Irrthümer nachweisen können! Gutes wirken und Heil bringen wollen sie ungesehen, — aber wer hat je von ihren großen Wohlthaten empfunden? wer hat mit offenen, klaren Augen gesehen, was sie für das allgemeine Beste und für das Glück Einzelner gethan haben, ohne verblendet zu sein, ohne dem von ihnen bethörten Haufen nachzureden! Wo sind denn die großen, heilbringenden, uneigennützigen und erhabenen Thaten der Freimaurer, damit auch ich sie anstaunen und endlich jenem Bunde der „göttlichen Kunst" auch meinen Beifall schenken kann? Nur die aus wahrhaft religiösem Sinn entsprungene That der Liebe ist groß und bewunderungswürdig! Nur die Kirche allein vermag den wahren Glauben, den rechten Trost und die seligste Hoffnung zu spenden, denn sie ist von Gott, und was von diesem Urquell des Lichts ausgeht, das ist vollkommen! Frei-

maurerei ist nichts weiter als eitles Menschenwerk, die ohnmächtige Kraftentwicklung eines lächerlichen Uebermuths, der maßlose Ausfluß einer schwachsichtigen Humanitätsbestrebung, eine bedauerungswürdige Verirrung des menschlichen Geistes und ein Mangel an Religiosität! Ein Freimaurer ist stets ein schlechter Christ, ein einseitiger Staatsbürger und nur ein halber Patriot. Denn die wahre Vaterlandsliebe ist das Produkt durchgreifender Religiosität; denn nur die Kirche gewährt die Garantie der einzig richtigen Freiheit, nur durch religiösen Sinn und kirchliches Bestreben stählt und stärkt sich die rechte Vaterlandsbegeisterung! So lange ein Volk dem guten Glauben seiner Väter getreu bleibt, so lang wird es keinem ruhm- und herrschsüchtigen Eroberer erliegen und seine Freiheit gegen alle politischen Stürme behaupten. Die Freimaurerei hat noch niemals einen großen Politiker geschaffen, während die Kirche, wenn nicht ihr heilsamer Einfluß durch unüberwindliche Hindernisse geschwächt war, stets begabte Männer erleuchtete und in ihrem schwierigen Amte ihnen den rechten Takt und die beste Einsicht verlieh. Der Segen der Kirche hat Völker beglückt, während die Bestrebungen der Freimaurer nur Unsegen geschaffen und dem Heil der Menschheit geschadet haben! — Man muß ihre Geheimnißkrämerei ans Tageslicht ziehen, damit man die Gegner und Feinde der Menschheit kennt!"

Pater Romualdus hatte mit steigender Begeisterung und sich so in Feuer und Eifer geredet, daß seine Augen flammten und ein tiefes Roth sich auf seinem Gesichte lagerte, während der Medicinalrath durch wohlgefälliges Kopfnicken seine Zustimmung bekundete und sich im Stillen freute, seinen Freund in einer Stimmung zu haben, die seinen Plänen nur förderlich sein konnte. Er wußte aus Erfahrung, daß der geistliche Herr ein geschworener Feind der Freimaurerei war und, einmal auf dieses Thema gebracht, alsdann durch Vertraulichkeit sehr leicht zugänglich wurde.

„Habe ich recht?" begann Pater Romualdus wieder, nachdem er in seiner salbungsvollen Rede einen Augenblick innege-

halten hatte. „Rücke heraus mit Deinem Freimaurerwissen, ich will Dirs reichlich belohnen!"

„Ein Wort!" sagte Winterstein frohlockend und nach dem Glas greifend. „Es lebe die Aufrichtigkeit, die Offenheit und die Wahrheit!"

„Und die Religiosität! ergänzte der geistliche Herr, indem er anstieß und alsdann einen tüchtigen Zug that.

„Du weißt, Brüderchen, wie ich von dem Bund der Freimaurer denke," fuhr Winterstein fort, „unsere Ansichten sind darüber von jeher einig gewesen. Ich mache den Kram noch mit, weil ich durch die Erfahrung darauf gekommen bin, daß Freimaurerei Klugheit ist!"

„Ah, ich verstehe, — weil Dir durch sie Vortheile zufließen?"

„Das könnte ich gerade nicht sagen. — Denn die Kirche hilft besser als die Freimaurer können und wollen. Um Dir übrigens meine Behauptung klar zu machen, müßte ich Dir die Geschichte meiner maurischen Thätigkeit erzählen."

„O thue das," fiel ihm Pater Romualdus in die Rede. „Kein Wort soll mir verloren gehen. Gerade die eigenen Erfahrungen, das Leben einzelner Maurer gibt den besten Stoff zum Nachdenken und —"

„Schon auf der Hochschule war ich in den Bund der Freimaurer aufgenommen worden," erzählte Winterstein, „mein Vater war Freimaurer, es wurde mir deshalb nicht schwer, schon als blutjunger Mensch einer Gesellschaft von Männern anzugehören, bei welcher die Aufnahme des Suchenden schon ein gesetzteres Alter voraussetzt. Mit schwärmerischem Sinn und reinem Gemüth nahm ich die ersten gewaltigen Eindrücke meines Logenlebens auf und träumte von der erhabenen Wirksamkeit der Freimaurerei, von ihren schönen Bestrebungen und ihrem Weltberuf."

„Weltberuf? wiederholte Pater Romualdus mit vielsagendem Blick. „Nur die durch Gott geoffenbarte Religion, nur die christliche Kirche hat einen Weltberuf! Menschenwerk ist und bleibt Stückwerk und vergeht mit der Zeit! — Hahaha!

Die Freimaurerei ist nur ein schwaches Kind der Zeit, sie wird doch ihre Mutter nicht überleben sollen!“

„Die Geschichte lehrt uns, daß die Freimaurerei mit jedem Jahrzehnt an Einfluß und Bedeutung verloren hat. Kaum daß sie noch bei titanenhafter Kraftentwicklung zuweilen einen Plan durchzusetzen vermag! Bedenke nur den früheren Stadtrath. War er ja doch ganz und gar in der Hand der Loge. Dort in den geheimen Räumen wurden die Beschlüsse gefaßt, die Tags darauf der Stadtrath ausgab. Das hat jetzt Alles aufgehört. Die Freimaurerei ist eine Humanitätsschwärmerei, die nach Belieben gepflegt wird und deren Sinn und Bedeutung noch niemals einem armen Teufel aufgeholfen hat. Wer das hohe Eintritsgeld bezahlen, unabhängig leben und die Hülfe seiner Nebenmenschen entbehren kann, der findet in der Loge den vollen Genuß eines Wohllebens, — bei geringerer Gewissenhaftigkeit auch einiges Wohlbehagen! Die maurische Werkthätigkeit beschränkt sich fast einzig und allein auf die Kraft des Almosenbeutels, in welchen Jeder nach Belieben geben kann und aus welchem natürlich nur kleine Beträge der Unterstützung fließen; im Uebrigen viel schöne hochtrabende Worte, viel Wesens und Redens aus Eitelkeit und schwachsinniger Gefallsucht und obendrein noch ein arrogantes Besserdünken! — Ich war jedoch in meiner Begeisterung für die maurischen Ideen, für ihre Geheimnisse und ihre Bruderliebe so verblendet, daß ich die großen Schwächen der Freimaurerei übersah und erst dann darauf geführt wurde, als ich selbst nach und nach bittere Erfahrungen machen und die schmerzlichsten Täuschungen empfinden mußte. Da die Bundesglieder aufhören, eine unzertrennliche Kette zu bilden, durch das Band der Liebe geschlungen und durch Lauterkeit und Aufrichtigkeit der Gesinnung befestigt, so haben auch die sogenannten Maurergeheimnisse ihre Bedeutung und Wirksamkeit verloren; — und da der maurische Gemeinsinn, oftmals bis zur alltäglichsten Heuchelei herabgesunken, nichts weiter als ein todtes Wort ist, und die hohen Begriffe der Humanitätslehren nur Ideale sind, von welchen in glänzenden Reden geprahlt und nach welchen in den wenigsten Fällen gehandelt wird, so

ist selbstredend die hochgepriesene „Bruderliebe“ nichts weiter, als eine vornehme Tugend, die scheinbar von Denjenigen geübt wird, die sich gegenseitig nicht weiter bedürfen und an sich selbst die größte Herzensgüte verschwenden!“

„Hahaha, trinke Brüderchen!“ kicherte der geistliche Herr, „eine saubere Genossenschaft! So ist die ganze Maurerei nichts weiter, als ein glänzendes Sichselbstbetrügen! Man spricht und singt und schwärmt von den erhabensten Dingen und würde sich bei gegenseitiger Aufrichtigkeit lächerlich machen! So ist die Freimaurerei ein Kinderspiel unter Männern, die bei gutem Essen und Trinken ein kindliches Spiel treiben! Darin liegt die Quelle ihrer Geheimnisse; — ihr Weltberuf ist ein gemeinschaftliches Sichselbstloben unter der Maske des allgemeinen Wohlthuns, und ihr Geheimniß ein Selbstbetrug, der überall als Aushängeschild benutzt wird, um die Schwächen der „Bruderliebe“ und die Verirrungen der „Humanität“ zu verdecken. Aber wir leben im Jahrhundert der Aufklärung, die Menschheit wird ihre Wohlthäter erkennen und würdigen, sie wird sich ferner nicht mehr durch die schönen Humanitätslügen beschwindeln lassen! Die wahre Religiosität breitet ihre Fittiche immer mehr und mehr über die Menschheit aus und weiß sich jederzeit durch lautere Wahrheit und aufrichtige Segensspende Geltung zu verschaffen; sie wird auch — und schon dämmert das Morgenroth dieser Siegeszeit — sie wird auch diesen dreiköpfigen Lindwurm der Freimaurerei zu demüthigen und unschädlich zu machen wissen! — Hahaha, der Herr himmlischer Heerschaaren soll mich diese Freude noch erleben lassen! Hahaha!“

„Die Freimaurerei wird in sich selbst zerfallen, durch den Geist ihrer eignen Bundesglieder! Des Menschen Hoffen und Verlangen ist das Lebenselement seines Ringens und Strebens. Die wenigsten Freimaurer aber suchen und wollen in der Loge dasjenige, was eigentliche Freimaurerei ist; sie bringen menschliche Schwäche und Kurzsichtigkeit, Eigennutz und Selbstsucht, sie bringen Eigendünkel und Schönthuerei in dieselbe, wie können bei solchen Kräften die großartigen Ideen der

Humanität und Bruderliebe gedeihen und der Menschheit Heil und Segen bringen? Die wenigsten Bundesglieder sind Jünger der Maurerlehren, viele sind zwar fanatische Eiferer für die Urideen des Menschenthums, die wenigsten aber sind Muster der Sitte, der Herzensgüte, der Uneigennützigkeit und Bruderliebe! Ich selbst habe es mitten in meiner Freimaurerschwärmerei bitter erfahren müssen, daß alles Gerede von Brüderlichkeit und maurischer Hilfeleistung ein eitler Wahn, eine glänzende, verblendende Lüge ist! Ich war Maurer, wie nicht leicht ein anderer; — man nannte mich scherzweise oftmals „Tugendheld", — aber ein einziges Ereigniß, eine bittere Erfahrung riß mich aus meiner blinden fanatischen Schwärmerei und öffnete mir die Augen, so, daß ich künftighin hell und klar schauen mußte. Wir sind allzumal schwache Menschen und bedürfen die Gnade des himmlischen Vaters; selbst die Besten können straucheln und fallen, aber das göttliche Feuer der Selbsterkenntniß, gepaart mit dem Lebenselement einer starken Willenskraft, das wird den Verirrten wieder aufrichten und anspornen, künftighin mit größerer Achtsamkeit den Weg der Tugend zu wandern; — man sollte denken, daß dieser humane Satz, diese menschliche Nachsicht und billige Gerechtigkeit wenigstens in den Logen und bei den Brüdern unter einander lebhafte Sympathie und ernstliche Befolgung finden würde, — aber wie täuscht man sich gerade in dieser Hinsicht am meisten, indem sich die einzelnen Bundesglieder im maurischen Verkehr gegenseitig Sand in die Augen streuen und in der profanen Welt Jeder seinen eigenen Weg geht, im Urtheil rasch und leichtsinnig und im Reden unbedacht und unklug sind, ganz wie die übrige Welt! Die Maurerei hat nicht das Wort Gnade in ihrem Gesetzbuche, — während die christliche Kirche uns dieselbe als eine himmlische Verheißung offenbaret, und doch ist nicht leicht eine Genossenschaft in der Welt, die Nachsicht und Gnade mehr in Anspruch zu nehmen hätte, als der Bund der Freimaurer. — Willst Du gut essen und trinken, willst Du Dich angenehm unterhalten und zerstreuen, willst Du die größten Geheimnisse und die seltsamsten Verkettungen politischer und socialer Verhältnisse kennen

lernen, so trete nur in die Loge ein, dort findest Du alsdann in dieser Hinsicht die umfassendste Befriedigung; — bezahle regelmäßig Deine Beiträge, mache Dich beliebt und brauchbar, gib Dir jederzeit das Ansehen, als könntest Du niemals in die Lage kommen, einen der Brüder um eine Gefälligkeit anzusprechen, rede viel und denke wenig und kleide Dich in glatte Schönrederei, dann wirst Du Deine Rolle spielen, selbst wenn Dein Privatleben zerrüttet und Dein moralischer Werth unter aller und jeder Kritik ist! — Handle wie Du willst, sei hartherzig und erbarmungslos gegen das Elend der Armuth, sei ungerecht und selbstsüchtig in Deinen Geschäften, übervortheile und betrüge, wie Du willst, nur vergiß nicht den guten Schein zu wahren. Das kleinste Vergehen kann Dir schaden, denn die kleinen Diebe hängt man auf und die großen läßt man laufen! — Dein bürgerliches Ansehen fällt auch bei Deiner Stellung in der Loge schwer in die Wagschaale. Wie kleinlich und armselig sind aber im alltäglichen Leben die Bedingnisse unseres Ansehens, wie schwächlich oftmals das Mark unserer Ehre, vermittelst welchem wir die gute Meinung der Welt zubereiten und alte Vorurtheile ausbeuten oder beschönigen. — Wie gesagt, das sind meine Erfahrungen! — Ich hatte ein junges, lebensfrohes und unverdorbenes Gemüth in die Loge gebracht, der Wermuth der Täuschung hat mir die Augen geöffnet, die eigenen Erfahrungen berechtigen mich zu diesem Urtheile. — Mein Vater war gestorben und meine Mutter bestritt mit ihrer kleinen Pension meine Studiengelder, die ich durch fleißigen Privatunterricht zu ergänzen suchte. Es ging mir damals zuweilen recht schlecht, ich ließ aber keinen Menschen, selbst nicht die Freimaurerbrüder, in meine Verhältnisse blicken; ich lebte einen Tag wie den andern, wenn auch hinter meinen vier Wänden etwas dürftiger wie sonst. Mit mir gleichzeitig war Ferdinand von Goldbeck in den Freimaurerbund getreten. Er hatte eine Schauspielerin kennen gelernt, wir waren Freunde und obendrein noch Freimaurerbrüder; er klagte mir sein Leid und enthüllte mir sein Vorhaben, sich heimlich und ohne Einwilligung seiner Eltern mit der Geliebten trauen zu

lassen. Ich rieth ihm ab, aber er war taub für meine Worte und keines Besseren zu belehren. Ich unterstützte ihn jedoch trotzdem mit meinen schwachen Mitteln, und eines schönen Tages war er verschwunden. Doch, Du kennst ja die Geschichte; ich kann mich kurz fassen. Durch das gemachte Darlehen kam ich in einige Geldverlegenheit, welche durch eine schwere Krankheit meiner Mutter nur noch vergrößert wurde. Nach langem, schwerem Kampfe entschloß ich mich endlich, die momentane Hilfe eines wohlwollenden Bruders anzusprechen und um ein Darlehen von dreißig Thalern zu bitten, indem ich mich verbindlich machen wollte, innerhalb drei Monaten diesen Betrag zurück zu bezahlen. Dieser Freimaurerbruder war Hofgerichtsadvocat und sehr reich; er besaß ein prachtvolles Haus und bei einem Landstädtchen ein nicht unansehnliches Gut, ein Besitzthum, das ihm vielleicht noch zehn Mal so viel eintrug, als seine ausgezeichnete Praxis; er war ein eifriges Bundesglied, begleitete ein Logenamt und hielt die feurigsten Reden: maurisches Wirken und Streben auch in der profanen Welt zu bethätigen. Er hatte wieder in der Loge mit hinreißender Beredsamkeit begeisternd und überzeugend einen Vortrag über die „Bruderliebe" gehalten und ganz besonders der maurischen Pflicht gedacht: unglücklichen und hülfsbedürftigen Brüdern mit Rath und That beizustehen und ihre Bedrängniß mildern zu helfen. Unvergeßlich sind mir seine Worte von damals, wie eine tückische Lüge klingen sie mir ewig im Gedächtniß, denn Tags darnach sollte ich schon zu der schmerzlichen Ueberzeugung kommen, daß seine Rede nicht aus dem Herzen gequollen und nichts weiter als eine armselige Schönrederei war. Er war reich, angesehen und, nach seiner vortrefflichen Rede zu urtheilen, von theilnehmendem Gemüthe, er konnte und mußte mir in meiner bedrängten verzweiflungsvollen Lage helfen! So dachte ich und setzte ihm am folgenden Tage in einem eindringlichen Schreiben meine Verhältnisse auseinander und bat ihn um das kleine Darlehen von dreißig Thalern. — — — Nun, Brüderchen, wie denkst Du, daß sich der schönredende, wohlbemittelte und hochangesehene Bruder Freimaurer dabei benommen hat? — Die Antwort ließ

nicht lange warten: er bedauerte in den zierlichsten Worten mir nicht helfen zu können, und zwar — — aus „Grundsatz!“

„Wie — was? — so schreibt ein Freimaurer an einen unglücklichen Bundesbruder?“ rief Pater Romualdus mit erkünsteltem Unwillen, aber sichtlicher Schadenfreude. „Also aus „Grundsatz“ verweigerte er Dir seine brüderliche Hilfe! — Hahaha! Aus Grundsatz, — wer sollte das denken, wenn man diese Humanitätsapostel und Tugendhelden reden hört? Ist so die Bethätigung der vielgepriesenen Bruderliebe? — — Ei, ei — wer sollte das von einer Vereinigung von Männern denken, die bei jeder Gelegenheit Humanität und Bruderliebe als Aushängeschild gebrauchen, die gegenseitige Hilfeleistung als vornehmste Tugend preisen und sich bei jeder Gelegenheit die lautesten Versicherungen der Aufrichtigkeit und Treue geben? Also aus Grundsatz konnte er dem bedürftigen Bruder seine Hilfe entziehen, nicht Mittellosigkeit oder Mißtrauen waren die Veranlassung! Die Hilfe lag in seiner Hand, er übte das Werk der Barmherzigkeit nicht, weil er den Grundsatz hatte, kein Geld auszuleihen, — — selbst wenn er durch eine Ausnahme dieser Regel das Leben eines Freimaurerbruders gerettet hätte. O großartigster Humanitätsschwindel, ausgefeimte Lüge der Bruderliebe, jammervolles Laster der Selbsttäuschung! — Alles, Alles Lug und Trug — — nur in der Kirche liegt das Fundament des Friedens, im lauteren Glauben die Ruhe des Gewissens und die einzig sichere Hilfe im strengen Festhalten an der uns offenbarten Religion der Gnade und Vergebung!“

In diesem Augenblick trat die Haushälterin ins Zimmer und meldete: Der Pater Bonadus wünsche einige Worte mit Herrn Medicinalrath Dr. von Winterstein zu sprechen.

„Pater Bonadus!“ riefen die beiden Freunde zu gleicher Zeit, indem sie sich rasch erhoben und einige Blicke wechselten.

„Was kann er von mir wollen?“ fragte Winterstein halblaut zu Pater Romualdus gewendet.

„Du bist nicht zu Haus, Brüderchen,“ antwortete der geistliche Herr leise. — „Doch nein, doch nein, — wir müssen er-

fahren, was er Dir zu sagen hat. Laß ihn kommen — empfange ihn im angrenzenden Zimmer!"

„Gut — führe ihn ins „blaue Zimmer," Marie," sagte er der Haushälterin, worauf diese ging.

„Pater Bonadus, — ei, ei, — ein seltsamer Besuch!" — —

„Das ist ein finsterer Mensch — ein Hiobsbote — er führt immer einen Schrecken im Schild!" bemerkte der geistliche Herr. „Gehe, — lasse die Thüre ein wenig offen, — damit ich Eurem Gespräche folgen kann."

„Das soll geschehen. — — Ich kann mir nicht denken, in welcher Angelegenheit Dein Amtsbruder mit mir zu reden hätte. — — Nun auf Wiedersehen," sagte er, dem Freunde heiter die Rechte bietend. „Lasse Dir meinen Johannisberger recht gut schmecken! — Ade!"

Mit munterer Laune hatte Winterstein den Freund verlassen und war in das anstoßende Gemach getreten, wo er den Pater Bonadus bereits anwesend traf.

„Ah, Pater Bonadus! — Seien Sie mir willkommen! — Was gibt mir die Ehre?" sagte der Medicinalrath sich tief verbeugend und die Hand zum Gruß bietend. Ein eigenthümlicher Händedruck machte ihn alsbald darauf aufmerksam, daß er es hier zugleich auch mit einem Freimaurerbruder zu thun habe. Er erwiederte deshalb auch dessen Erkennungszeichen, worauf Beide auf einem Sopha Platz nahmen.

Unterdessen hatte sich Pater Romualdus im anstoßenden Zimmer der Thüre so genähert, daß er, ohne beobachtet zu werden, jedes Wort, das gesprochen wurde, deutlich verstehen konnte."

„Ich komme in zweifacher Eigenschaft zn Ihnen, Herr Medicinalrath," begann Pater Bonadus. „Einmal als Bundesbruder, als ein Glied der großen Bruderkette, welche den ganzen Erdball umschließt, — sodann als geweihter Priester, als geistlicher Herr. — Im ersteren Falle folge ich meiner Pflicht als Bruder gegen Sie, im anderen der als Seelsorger eines Mitmenschen, für einen Unglücklichen, der zugleich auch ein Glied jener großen Freimaurerkette ist."

„Ich verstehe Sie nicht recht, mein lieber Bundesbruder," unterbrach Winterstein, indem er mit der Rechten nach seiner Börse langte, fuhr er mit lächelnder Miene fort:

„Ah, Sie kommen doch wohl als barmherziger Almosenier, wie viel — und für wen?"

„Diesmal sollen Sie nicht in klingender Münze Ihre Unterstützung bieten," entgegnete Pater Bonadus, „es handelt sich um eine Trostspende, die Sie allein nur zu geben vermögen."

„Ich? — seltsam! — Erklären Sie sich deutlicher!"

„Das will ich! — — Ein Beichtkind hat mir heute in reumüthigster Weise bekannt, daß es vor vielen Jahren seinem Regimentsarzte bei der Entführung einer schönen Frau behilflich gewesen sei, wofür ihm dieser dreizehn Ducaten gegeben habe."

Medicinalrath Dr. von Winterstein fuhr bei dieser Mittheilung sichtlich zusammen. Ein tiefes Roth lagerte sich auf seiner Stirne; es kostete ihn Mühe, seine Verlegenheit zu verbergen, denn ihm war nicht entgangen, daß ihn Pater Bonadus mit scharfem Auge fixirte.

Auf den verborgenen Lauscher machten des Amtsbruders Worte einen erschreckenden Eindruck, denn er fuhr zurück und griff mit der Rechten einige Mal unruhig übers Gesicht, als wollte er mit aller Macht den durch den Weingenuß geweckten Taumel der Sinne verbannen und mit klarer, vollkommener Geistesfrische jedes Wort der Unterhaltung in sich aufnehmen. „Dreizehn Ducaten", wiederholte Pater Bonadus gedehnt und in Spannung, wie seine Aeußerung aufgenommen werde.

„Ich errathe noch nicht, in welcher Absicht Sie mich mit diesem Beichtgeheimniß bekannt machen."

„Sie errathen es noch nicht?" entgegnete Pater Bonadus. „Sie sollten gegen den Bundesbruder vertrauensvoller, zutraulicher sein. — Ich bin überzeugt, Sie errathen meine Absicht. — — — Diese dreizehn Ducaten brennen jenem armen Menschen — Kreuzritter nannte er sich damals — wie Höllenfeuer auf der Seele, er hat mich dringend, flehentlich gebeten, dieses Sündengeld an den Geber, — an jenen Regimentsarzt wieder

zurückzuschicken! — Da er mir den Namen sagen konnte und mich mit dem Leben jenes Mannes vertraut zu machen wußte, so konnte es mir nicht schwer werden, mich alsbald nach den jetzigen Verhältnissen desselben oder auch nach seiner Persönlichkeit selbst zu erkundigen. — — Ich glaube nicht irre geführt worden zu sein — — und bringe Ihnen jene dreizehn Ducaten wieder zurück!"

„Mein Herr, was fällt Ihnen ein!" rief Winterstein aufspringend. „Sie beleidigen mich mit einem solchen Anerbieten! — Für Ihre Verdächtigung verlange ich Genugthuung!"

„Diese soll Ihnen werden," entgegnete Pater Bonadus mit der größten Ruhe. „Besänftigen Sie sich, lieber Bundesbruder, — wie gesagt: ich bin als ein Glied jener schönen Kette zu Ihnen gekommen —"

„Um mich zu beleidigen!"

„Um Sie zu warnen, — um Unannehmlichkeiten von Ihnen abzulenken. Als Freimaurerbruder halte ich mich Ihnen gegenüber dazu verpflichtet, ebensowohl als ich als Seelsorger das Herz jenes Beichtkindes zu erleichtern vermag, indem ich jene dreizehn Ducaten an den Geber zurück erstatte. Auf Maurerwort, ich werde von diesem Geheimnisse niemals weiteren Gebrauch machen. Verlassen Sie sich darauf. — — Sie waren während der Kriegsjahre Regimentsarzt."

„Das hat seine Richtigkeit!"

„Ebenso auch, daß Sie damals einen Freund oder Bekannten, mit Namen Kreuzritter, hatten."

„Kreuzritter?" wiederholte Winterstein sich besinnend. „Wohl möglich, Kreuzritter gab es in unserem Regimente."

„Sie haben einen Bedienten gehabt mit Namen Lobensohn?"

„Mein Herr! wozu dieses Examen?"

„Um Ihnen zu beweisen, daß ich meiner Sache ganz sicher und gewiß bin. — Sie sind derselbe Regimentsarzt, der unter Beihilfe jenes Kreuzritter die Frau eines Oeconomen Namens Kessel, entführte. Habe ich mich vielleicht geirrt?"

„Vollkommen geirrt!" rief Winterstein, ans Fenster tretend.

„Nun, ich bin zufällig in der Lage, Sie überführen zu können! — Wollen Sie es darauf ankommen lassen?"

„Wo finde ich den Ankläger — jenen Kreuzritter?"

„Entschuldigen Sie, Herr Medicinalrath, das ist mein Geheimniß — ich werde es heilig und fest bewahren, ebensowohl, als ich für diesen, durch mannichfache Erlebnisse und schwere Schicksale, höchst interessanten Mann sorgen und für sein und seines Kindes Recht einstehen werde. — Nehmen Sie diese dreizehn Ducaten zurück, ich rathe Ihnen als Freimaurerbruder dazu. Denn hiermit habe ich erst die Hälfte meines Auftrags ausgerichtet."

Pater Bonadus hatte bei den letzten Worten dreizehn Ducaten auf den Tisch gezählt, und alsdann fragend den Bundesbruder angesehen.

Nach einigem Kampfe entgegnete Winterstein:

„Nehmt das Geld wieder zu Euch und schenkt es in meinem Namen einer armen, unglücklichen Wittwe. Nun, Gott befohlen!"

„Nur nicht so schnell — nur nicht so schnell. — Sie können mir selbst den Aufenthalt einer unglücklichen, hilfsbedürftigen Frau angeben. — — Sie wissen, daß Sie der Vater einer Tochter sind, welcher Frau Kessel das Leben schenkte!"

„Sie gehen zu weit. — Was geht mich heute, nach mehr als zwanzig Jahren, diese Jugendverirrung noch an? Hab' sie längst vergessen!"

„Schlimm genug, Herr Medicinalrath," entgegnete Pater Bonadus vorwurfsvoll. „Schlimm genug. — — Ich weiß und habe es durch Ihren Helfershelfer erfahren, daß die entführte Frau später von Ihnen verlassen wurde, und seither ihr Leben unter den kümmerlichsten Verhältnissen fristete. — — Wunderbare Fügung des Himmels! — Mehrere Jahre darnach trifft Kreuzritter noch ein Mal auf schreckliche Weise mit Frau Kessel und Ihrem Kind zusammen. — Es war während der Kriegsjahre bei der blutigen Einnahme eines Städtchens. — Kreuzritter war noch Soldat und kämpfte in den ersten Reihen der stürmenden Soldaten. Plötzlich stürzt sich ihm eine Mutter mit

ihrem vier- bis sechsjährigen Kinde entgegen, — es war Frau Kessel, bei deren Entführung er wenige Jahre vorher diese dreizehn Ducaten verdient hatte. — — In Kampfeswuth entbrannt, überall hin Tod und Verderben bringend, fühlte er kein Erbarmen, keine Gnade, und mit wilder Leidenschaft führte er das Bajonnet nach dem Kinde, das ängstlich in dem Schooß der laut aufschreienden, verzweiflungsvollen Mutter Schutz suchte. — — — Zu spät erkannte Kreuzritter Frau Kessel, zu spät erinnerte ihn deren maurisches Noth- und Hilfszeichen an Gnade und Menschlichkeit, — er hatte den Verderben bringenden Stoß gethan — das Kind lag in seinem Blute vor ihm."

Pater Bonadus hielt hier absichtlich in seiner Erzählung inne. Mit scharfem Auge beobachtete er, welchen Eindruck diese Mittheilung auf den Medicinalrath machte. — Dieser zuckte leise zusammen, und schien nicht ohne Interesse gefolgt zu sein.

„Das Kind ward ein Opfer kriegerischer Unbarmherzigkeit?" fragte nach einer Weile Winterstein, indem er mit der Hand unbemerkt den Schweiß von der Stirne zu wischen suchte.

„Das arme Kind war schwer getroffen — fast rettungslos verloren."

„So lebt es noch — ist gerettet!" rief Winterstein mit verstellter Freude.

„Hierüber sollen Sie mir Auskunft geben" entgegnete Pater Bonadus. „Sie kennen den Aufenthalt dieser Frau — Sie wissen, ob Ihr Kind gerettet wurde. — Centnerschwer lastet die Blutschuld auf dem Herzen dieses Unglücklichsten aller Unglücklichen. Alt und grau ist er unter diesen qualvollen Gewissensbissen geworden, — o, helfen Sie ihm die letzten Tage seines Lebens versüßen. Sagen Sie ihm durch mich, ob jenes Kind noch lebt, oder ob die Verwundung den Tod mit sich führte."

„Hierüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben," lautete die kurze, aber bestimmte Antwort des Medicinalraths.

„So werde ich Sie keinen Augenblick weiter belästigen!" entgegnete Pater Bonadus sichtlich verletzt.

Nach einer gegenseitigen Verbeugung trennte man sich.

Kaum war der ungebetene Besuch fort, als Pater Romualdus eintrat und voll Erstaunen und Entrüstung rief:

„In Alles mischt sich dieser Ordensbruder! — Und wie er so genau unterrichtet ist, bis ins Kleinste! — — Da muß schnell Rath geschafft werden. — Und diese dreizehn Ducaten will ich selbst an den rechten Platz bringen, noch lange bevor er sich ins Mittel legen könnte."

„Sollte wirklich dieser Kreuzritter noch leben? — hier in der Stadt sein?" bemerkte Winterstein sehr verstimmt. „Vor allen Dingen sorge mir aber, daß meine Marie in Sicherheit kommt. — Das ist eine verteufelte Geschichte. Kessel hier — Kreuzritter hier —"

„Frau Kessel und Antonie, nicht zu vergessen," ergänzte Pater Romualdus.

„Und meine Marie, die ich am Meisten fürchte!"

„Ich werde sie in Sicherheit bringen!" lautete die Antwort.

Achtes Capitel.

Willst du ein hübsches Leben zimmern,
Mußt du dich ums Vergangne nicht bekümmern,
Das Wenigste muß dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Göthe.

Unterdessen haben in dem Atelier des Maler Lukas Berger einige Auftritte stattgefunden, welche wir noch nachzuholen haben.

Lukas Berger ist von seinem Ausgang zurückgekehrt. Mit schwerem, kummervollen Herzen schied er von dem Krankenlager seines geliebten Kindes, und wenig erleichtert war ihm die Brust, als er wieder in seine ärmliche Wohnung zurückkehrte. Aber raschen Schrittes hatte er sich dem Reitzler'schen Hause genähert, mit seltsamer Hast war er der schmalen, dunklen Treppe hinaufgestürzt und unmittelbar in sein Atelier geeilt. Von hier führte eine Thür in das Krankenzimmer. Kaum, daß er sich Zeit gönnen mochte, hineinzutreten. Es war leer — der kleine Ernst

lag nach langer, fieberhafter Aufregung zum ersten Mal wieder in einem sanften Schlaf. — Die Mutter war im Nebenzimmer, die theilnehmende Freundin in ihre Wohnung, wo ihre Pflege einer leidenden Mutter ebenso unentbehrlich war, zurückgekehrt. Ohne seine Ankunft zu melden, betrat er sein Atelier wieder, legte einen alten Rock an und begann mit gehobenem Eifer an dem begonnenen Gemälde zu arbeiten.

Wir haben den geneigten Leser bereits damit bekannt gemacht. Es stellt jene verhängnißvolle Katastrophe vor, von welcher in den vorhergehenden Capiteln schon die Rede war, und die ihm durch die Mittheilungen der Frau Habermehl zum Gegenstand einer genialen Arbeit wurde. Zu den Hauptfiguren hatte er bekannte Personen gewählt, — in der geängstigten Mutter und dem gefährdeten Kinde, der Wahrheit und Wirklichkeit entsprechend, Frau Habermehl und Tochter zum Erkennen ähnlich gezeichnet. Nur mit dem Bilde des leidenschaftlich erregten, wüthenden Kriegers war er noch nicht mit sich einig. Bei allem Suchen und Streben nach einem charakteristischen, ausdrucksvollen Gesicht war es ihm bisher unmöglich, Züge und Ausdruck nach seiner Idee zu finden. Alle seitherigen Entwürfe mißfielen ihm; selbst die gelungensten konnten ihn nicht befriedigen. Wahrhaft unglücklich machte ihn dieser Mangel an Schaffungsgabe, diese Sorge um ein vollendetes, seinen Wünschen entsprechendes Bild. Dazu kam die gefährliche Krankheit seines Ernst, die quälende Sorge um ihn; anhaltendes Nachtwachen, peinliche Unruhe und ängstliche Spannung wechselten zum Entsetzen ab und ließen die kummervollen Eltern auch keinen Augenblick an etwas anderes denken, als an das jammervolle Leiden ihres Lieblings, dessen Wehklagen ihnen herzzerreißend, dessen Zustand sich ihnen rettungslos zeigte.

Es ist qualvoll und herzzerreißend für die Eltern, ein Kind so martervoll hinsterben zu sehen, ohne Hilfe bieten, ohne Rettung schaffen zu können. Da umnebelt sich der frische, klare Sinn und die Freude am Leben, und die Zukunft verfinstert sich in ein unerträgliches Chaos voll Ach und Wehklagen.

Auf das weiche Herz des Malers wirkte dieser Zustand

mit seiner ganzen Folgenschwere ein. Seit fast acht Tagen war er kaum noch einer Arbeit fähig, kaum noch eines Gedankens mächtig. Dazu kamen noch die drückensten Sorgen um das Allernothwendigste, um das tägliche Brod. Wer konnte ihm helfen? — Wo genoß er noch Vertrauen? — War er nicht geächtet, — ein gemaßregeltes Glied der Gesellschaft, ein armer, armer Teufel, der nichts weiter als Künstler war? — Ein armer, hilfsbedürftiger Künstler ist selbst für die mitleidigste Seele ein Schrecken, und ein ewiger Mahnbrief für Kunstfreunde und wohlwollende Gönner.

Lukas Berger war zurückgekommen; — er war zwar ein talentvoller Künstler, aber ein gesunkener, dem Trunke nur zu leicht ergebener Mann, von Herzen gut, von Charakter treu und bieder; — er war ein verkannter, tief gekränkter Gatte, aber dennoch nicht ohne Liebe für seine Frau; — und er war ein armer, unglücklicher Vater, denn er vermochte kaum noch den jammernden Kindern die tägliche Nahrung zu reichen, — — aber in seinem Innern lebte noch eine für alles Schöne und Erhabene schwärmende Seele voll Lust und Lebensfeuer für seine herrliche Kunst, die zwar unter dem Drucke der unangenehmsten und traurigsten Verhältnisse unendlich viel zu dulden und zu leiden hatte, aber immer noch zu genialem Schaffen empor loderte, wenn nur ein kleiner lichter Augenblick aus der Düsterheit der Gegenwart aufblitzte.

Unter schweren Sorgen hatte er das großartige Gemälde begonnen, unter den mißlichsten Wechselfällen des Lebens seit Monaten mit ganzer Künstlerfreude daran gearbeitet, und konnte jetzt wohl schon mit seliger Hoffnung des Tags gedenken, an welchem sein unermüdetes, fleißiges Schaffen belohnt und seiner armen Familie einmal wieder Hülfe geboten werde.

„O Jammergesicht der Armuth, — Krankheit und Entsetzen strahlt aus deinen starren Augen, deine bleichen Lippen kennen nur Heulen und Wehklagen; dein Antlitz verkündet nur Qualen der bittersten Noth!"

So schrieb er in einer Anwandlung verzweiflungsvoller Lebensmüde. Sein Tagebuch war reich an solchen Betrachtun-

gen und Bildern eines armen, unglücklichen Familienvaters, der bei allem Fleiße, bei allem guten Willen, bei allem Ringen und Streben, dennoch kaum das Nothdürftigste herbeizuschaffen vermochte, und dessen Familie das unerbittliche Schicksal noch obendrein mit schweren Krankheiten heimsuchte.

Aber die Aussicht auf nur einigen Erfolg, auf einen, wenn auch noch so kleinen Gewinn erfüllte seine Seele: immer wieder mit neuem Muth und, mit bewunderungswürdiger Ausdauer blieb er bei der Arbeit. Doch diese gewaltsame, durch schwere Sorgen hervorgerufene Anstrengung seiner Kräfte wirkte auf seinen Charakter nachhaltig, so, daß er nach mehreren Tagen des angestrengtesten Fleißes regelmäßig in einen Stumpfsinn verfiel, der ihn leider dem Trunk und dem unregelmäßigsten Leben in die Arme führte.

Die Krankheit seines Kindes hatte auf seine ganze Anschauungsweise eine gewaltige, nachhaltige Einwirkung. Der Jammer seiner Frau, die ihm durch seine zerrütteten Familienverhältnisse ohnedem entfremdet worden war, das Leiden des armen Kranken, das Wehklagen seiner Kinder um den geliebten Bruder, das schnitt ihm tiefer in die Seele, als alles bisher Erlebte, und führte ihm seine ganze Lage, sein unruhiges und charakterloses Leben mit so lebhaften Farben vor die Seele, daß er mit männlichem Ernste gelobte, von nun an ein anderer, ein besserer Mensch zu werden, den Frieden seiner Familie wieder aufzurichten, und Trost und Stütze denen zu werden, die ein versöhnendes Schicksal seiner Liebe anvertraute. Aber die Krankheit seines Lieblings hatte ihn bisher an keine Arbeit kommen lassen; heute führte er zum ersten Mal wieder nach langer Zeit den Pinsel, um jenes charakteristische Soldatengesicht zu zeichnen, das ihn schon seit Wochen erfolglos beschäftigte, und das ihm jetzt ein ungeahnter Zufall nicht bedeutungswürdiger hätte zuführen können.

Lukas Berger faßte nämlich in seiner verzweifelten Lage den Entschluß, an dem hilfbereiten Herzen des menschenfreundlichen Kessel anzuklopfen. Er kannte ihn schon von früher, er hatte ihm, seit er ihn aus den Klauen eines Wucherers gerissen, unge-

liche Aufmerksamkeit erwiesen. Es kostete ihn jedoch einige Ueberwindung, bis er den Entschluß fassen konnte, auch diesmal wieder die Theilnahme des wohlwollenden Kunstfreundes in Anspruch zu nehmen, aber der Jammer seiner darbenden Familie hätte ihn jetzt zum Aeußersten getrieben. Seit drei Tagen war er ohne alles Geld, — die Krämersleute, Bäcker und Metzger verwilligten keinen weitern Credit und verlangten mit Ungestüm die sofortige Bezahlung der rückständigen Posten. Das stürmte gewaltig und tief erschütternd auf das mittellose Vaterherz ein, und ließ ihn nicht länger zögern, die Unterstützung eines hilfreichen Nebenmenschen zu suchen. — Es hatten ja schon so Viele, noch lange nicht so dürftig wie er, bei jenem hochherzigen Manne im „deutschen Hause" Trost und Beistand gefunden, so manche Unterstützung war schon aus dessen Schatulle geflossen, die nie mehr heimgezahlt werden konnte, ja, welcher noch nicht einmal eine würdigende Dankbarkeit wurde, — warum sollte nicht auch er, in seiner bedrängten Lage, mit seinem weichen, dankbaren, Herzen anklopfen und Hilfe suchen dürfen, da ihn doch noch die Hoffnung belebte, daß er dem edlen Kessel einmal alles zurück erstatten könne?

Der alte Kessel nahm ihn mit wohlwollender Freundlichkeit auf, nicht minder seine unter Thränen mitgetheilte Bitte.

„Warum haben Sie so lange anstehen lassen, vertrauensvoll und offenherzig gegen mich zu sein?" sagte der hochherzige Mann. „Mich rührt Eure Noth, meines Beistands könnt Ihr gewiß sein. Fürs Erste — mit wie viel soll ich helfen? — Haben Sie vollendete Bilder zu Hause, so bringen Sie mir dieselben her, vielleicht können wir des Handels eins werden."

Lukas Berger war über die herzliche Zutraulichkeit seines Gönners hoch erfreut und mit Thränen in den Augen sprach er tief ergreifende Worte innigster Dankbarkeit.

„Glück, Heil und Segen über Ihr Haus!" rief der Künstler frohlockend. — „Sie haben einen tiefgebeugten Familienvater wieder aufgerichtet und die Seinigen vor dem Abgrund der Verzweiflung gerettet. Unsere heißen Gebete werden den Schöpfer und Erhalter aller Welten um Ihr Glück und Wohlergehen an-

flehen, und unsere Erkenntlichkeit und Dankbarkeit wird nie und nimmer ersterben!"

„Lassen wir das, lieber Berger!" sagte Kessel, von dem gewaltigen Gemüthsausdruck des Malers tief ergriffen. „Mich hat Gott mit irdischen Gütern reichlich gesegnet und mir zu meinen menschlichen Schwächen und Fehlern ein starkes und theilnehmendes Herz verliehen, worauf ich stolz bin und welches ich ihm vieltausend Mal danke, denn es hat mir schon unzählige glückliche Augenblicke geschaffen, indem es mich antrieb, Anderen Gutes zu thun. Das schönste und reinste Erdenglück liegt in der Weihe einer edlen That. In dem süßen Bewußtsein, stets das Gute gewollt, und das Böse nach Kräften bekämpft zu haben, stählt und stärkt sich unser höchstes Streben nach Gottähnlichkeit! Ich fühl' es wohl, daß ich von dem schönen, mir schon in früher Jugend gesteckten Ziele weit, weit zurückgeblieben bin, daß mich harte Schicksale vielfältig irre zu leiten suchten und meiner Grundsätze Grundfeste erschütterten, — aber die eine große, heilsame Wahrheit habe ich stets unerschütterlich gefunden, daß der feste Wille die vornehmste Menschenkraft ist, von welcher aus unser Thun und Lassen mit seinem Glück und Frieden und seiner inneren Beruhigung ausgeht; und daß die erste Selbstüberwindung die Aufmunterung zu unzähligen ist, die in gesteigerter Folge Selbstachtung und Selbsterkenntniß in der Menschenbrust unbesiegbar befestigen. Schon das Bewußtsein hiernach gestrebt zu haben, beglückt; — wie der Segen der Tugend da am tiefsten geht und am heilsamsten wirkt, wo er still und verborgen seine Lorbeeren streut, ebenso hat die gute That nur da ihren Lohn, wo sie, ein Ausfluß der Tugend, sich von der lauten Anerkennung fern hält und wie jene still und verborgen wirkt. — Jeder befolgt diese Wahrheit nach seinen physischen und psychischen Kräften, je nach Stellung und Verhältnissen, nach Gelegenheit und Zeit. Ich habe nie mehr gegeben, als ich konnte; — wenn ich aber konnte, so habe ich es mit frohem Herzen gegeben. — In der Unterstützung Hilfsbedürftiger liegt zugleich eine Dankbarkeit gegen denjenigen, der uns mit reichlicheren Gütern des Lebens gesegnet hat. Aber

wir können nicht Alle in gleichen Verhältnissen leben und einerlei Schicksal haben. Was dem Einen zu Glück gereicht, gestaltet sich oftmals für den Andern zu namenlosem Unglück. Unsere Kräfte müssen sich ergänzen, — erst in der Verschiedenartigkeit menschlicher Verhältnisse liegt die wundersame Harmonie des ganzen Menschenthums!"

Diese und ähnliche Worte hatten für das tiefgedrückte Herz des besorgten Familienvaters balsamische Kraft. Er fühlte sich wie gehoben, wie neu gestärkt, — als sei ihm urplötzlich eine neue Welt aufgegangen, die sein Glück und Wohlergehen in sich schließen werde. Die tiefgreifenden Ideen des alten Kessel bestärkten auch jene moralische Umwandlung, die schon durch die traurigen Verhältnisse seiner Familie angebahnt war, und jetzt zu festem Willen reifte.

Die Gluth seiner Phantasie, seine geniale Originalität und lebensfrische Schaffungsgabe, die einstmals seinen Ruf noch der kunstsinnigen Residenz bewirkt hatten, waren in letzter Zeit so sehr darnieder gedrückt, daß er seit lange nicht mehr den Pinsel zu führen vermochte. Der heutige Morgen aber sollte eine heilsame und segensreiche Umwandlung in ihm hervorrufen, die schlummernde Künstlerkraft wecken und sein geniales Schaffen beleben. Die Wirkung war eine so gewaltige, daß er hätte stehenden Fußes in sein Atelier eilen mögen, um an dem begonnenen großen Bilde mit neugestärkter Meisterhand das Versäumte wieder nachzuholen.

Mit verjüngtem Herzen, sorgenleichten und fröhlichen Muths hatte Lukas Berger das Haus seines Wohlthäters verlassen und war im Begriff, durch den Garten nach der Landstraße hin zu eilen, als ein für ihn höchst bedeutsamer Zwischenfall seine Schritte hemmte und ihn zum Augenzeugen eines Ereignisses machte, welches der geneigte Leser schon aus einem früheren Capitel kennt.

Er beobachtete, wohl verdeckt durch ein Gesträuch, jenen seltsamen Auftritt, welchen Kessels Schwiegersohn Koller mit dem alten Meister Steffen hatte, — als dieser wie von verzweiflungsvollem Wahnsinn erfaßt, in kurzen, abgebrochenen

Sätzen — mit eigenthümlicher Schnelligkeit, — bald bitter und scharf, bald schwermüthig und höhnisch klingend, ein nur zu wahres Bild seines zerrütteten Innern darlegte, — dem Maler aber die Vollendung eines charakteristischen Auftrittes gab, wie er ihn nicht drastischer hätte erfinden können.

Der alte Meister Steffen war für Berger das langgesuchte Bild seines wüthenden Soldaten; — in seinem Gesichte lag die ganze Fülle jener wahnwitzigen Mordlust, die ihm durch die lebhafte Schilderung der Frau Habermehl so sehr vergeistigt worden war, — in seinem Zornausruck, in seinen wild blitzenden Augen, seiner finsteren Stirne und seiner drohenden Stellung lagen für ihn Anhaltspunkte, die sich lebendigtief in seine Seele drückten und sein Bild geistig vollendeten.

So war er, ganz des Eindrucks voll, nicht ohne seliger Aufregung nach seiner traurigen Wohnung geeilt. — — Welch' ein Contrast zwischen dem überglücklichen Künstlerherzen und der kalten, erbarmungslosen Wirklichkeit! —

Erst als er durch die engen Straßen der Altstadt eilte und die Winkelgasse betrat, wo er seiner düsteren Wohnung ansichtig wurde, erst da lastete sein hartes, trauriges Familienunglück wieder mit Centnerschwere auf seinem Herzen und der geniale Aufschwung seiner Phantasie drohte mit einem Mal davon zu eilen; aber mit der ganzen Kraft seines festen Willens raffte er sich auf und bekämpfte die störenden Verstimmungen.

Ohne seine Ankunft zu melden, benutzte er die günstige künstlerische Erregung und eilte in sein Atelier, sofort die Arbeit der glücklichen Eingebung in Angriff nehmend. Mit herrlichem Erfolg führte er den Pinsel; unter seiner Hand gestalteten sich sprechend ähnlich die ernsten, wilden Züge des Meister Steffen mit einer Frische und Lebendigkeit, die ihn als Hauptbelden besonders vollendet in den Vordergrund drängten. Durchbohrend und blitzend in leidenschaftlicher Erregung, voll Feuer und Kühnheit starrte das Auge nach seinem Opfer, das in dem Schoos der verzweifelten Mutter jammernd Schutz suchte — aber in seinem kriegerischen Antlitz lebt weder Erbarmen, noch Gnade! — — —

Thränen der Rührung und Freude traten dem Künstler in die Augen, als er so seine Arbeit sich gestalten sah. Ach, nach monatlangem, freudlosem Schaffen unter den schwersten Bekümmernissen, war dies für ihn wieder der erste erquickende Erfolg seines unermüdeten, eifrigen Strebens. Er ließ ihn seine ehelichen Mißverhältnisse vergessen und befreite ihn von der Todesangst um sein Kind. Er schwelgte in überirdischer Künstlerfreude, die nur derjenige empfindet, welchem der Genius des Schaffens seinen wonnigen Segenshauch in die Seele gießet.

„Nur noch so einige, glückliche Augenblicke", sagte er frohlockend, „und die schwierigste Arbeit ist vollendet, — in wenigen Wochen wird es alsdann für die Ausstellung vollendet sein. Aber wer wird es unter der Menge unzähliger Meisterstücke herausfinden, wer wird es mit dem rechten Interesse würdigen? — Man wird meine Arbeit nicht unbeachtet lassen!" unterbrach er sich dann mit sicherer Zuversicht und von jenem Künstlergefühl durchdrungen, das ihn ehemals zu großem unsterblichem Schaffen angetrieben und seinen Leistungen einen sicheren, festen Charakter verliehen hatte. „Ja, man wird mich, den verkannten, verstoßenen, armen Künstler wieder darin erkennen, — vielleicht ist es mein Glück — vielleicht hilft es mir eine bessere Zukunft erringen. — — Ja, eine bessere Zukunft!" — setzte er seufzend hinzu. „Ich will ja gern das mir zugefügte Unrecht geduldig und mit Ergebenheit ertragen, ich will die so schmählicherweise verlorene Stelle für immer verschmerzen, wenn nur meine arme, unglückliche Familie nicht länger mehr darunter darben und leiden muß! — O Gott, wie wundet das, — wie schneidet das tief, unendlich tief ins Menschenherz, und raubt jede Freunde, jede Lebenslust! Ueberall hin folgt mir der marternde Gedanke an ihre Noth, an ihre Verzweiflung, überall tritt die Höllenqual an mich heran, und mahnt mich an die heiligen Pflichten eines Familienvaters, der für die Seinigen zu sorgen hat, — — die er aber hungern — hungern läßt! — — O jammervolle, qualvolle Gewißheit, daß sie schon gehungert haben um meinetwillen, — weil ich nicht vermochte, meinen vor Gottes heiligem Altar eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen! — Das Unglück

verfolgte mich; — es zerriß meinen häuslichen Frieden und damit zugleich jenen heilsamen und erhebenden Trost, welchen uns das theilnehmende Miterleben eines besorgten, treuliebenden Weibes zu schenken vermag. — O, wie weit ist es mit mir gekommen! — — Wo sind die schönen Träume meiner Jugend, in welchen ich mir die Tage meines Alters so schaffungsreich und friedenlächelnd ausmalte, — ein thatenreiches und erfolgvolles Leben hinter mir, fröhliche Kinder, die Zeugen meines Glücks und die Stützen meines Alters, um mich herum, — treue Freunde allerwegen, und überall Anerkennung und Lob für dasjenige, was ich mit der ganzen Kraft meines schöpferischen Schaffens der dankbaren Nachwelt überliefern wollte? — Was ist aus euch geworden, ihr süßen, seligen Jugendträume? — — Ach, ob du wohl meine Leiden kennst, seligverklärte Luisiana!" klagte er, sich eine Thräne aus den Augen trocknend. „Wie wäre ich in deinem Besitz bei all meinem Unglück doch noch so glücklich und zufrieden gewesen! Du hättest mit mir geduldet und deine Liebe und Treue würde mich aufgerichtet haben, trotz allem Weh und Ach! — — Schaue herab aus deinem blauen Himmelszelte auf deine armen Kinder, bitte für uns bei dem Lenker aller Geschicke, daß dieser Leidenskelch der Gegenwart endlich, endlich vorübergehe! — — Doch fort, fort, ihr schwermüthigen, traurigen Gedanken, das Schicksal fordert Leistungen von mir, die meine arme Familie aus den Qualen der Noth und Dürftigkeit erretten. Das segne Gott!"

Lukas Berger würde in seinem stillen Selbstgespräch wohl noch lange fortgefahren haben und von dem Einen zu dem Anderen gekommen sein, wenn ihn nicht ein etwas unerwarteter Besuch daran gestört hätte.

Seine Frau war in sein Atelier getreten.

Mit einigem Unwillen gab sie ihr Erstaunen zu erkennen, daß ihr Mann, ohne davon Anzeige zu machen, bereits zurückgekehrt sei, da eine vornehme Dame schon seit einer Weile seiner harre.

„Verzeihe mir, Lottchen", gab er der erzürnten Frau mit ungezwungener Freundlichkeit zur Antwort, „von einer neuen

glücklichen Idee beseelt, die ich wie einen Glücksstern begrüßte, war ich zurück geeilt, betrat ungesäumt mein Atelier und war, nachdem ich nach unserem kranken Kinde gesehen hatte, alsbald an die schon längst begonnene Arbeit getreten. Ich muß sie doch zur Ausstellung vollenden, soll sie uns aus drückender Noth reißen. — Es war ja nicht böse gemeint, daß ich vergaß, Dir meine Ankunft zu melden!"

„Woher den außergewöhnlichen Ton, den ich seit Jahren nicht mehr von Dir gehört habe?" sagte die Frau des Künstlers mit giftigem Mißtrauen. „Es ist schon lange her, daß Du Dein Weib von Deinem Kommen und Gehen nicht mehr unterrichtest! Hättest Du stets diese Schicklichkeit gegen mich befolgt, bei Gott, es stünde bei uns jetzt nicht so bejammernswerth! ich hätte Deine Schritte überwachen, Dein Thun und Lassen sicher leiten können und nie und nimmer wären wir ein Opfer deiner unverzeihlichen Leidenschaftlichkeit geworden!"

„Laß' das, liebe Charlotte", entgegnete Lukas Berger mit einem Ernst, der im auffallendsten Contrast zu dem weichen, herzgewinnenden Ton von vorhin stand. „Laß' das, — das Vergangene ist unwiderruflich feststehend, ich kann es nur beklagen und bitter bereuen. Nicht ich allein trage die Schuld, dessen bin ich mir bewußt. Charlotte — auch Du, die Frau, die Mutter der Kinder, die Wirthschafterin, die durch den heiligsten Beruf geweihte Lebensgefährtin, — auch Du bist nicht ganz schuldlos an unserem Verderben, an dem moralischen Verfall Deines Mannes! Darum laß uns nicht rechten oder abrechnen, wer die größte Schuld trägt an unserer gegenwärtigen, traurigen Lage, — sondern uns ernstlich vornehmen: vereint und mit Verträglichkeit und Liebe das gegenwärtige Ungemach zu ertragen zu lernen, um durch gegenseitige Unterstützung, durch Nachsicht und Güte zu der Lebensquelle eines lang entbehrten häuslichen Friedens zu gelangen. Siehe, mir ist's, als müßte mit dem Heutigen für uns eine bessere, eine glücklichere Zeit einbrechen. Ich war bei meinem alten, hochherzigen Gönner, dem wackeren Kessel, — er hatte ein Herz für unsere Noth,

und schaffte Rath. Für die nächste Zeit ist uns geholfen. O, Gott! meine armen Kinder haben nicht mehr zu hungern!"

„Deine Kinder haben nicht mehr zu hungern", wiederholte sie eigenthümlich schwermüthig und gedehnt, und indem sie tiefbetrübt das stolze Haupt sinken ließ, fuhr sie nicht ohne Bitterkeit fort:

„Ja, Deine Kinder werden essen und trinken und sich ihres Daseins freuen, — sie werden glücklich und fröhlich und heiteren Muths sein — — ha, aber mein Kind — mein armer Wurm, der schon seit acht qualvollen peinlichen Tagen im hitzigsten Fieber zwischen Leben und Tod schwebt, mein armes, einziges Kind, mein lieber Ernst muß sterben! — — O Gott, wie hart, wie entsetzlich hart ist Deine Prüfung! — Das bleibt eine ewig offene Wunde im Mutterherzen, wenn sich meine schwarze Ahnung erfüllt und mein liebstes Leben aus meinen Armen gerissen wird! — Verzweiflungsvoll erfaßt der Gedanke dieser Wahrscheinlichkeit meine Brust, daß ich selbst in den Lehren meiner Religion keinen Trost mehr finden kann. — — Du bleibst kalt und gefühllos dabei — und kannst Dich hier in Dein Atelier zurückziehen, während im angrenzenden Zimmer mein Liebling in den Todeskrämpfen liegt. — Haha, — wie er leidet! — wie sich sein Gesichtchen verzieht! — wie er jammert! wie er so schwer und lang athmet! — wie er die Augen verdreht! — — o Gott, er ist unrettbar verloren!"

Diese in größter und in steigender Aufregung gesprochenen Worte machten auf das tiefgebeugte Vaterherz einen gewaltigen Eindruck. Er fühlte wohl die große Kluft, die sein Gemüth noch von dem der Gattin trennte, aber er hoffte durch Ruhe und Gelassenheit dieselbe noch so auszugleichen, um das verlorene häusliche Glück wieder erringen zu können.

„Lottchen", sagte er in fast vorwurfsvollem Ton, „Lottchen, Dein Vorwurf thut mir weh, sehr weh, — denn er ist vollkommen unbegründet. Du hast wohl Tag und Nacht an dem Krankenlager unseres Ernst gewacht, aber habe ich es Dir nicht gleich gethan? — Hatte ich weniger Sorge um unser liebes Kind, als Du? — oder habe ich jemals den Kindern meiner

ersten Frau einen Vorzug vor unserem Kinde gegeben? — — O, Du hast Unrecht und Dein Ausspruch ist bitter verletzend! — Das habe ich nicht verdient! — — Ich weiß sehr wohl, daß es Dich auch heute wieder kränkt, daß ich an dieser Arbeit beschäftigt bin, anstatt jene jämmerlichen Lackirarbeiten und kunstlosen Schmierereien für den Blechschmied Heßler und Holzschnitzer Köden zu vollenden, die mir noch nicht einmal das Schmalz in der Wassersuppe eintragen, und die obendrein schlechte Bezahler sind. — Soll ich denn zu Grunde gehen an dieser jämmerlichen Prosa des Lebens; — nie mehr mit künstlerischer Freiheit schaffen dürfen, und nichts mehr sein, als ein Handlanger im Dienste geist- und gemüthloser Alltäglichkeit? Bei Gott! — da will ich den Pinsel niederlegen und Schuhwichser werden! — Aber Du hast nie Sinn für meine Kunst gehabt, hast meinen Geist nicht belebt und gehoben, sondern ihn bei jeder Gelegenheit mit dämonischer Gewalt niedergedrückt und ihm dadurch jenes Lebensfeuer und jenen Schaffungstrieb genommen, die dem Künstler unumgänglich nothwendig sind, soll er ein schönes Kunstwerk vollenden können. Die Gluth meiner Phantasie, die sich unter dem Azurblau eines italienischen Himmels gebildet hatte, ist ein Opfer Deiner kalten Theilnahmlosigkeit geworden. Der schaffende Genius des Künstlers bedarf einer treuen Stütze, die sich in liebreicher Anerkennung und theilnehmender Beurtheilung ausspricht. Wer steht ihm näher, wer kann dem Manne überhaupt näher stehen, als das Weib, die Gefährtin seiner Lebenstage? — — Wenn aber dasjenige Wesen, welches vor Allen und Allem die heilige Bestimmung hat, das Schaffen, Streben und Wirken des Mannes beleben zu helfen, es zu ergänzen, — ihm Stütze und Trost und Ermuthigung zu sein, ja, wenn die Gattin pflichtvergessen diesen göttlichen Beruf vernachlässigt und dem Denken und Fühlen ihres Lebensgefährten fremd wird, kann da noch Glück und Frieden gedeihen, kann da sich noch bei aller Anstrengung eine heilsame Zukunft gestalten? Du verstehst mich nicht, — mein Schaffen hat für Dich kein, auch nicht das geringste Interesse, und meine Kunst in ihrer höheren Bedeutung ist Dir ein Ge-

genstand bitterster Anklagen. Wie soll, wie kann ich da noch heiter und vergnügt und glücklich sein, da selbst das Weib mir jenen inneren Frohsinn, den mir mein künstlerisches Schaffen bietet, mit herzlos kalter Hand zerstört! — Ach, ich bin recht bedauerungswürdig! — Du machst mir meine Lebensweise der letzten Zeit zum Vorwurf und klagst mich der größten Lieblosigkeit an. — Ja, ich habe oftmals gegen Dich und meine armen Kinder gefehlt, wenn ich mich einem verwerflichen Leben überließ. — Bei Gott! — mein Herz, meine Gesinnungen gegen Euch, die haben niemals dabei gelitten. — Mich trieb die Verzweiflung fort von Euch, hinaus in das berauschende Leben bacchantischer Zerstreuung, — denn überall wohin ich blickte, sah ich die Spuren Eures Jammers, — und in Dir, Charlotte, fand ich nicht jene, für mein weiches Gemüth so ganz und gar unentbehrliche Stütze, jenen Trost, der mich aufrichten und meinen Muth hätte beleben können. — Ja, im Trunke habe ich oft vergessen gemacht, was mir nüchtern das Herz zerreißen konnte. Und selbst dann noch durchzuckte, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Höhe, der Gedanke an Euch meine zerknirschte Seele — — und mit verzweiflungsvollem Vergessen suchte ich auch diese letzte Wolke zu verscheuchen. — — Ja, mein Weib, das ist ein unnennbar schmerzliches Gefühl für einen Mann von Ehre und Gewissen, seine Verbindlichkeiten gegen Andere nicht erfüllen zu können. — — O, was habe ich peinvolle Augenblicke gelitten, wenn ich durch die Straßen der Stadt ging, und mir da und dort ein Gläubiger begegnete, dem ich noch nicht einmal den kleinsten, ja, den allerkleinsten Betrag bezahlen konnte und dessen Langmuth mich vielleicht beschämte, oder dessen Strenge mich schon zur Verzweiflung hätte treiben können. — — Wie kann ich da noch schaffen, frisch und lebendig, um endlich aus dieser qualvollen Noth zu kommen! — — — Aber Muth, Muth — liebes Weib! In meiner Seele lebt es mit verjüngter Kraft, es werden auch noch bessere Tage für uns kommen; — so kann es nicht länger mehr währen! — Sei mit mir — und nicht mehr wider mich, Charlotte; — wir werden auch wieder glücklich werden! Laß' uns

die unfriedsame Vergangenheit vergessen und mit vereinter Kraft den Tempel unseres häuslichen Glücks bauen!"

Mit sichtlicher Erregung hatte das Weib den warmen Worten des Gatten zugehört. Wenngleich ihr der ungewohnte Ton solcher dringlichen Einrede nicht alle Zweifel und Befürchtungen nehmen konnte, so schien sich ihre Stimmung doch mehr und mehr einer Versöhnlichkeit hinzuneigen, die — wenn auch nicht sogleich — für die Folge aber doch ein besseres eheliches Verhältniß zu schaffen verhieß. Die wilde Leidenschaftlichkeit von vorhin war aus ihrem Antlitz gewichen, ein Thränenstrom quoll aus ihren Augen. Lukas Berger deutete diese Gemüthsbewegung als ein günstiges Zeichen und als den Ausdruck einer Reue, die ihm ein schon so lang gewünschte Umwandlung seines ehelichen Verhältnisses in Aussicht stellte.

Mit sichtlicher Rührung erhob er sich und trat vor sie hin, ihr beide Hände reichend:

„Laß' uns nach jahrelangem Befehden endlich einen ehrenden Frieden schließen und in treuer Liebe uns dasjenige sein, was wir am heiligen Traualtar vor dem allwissenden Gott sein zu wollen gelobt haben: — treue, sich liebende und verträgliche Gatten durchs ganze Erdenleben! — Mir aber gönne die Wonne des künstlerischen Schaffens, — entziehe ihr Deine Theilnahme nicht, und Du wirst sehen, daß ich mit meinem Fleiß und Talent Euch aus der drückenden Lage in bessere Verhältnisse überzuführen vermag!"

Schluchzend sank das erregte Weib an die Brust ihres Mannes, sich tüchtig ausweinend und keiner Sprache mächtig.

Dem größten Theil dieser ehelichen Unterhaltung war eine unbeachtete Zuhörerin gefolgt; jene durch Frau Berger ihrem Manne angemeldete Dame, die vor der nur beigelegten Thüre stehen geblieben war, da sie befürchtete, den Künstler zu stören, und meinte, es unerkannt seiner freien Zeit anheimgeben zu müssen, wann sie ihn sprechen dürfe. Mit steigender Aufmerksamkeit war sie der Verhandlung gefolgt, — zuweilen traten ihr Thränen wärmster Theilnahme ins Auge, — dann überflog sie wieder ein Unmuth, der sich in unruhigen Bewegungen kund

that. Sie kannte ihn aber auch so genau, den tiefgebeugten Maler, — sie war ihm so nah befreundet, — sie verehrte in ihm einen väterlichen Freund, dessen erste Frau ihr einstmals eine liebenswürdige Vertraute gewesen war.

Der Moment der Versöhnung schien ihr geeignet, ihre Ankunft zu melden. Sie pochte deßhalb außergewöhnlich laut an der Stubenthür, worauf sie einige rasche Bewegungen und zuletzt ein vernehmliches „Herein" erschallen hörte.

Sie trat in des Malers Atelier.

Lukas Berger saß an seiner Staffelei und führte den Pinsel mit einer Ruhe und Sicherheit, als wenn die eben erzählte Scene zwischen beiden Ehegatten gar nicht stattgefunden hätte. Seine Frau hatte das Zimmer verlassen.

Er kehrte der Stubenthür den Rücken und erhob sich erst, als ihn das Rauschen eines seidenen Kleides an die Anwesenheit einer Dame mahnte.

Wie verzaubert standen sich Beide gegenüber. Beide hatten sich erkannt, Eines das Andere, — aber keins vermochte seinem Erstaunen, seiner Wiedersehensfreude Worte zu geben.

Der Künstler hätte sichs nicht träumen lassen, „Phinchen" in der Residenz und in seiner ärmlichen Behausung wieder zu sehen; — und die Sängerin vermochte ihre Verwunderung über Bergers verändertes Aussehen nicht zu bemeistern, und war für den Augenblick darüber so erschrocken, daß sie ihren Gefühlen erst nach einer kleinen Pause folgen und dem alten Freunde mit rührender Kindlichkeit in die Arme eilen konnte.

„Mein lieber, guter väterlicher Freund und Wohlthäter!" rief sie voll Rührung und Freude.

„Fräulein Josephine! — wie sehen wir uns wieder!" sagte Berger und sank von Schmerz und Freude überwältigt auf einen Stuhl nieder.

„Wie sehen wir uns wieder! — — O Gott, wer hätte das denken sollen, wenn wir vor sieben Jahren des Abends auf der Terrasse unserer Villa lustwandelten und heiteren Muths uns die Zeit vertrieben; — wenn wir unsere Talente unter Scherz und Ernst übten, und nicht satt werden konnten, die schönen,

göttlichen italienischen Abende möglichst lang zu genießen, — wenn Ihre Gesänge weithin erschallten und Ihre klare, vortreffliche Stimme uns Alle entzückte, und wir Beifall klatschend Ihr schönes Talent bewunderten! — — Welch ein Contrast zwischen damals und heut! — Ich muß die Augen schließen, um mich ganz zurückversetzen zu können in jene schöne, glückliche Zeit, in welche unser erstes Zusammenleben fällt! — Genua, Genua, — du wunderschöne Stadt! — hätte ich nicht Neapel gesehen, ich würde dich ein vom Himmel gefallenes Stück Land nennen!"

„Wir wollen uns nicht träumerisch in reizende Erinnerungsgedanken vertiefen und unsere Herzen nicht mit Betrachtungen und Vergleichen erschweren, die nun doch nichts helfen können, Ihre Lage aber eher verschlimmern, als erleichtern. Erfassen wir die Gegenwart und vertrauen wir der Zukunft, — vielleicht war das Unglück nur eine schwere Prüfung des Himmels, die nun vorüber geht! Ich habe bereits genug über Ihre Verhältnisse gehört, um zu wissen, wo es Ihnen und Ihrer Familie fehlt, und wie am leichtesten Hülfe zu schaffen ist. — Rechnen Sie auf mich, lieber Freund, ich werde keinen Augenblick säumen, jetzt an Ihnen zu handeln, wie Sie es einst auch mir gegenüber gethan haben, als mich das Glück noch nicht in seinen besonderen Schutz genommen hatte."

„Nein, Fräulein Josephine, Ihr gutes Herz führt Sie zu weit", lenkte Berger bewegt ein. „Wie kann ich von Ihnen einen solchen Freundschaftsdienst annehmen? — Ich weiß, Ihr Stand verlangt großen Aufwand und veranlaßt bedeutende Ausgaben, wie können Sie da meiner noch gedenken!"

„Guter Mann, Ihre Besorgnisse sind überflüssig", erwiederte die Sängerin, unter Lachen ihm die Hände reichend. „Sie werden derselben enthoben sein, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich eben im Begriff stehe, mir einen Landsitz zu kaufen, — — nun rathen Sie einmal, lieber Berger, wie theuer mich derselbe wohl kommen wird."

„Du guter Gott! wie kann ich das rathen!"

„Ich glaub's gern, denn Ihr Phinchen war in Genua ein noch ganz unbedeutendes Kind. Aber weise Sparsamkeit —

vielleicht auch ein bischen Geiz — viel Fleiß und unermüdetes, eifriges Schaffen, — Tag und Nacht — immer nach Verdienst lechzend, — und vor allen Dingen mein sichtliches Glück haben mich endlich in den Stand gesetzt, über eine Ersparniß zu verfügen, die mich in den Stand setzt, ein Landgut zu Sonneberg für nahezu Hunderttausend Thaler kaufen zu können!"

„Fräulein Josephine, hunderttausend Thaler!" rief Berger außer sich vor Erstaunen.

„Phinchen, wenn ich bitten darf", nahm die Sängerin scherzend wieder das Wort, indem sie den Finger drohend gegen ihn richtete. „Wir wollen es trotz alledem zwischen uns doch bei dem alten freundschaftlichen Verhältniß lassen, — und wenn Sie mir eine recht große Herzensfreude machen wollen, so sagen Sie wie ehedem zuweilen auch wieder: „mein liebes Phinchen."

„Mein liebes, gutes Phinchen", sagte der Maler und drückte der jugendlichen Freundin mit heiterem Gemüthe die Rechte. „Sie sind noch immer das alte Kind! — Sie haben sich wenig verändert, — sind nur etwas größer und stattlicher geworden; ich bin gealtert und mein Haupt hat sich während der Zeit sichtlich gebleicht."

„Aber im Herzen haben Sie die frische Jugendkraft für die Ideale der Kunst behalten, und das wird Sie noch im hohen Alter jung und heiter machen. — Der Gutskauf hat übrigens seine Richtigkeit, und ich will Ihnen dabei Gelegenheit geben, vielleicht ein schönes Stück Geld verdienen zu können."

„Wie kann das möglich sein", bemerkte der Maler, „ich habe mich zwar stets für die Schönheiten der Natur lebhaft interessirt, von der Ackerbaukunst verstehe ich aber auch nicht das Geringste!"

„Ist auch nicht nöthig, — Sie brauchen nur meine Instructionen zu befolgen, — nichts weiter. — Zunächst verdanke ich meiner Kaufliebhaberei, Ihr Hiersein erfahren zu haben. — — Der Jude Leo Altberger ist mein Banquier!"

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Maler sichtlich zusammen und sein Gesichtsausdruck ward verdrießlich und ernst.

„Ja, ich weiß, daß Sie ehmals mit ihm befreundet waren,

und er Sie um vieles Geld geprellt hatte, ehe ein hochherziger Menschenfreund, durch Herrn Wilhelmi darauf aufmerksam gemacht, sich Ihrer freundschaftlichst annahm."

„Mich erstaunt Ihre genaue Wissenschaft eines Geheimnisses das ich, Vater Kessel und der Notar Rübsamen keinem Menschen mitzutheilen gelobten."

„Dieses Gelöbniß wurde auch in keiner Weise entweiht", fuhr die Sängerin fort. „Der Zufall wollte, daß mir der Jude selbst jene Wuchergeschichte erzählen mußte, und ich durch ihn Ihren Aufenthalt erfahren konnte. — Leo Altberger war nämlich von mir beauftragt worden, das Rosenstein'sche Gut in Sonneberg für mich in Kauf zu nehmen. Als ich aber erfahren hatte, wie elend und schlecht er sich gegen Sie benahm, entließ ich ihn sofort als Makler und Banquier und habe soeben durch einen Gerichtsboten meine Kaufsvollmacht zurückziehen lassen. — Schon längst hege ich ein, gewiß nicht unbegründetes Mißtrauen gegen diesen Erzwucherer, und sicherlich hatte er es bei diesem Kauf auch wieder auf eine Hauptprellerei abgesehen. Er erklärte mir rund heraus, unter hunderttausend Thaler das Gut zu Sonneberg nicht ankaufen zu können, da der Baron von Goldbeck, ein zweiter Kaufliebhaber, sicherlich die größte Summe daran setzen werde, um das Besitzthum seiner Schwiegertochter zu erhalten. Ich bitte Sie nun, das Gut mit Hilfe eines Sachverständigen für mich ankaufen zu wollen, und alles aufzubieten, daß es nicht in Besitz dieser Goldbecks gelangt."

„Aber — — darf ich wohl mein Befremden darüber ausdrücken, — Sie sprechen diesen Namen mit einer gewissen Verächtlichkeit aus, — so geringschätzend, — während ich doch weiß —"

„Ja, Sie haben recht", fiel Josephine Goldbeck auf die Bemerkung des Malers ein. „Sie haben recht, sonst war dies wohl anders, — doch der Treulose hat seinen Schwur gebrochen. — — Lassen wir die Erinnerung daran. Ich werde mich noch rächen. — Solche Schmach muß vergolten werden! — Doch er gehört zu den Geächteten meines Herzens; ich mag nichts mehr von ihm hören. — Ich werde Ihnen die entsprechende

Kaufsvollmacht zustellen, — bieten Sie — es mag noch so hoch kommen, ich muß das Gut besitzen. Von dem Tage der öffentlichen Versteigerung werde ich Sie rechtzeitig in Kenntniß setzen, bis dahin haben Sie sich wohl einen vertrauenswürdigen Geleitsmann ausgesucht. Hunderttausend Thaler setze ich fest, was Sie billiger kaufen, überlasse ich Ihnen als Anerkennung für die geleisteten Dienste."

„O Tag des Glücks und der Freude!" rief der Maler, wie von neuen Lebensgeistern belebt, „ein guter Engel ist mit Ihnen in mein Haus eingekehrt!" —

Eben war des Malers Frau wieder in das Atelier zurückgekehrt. Thränen standen in ihren Augen. Sie war von dem Krankenlager ihres lieben Ernst gekommen.

„Theures Weib!" rief ihr Lukas Berger mit frohlockender Stimmung entgegen, „ein neuer Morgen des Glücks scheint sich für uns erfüllen zu wollen. Gott hat uns nicht verlassen und unsere Gebete erhört. Siehe, Fräulein Josephine Goldbeck —"

„Phinchen!" unterbrach die Sängerin mit einer liebenswürdigen Drohung.

„Ja, meine liebe Freundin aus alten, schaffungsreichen Tagen hat uns eine bessere Zukunft in Aussicht gestellt. Unsere Noth wird den giftigen Zahn verloren und unser Gram seine verwüstende Gewalt eingebüßt haben. Es wird besser werden, mir sagts eine innere Stimme! — Wir werden wieder zu Ehren und Ansehen kommen, und meinen Leistungen wird Gerechtigkeit widerfahren!"

Nun wurde Frau Berger in kurzen Worten mit den näheren Beziehungen bekannt gemacht, — in welchen Verhältnissen die Sängerin lebte und welches glänzende Anerbieten sie gestellt hatte und daß sie wie ein guter Genius über die Tage des Künstlers zu wachen gedenke. Dies alles machte auf die betrübte Frau zwar einen ermuthigenden, aber keineswegs wahrhaft beglückenden Eindruck. Das heftige Fieber ihres Lieblings ließ das Schlimmste befürchten und nahm ihr mit jeder Minute mehr und mehr die Hoffnung seiner Genesung. So blieb die

Wirkung der so günstigen Umgestaltung ihrer Verhältnisse durch Vater Kessel und Fräulein Goldbeck fast nur eine halbe, und die Aufnahme derselben eine eben so kalte, als rasch vorübergehende. Selbst der bedeutungsvolle Moment einer endlichen Versöhnung mit dem so lang verkannten und vernachlässigten Gatten entbehrte jenen gewaltigen Eindruck, den er wohl zu anderer Zeit auf ihr Gemüth gemacht haben würde.

Der mächtige Eindruck der ersten Wiederbegegnung hatte bisher die Aufmerksamkeit der Sängerin von dem großartigen, noch unvollendeten Kunstwerke des Malers abgelenkt. Jetzt erst fiel ihr Auge auf dasselbe, es haftete mit sichtlichem Ueberraschen ein Moment lang auf der interessanten Gruppe. Sei es, daß sie die mit außerordentlicher Aehnlichkeit gemalten Gesichtszüge der verzweifelten Mutter erkannte, sei es, daß ihr der Zusammenhang der Darstellung in irgend einer dunklen Erinnerung vorschwebte, sie richtete mit stummem Erstaunen einen fragenden Blick nach dem Meister, der ihn alsbald verstand und ihm genügte.

Lukas Berger erläuterte ihr den Grundgedanken seiner Zeichnung und erzählte, auf welche Weise er dazu gekommen sei: „In der Zeit unserer größten Noth, als das Unglück auf mich und meine arme Familie einzubrechen schien, lernten wir eine arme unglückliche Wittwe kennen, deren Tochter in unseren besseren Tagen meinen Kindern Klavierunterricht ertheilt hatte. Schon damals bestand eine innige Freundschaft zwischen diesem vortrefflichen Mädchen und meiner Frau, und als ich meine Wohnung in der Neustadt aufgeben mußte, da wollte es das Glück, daß ich mit jener Wittwe unter ein und dasselbe Dach zu wohnen kam. Das Unglück macht die Menschen vertrauensvoller, sie schließen sich leichter an einander und suchen in gegenseitiger Aufrichtigkeit Trost, Muth und Stütze, um standhaft die Schläge des Schicksals ertragen zu können. Passen und finden sich nun noch obendrein gleichartige Gesinnungen, vereint mit gleichem Streben nach Edlerem und Höherem zusammen, dann sind die Grundfesten innigster Beziehungen vorhanden und der Bau erhebender Freundschaft gedeiht zu einer beglückenden Vollendung.

Es bedarf keiner Reichthümer, keiner hohen Stellungen und keiner irdischen Glücksgüter, um dieser wahren Segnung theilhaftig zu werden; in der größten Armuth schlägt sie oftmals die tiefsten Wurzeln. Reichthum und Ueberfluß, Sorglosigkeit und hohe Stellung entbehren gewöhnlich das hohe Glück wahrer Freundschaft; — da finden sich die Menschen ganz anders zusammen, als dies unter dem lastenden Druck schwerer Sorgen der Fall ist. — Ja, Armuth und Dürftigkeit sind eine bessere Brücke, um in das gelobte Land wahrer Freundschaft zu gelangen, als Reichthum und Ansehen! Liebes Fräulein, all meine unzähligen Freunde und Verehrer früherer Zeiten sind, seit mich das Unglück verfolgt, aus meinen Augen verschwunden; Keiner hat mich in meiner Armuth und Dürftigkeit aufgesucht, Keiner hat mir seinen Trost oder Beistand angeboten. Nur diese, gleich uns arme Klavierlehrerin hatte uns nicht verlassen und war uns treu geblieben; unbekümmert um unsere Zurücksetzung und Demüthigung verdoppelte sich nur noch mehr ihre Liebe und Freundschaft für uns. Sie kannte auch die erdrückende Gewalt des Unglücks, die marternde Qual der Armuth und Noth. Mit wahrhaft rührender Aufopferung und Selbstverleugnung reichte sie von ihrem geringen Verdienste, wenn bei uns die Noth aufs Höchste gestiegen war. So ward sie uns ein Engel der Freude, des Trostes und der Hilfe in Noth und Bedrängniß, und hat in unseren Herzen zu dem Glück der Freundschaft noch die Weihe der Dankbarkeit geschaffen. Aber diese Theilnahme und momentane Unterstützung war es nicht allein, welche sie uns zu einem Engel des Segens machte. Ihr schönes Talent, ihr reiches Gemüth, ihr hoher Geist und Charakter üben wunderbare Kraft aus, und machen sie eigentlich erst recht zu dem, was sie ist. Ebenso wirkt der nähere Umgang ihrer leidenden Mutter, die schon seit Wochen nicht mehr das Krankenlager verlassen kann, in jeder Hinsicht wohlthuend und trostspendend. Sie ist eine schwergedrückte, unglückliche Frau, Wittwe und Mutter dieser einzigen Tochter. Sie hat gewiß schon recht viel Trauriges und Schmerzliches erlebt! Dieses Gemälde, meine liebe Freundin, stellt eine Episode aus dem Leben dieser Frau

dar. Gar manche Stunde haben wir schon zusammen verplaudert und unsere Erlebnisse zum Gegenstand der Unterhaltung gemacht. Sie ist eine feine, gefühlvolle Frau; ihre Darstellungsweise, schlicht und einfach, aber doch lebendig und anschaulich, hat mich schon zu mancher schönen Idee begeistert und dieses Gemälde verdankt unserem freundschaftlichen Verkehr seine Entstehung."

Fräulein Josephine Goldbeck hatte dem Maler mit großer Aufmerksamkeit zugehört. Sie war heute gerechter und freundlicher für das harte Schicksal der armen Wittwe gestimmt. Des Malers Mittheilungen ließen ihr Herz nicht kalt; tiefgreifende Theilnahme erschütterte ihr Wesen, und durch die warme, innige Darstellung des alten Freunds ungeregt, milderte sich ihr Haß gegen Antonie so, daß sie sogar bereute, vorhin so hart und verletzend gegen die Jugendfeindin gewesen zu sein. Sie erinnerte sich, jene blutige Episode schon von ihrer Mutter gehört zu haben, — so manche Erinnerung aus den Tagen ihrer Kindheit wurde hierdurch geweckt.

„Sie haben es meisterlich verstanden", begann die Sängerin, als Berger in seiner Erzählung inne hielt und mit sichtlichem Wohlgefallen nach seinem Kunstwerk blickte, „Sie haben es meisterlich verstanden, lieber Berger, in ergreifender und sprechender Weise jenen tragischen Moment wiederzugeben. Hier die Verzweiflung der Mutter, die Angst ihres Kindes, für das sie händeringend um Gnade fleht, und hier der erbarmungslose Krieger, in den Gesichtszügen wilde, blutige Leidenschaft, aus den Augen Unbarmherzigkeit und Rache blitzend. Prächtig, herrlich, lieber Freund! Vollenden Sie das Gemälde — — fordern Sie dann, so viel Sie wollen, ich kaufe es um jeden Preis. Mir soll es einstmals ebensowohl ein Andenken an Sie, als auch an Frau Habermehl, die Freundin meiner Mutter sein."

„Wie, höre ich recht?" rief der Maler sichtlich erstaunt. „Ihre Mutter, eine Freundin von Frau Habermehl? — — Ja, richtig, ich habe sie oft und mit Rührung von einer Künstlerin reden hören, die ihr in mancher schweren Stunde des Kummers

Trost und Beistand gewesen war, bei der sie jederzeit ein treues, warmes Herz gefunden hatte, das mit ihr den letzten Groschen zu theilen bereit war. Voll Begeisterung und Verehrung nannte sie stets ihre Freundin Rosamunde und in ihrer Sterbestunde war sie es, die ihr die Augen zudrückte. Ja, Frau Habermehl hat ein edles, warmes Herz für Freundschaft und Tugend; — sie vergaß noch keinen Augenblick die Wohlthaten, welche ihr durch Ihre Mutter geworden sind. — — Seltsam, niemals aber habe ich Ihren Namen nennen hören, und sie wußte doch wohl von Ihnen zu reden!"

„So freundschaftlich auch die beiden Frauen verkehrten", entgegnete Josephine, „Antonie und ich waren von jeher die entschiedensten Feindinnen. In unseren Herzen entwickelte sich eine Gesinnung, die uns von Kindheit an jeden näheren Umgang unmöglich machte. — — Ja, ich hasse diese Antonie Habermehl!" setzte sie mit einiger Bitterkeit hinzu. „Ich kann und mag sie nicht leiden!"

„Antonie hat Ihnen aber gewiß noch niemals etwas zu Leid gethan", besänftigte der Maler. „Sie hat ein gutes Herz, sie ist ohne Bosheit. Treuherzig und wahr ist sie in ihrem ganzen Wesen; und ich dächte doch, daß Ihr edles Gemüth sich zu ihr hingezogen fühlen müßte."

„Nie, niemals!" — antwortete die Sängerin. „Und wenn Sie mich fragen, warum? so kann ich Ihnen nur eine dunkle, mir selbst unklare Aufklärung geben. Von Kind auf war keins dem andern gut, — stets bestand zwischen uns ein gewisser Neid, der in späteren Jahren mit dem Beifall des Publikums für unsere Leistungen wuchs. Wir gingen weit, weit auseinander, — und werden uns im Leben nicht leicht versöhnen. So manche Fehde ist im Lauf der Zeit zwischen uns entstanden und abgewickelt worden, was es fast unmöglich macht, daß wir dem Vorbild der Mütter folgen, und in nähere, freundschaftliche Beziehungen treten. Es ist vorbei, wir können Beide nicht mehr! Wir sind in unserem Groll groß und mit unserem gegenseitigen Haß alt geworden!"

„Wer kann das sagen?" bemerkte Lukas Berger sichtlich

verstimmt und unzufrieden mit den Bemerkungen der Sängerin.
„Wer kann das sagen! — Ein einziges, an sich vielleicht unbedeutendes Ereigniß kann mit einem Mal eine vollständige Umstimmung Ihrer jetzigen Gesinnungen hervorrufen. — Wie leicht erliegen wir den Einwirkungen von außen! ein einziges Wort, ein einziger Blick, ein einziger Gedanke ist oftmals hinreichend, dasjenige auszugleichen, oder durchzusetzen, woran Jahre vergeblich gearbeitet haben, und woran menschlicher Einfluß erfolglos geblieben war. Gehen Sie einer Versöhnung nicht aus dem Wege, und ich bin fest überzeugt, es wird Sie niemals gereuen."

„Wie können so kleinliche Beweggründe zwei Herzen trennen, die allen Grund haben, in die innigste Freundschaft zu treten?" meinte die Frau des Malers. „Ich erkenne Ihr edles, theilnehmendes Herz; wie kann dasselbe sich da abgestoßen fühlen, wo es gleiche Gefühle, gleiche Gesinnungen und gleiches Streben findet? Sie sollten Antonie näher kennen lernen, sie hat ein edles Gemüth und wird nicht einen Augenblick zögern, mit Ihnen Freundschaft zu schließen."

„O, so weit kommt es nie mit uns," antwortete die Sängerin, „hätten wir nur erst Frieden gemacht, so wäre schon viel, unendlich viel erreicht. — Doch kommt Zeit, kommt Rath! —"

Diese Unterredung war in der Wohnung des Malers geführt worden, während sich eine Stiege höher Ereignisse vorbereiteten, die in ihrem zufälligen Zusammentreffen und Aufeinanderwirken das Interesse zweier sich feindselig gegenüber stehender Menschen so in Anspruch nahmen, daß sie jene unmöglich gemeinte Versöhnung anbahnten, von der die Sängerin so wegwerfend gesprochen hatte.

„Kommt Zeit, kommt Rath!" so lautet das Motto aller an den Zufall geknüpfter Hoffnungen. Wohl Denen, die zu aller Zeit nicht rathlos in die Zukunft blicken!

Neuntes Capitel.

Im eig'nen Herzen sei die Quelle,
Die dir des Lebens Freude gibt,
Im eig'nen Herzen sei die Stelle,
Wo ewig bleibt, was du geliebt
Karl Wörle.

Mutter und Tochter hatten dort in tiefer Rührung einen Augenblick der innigsten Aussöhnung gefeiert. Wie neubelebt hielten sich beide umschlungen; — der böse Dämon, der sie so lange Zeit trennte, war verschwunden, ihre Herzen schlugen freier, ihre Seelen flammten wieder in dem süßen Einfluß der lauteren Liebe.

Noch hatten sie sich von der mächtigen Einwirkung der letzten Stunde nicht erholt, als eine ihnen unbekannte Persönlichkeit ihr stilles Sinnen störte.

Die Tochter erhob sich rasch, während die Mutter mit weit geöffneten Augen den fremden Besuch anstarrte.

„Bin ich hier recht in der Wohnung des Herrn Roderich Wilhelmi?“ fragte der Eingetretene.

„In dem anstoßenden Zimmer wohnt derselbe," antwortete Antonie. „Wollen Sie sich nur an die nächste Thüre bemühen."

„Was Teufel! Sehe ich recht?" rief plötzlich der Eingetretene, nachdem er einen flüchtigen Blick im Zimmer umhergeworfen und sein Auge eine Weile auf den leidenden Gesichtszügen der Kranken geruht hatte. „Gelobt sei Gott und alle Heiligen! — ich glaube mich nicht zu irren! — Ein glücklicher Stern hat mich hierher geführt!"

Diese Worte wurden in sichtlicher Freude gesprochen, und näher tretend fragte er die Kranke:

„Madame, kennen Sie mich noch? — Ich hab' mich wohl um Vieles verändert, seit wir uns nicht mehr sahen! — Wir sind beide älter — über zwanzig Jahre älter geworden! — — aber in Ihren Gesichtszügen ist ein Ausdruck geblieben, der mich, wenn ich nicht irre, auf die rechte Bahn führt. — Ich kenne Sie — ich kenne Sie gewiß!"

„Zwanzig Jahre hätten wir uns nicht gesehen?" sagte die Kranke mit schwerem Herzen, „das ist schon lange, lange Zeit, und mein Gedächtniß hat sehr abgenommen. Verzeihen Sie, ich kann mich Ihrer nicht mehr erinnern."

„So haben Sie vielleicht meinen Namen im Gedächtniß behalten," nahm jener wieder das Wort. „Freilich erinnert er Sie an keine heilvolle Zeit, aber der Lobensohn war Ihnen immer gut."

„Lobensohn?" schrie das Weib laut auf und sank, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, in ihre Kissen zurück. Antonie war besorgt um die Mutter, welche sichtlich erregt den unerwarteten Besuch erkannt hatte. Doch rasch vermochte sie sich zu fassen, und indem sie ihm beide Hände entgegen streckte, rief sie mit Thränen in den Augen:

„Treuer Lobensohn, alter Freund! wie sehen wir uns wieder! — — Wie hab' ich seit jener Zeit gelitten — welche martervolle Schicksale habe ich durchzukämpfen gehabt! — Und jetzt liege ich krank darnieder, Niemand um mich, als meine arme, unglückliche Tochter! Seit Ihr es wirklich, Lobensohn?"

„Ich bin es wirklich, gute Frau!" entgegnete Lobensohn

tief ergriffen näher tretend und die beiden Hände der Frau Habermehl erfassend. „Ein guter Geist hat mich hierher geführt, so Gott will, werde ich Ihnen nützlich sein können. Ich bin, nachdem auch mich das Schicksal vielfältig herumgeworfen und gerüttelt hatte, endlich zu einer sicheren Stelle in hiesiger Stadt gekommen, die mir auch bis ans Ende meiner Tage einen Lebensunterhalt bieten wird. Meine Herrin ist eine theilnehmende, hilfreiche Frau, die überallhin Nothleidenden beisteht und glücklicher Weise auf ein Paar Tausend Gulden nicht zu sehen braucht. — Ich werde für Sie sorgen. Ich bin verheirathet, auch meine Frau wird Ihnen mit Rath und That beistehen. Hier in dieser armseligen Wohnung können Sie nicht länger bleiben, — ich werde mich nach einer besseren umsehen. — — Ich bin Hausmeister bei der Fürstin von Rosenstein."

„Fürstin von Rosenstein"! rief Antonie bestürzt einige Schritte zurücktretend. „O Gott! ihr Beistand wird uns in geringem Maße zu Theil werden. — — Ich kenne die Fürstin von Rosenstein!"

„Um so besser, mein Fräulein!" antwortete Lobensohn. „Um so besser, — sie wird Rath schaffen."

„Sie ist eine stolze, herrische Dame," rief Antonie leidenschaftlich, „die den Armen seine Armuth fühlen läßt; — deren Stolz und Hochmuth Hilfe bietet, deren Herz aber kalt, eisigkalt bleibt!"

„Antonie, Du bist hart, mein Kind," besänftigte die Mutter.

„Nein, nein — — — lieber Hungers sterben, als durch die Güte und Gnade der Fürstin von Rosenstein leben!" rief Antonie in ihrer vorigen Weise. „Sie kennt unsere Verhältnisse — sie weiß, daß wir arm sind." Zu ihrer Mutter gewendet sagte sie leise:

„Damals hatte sie mich rufen lassen — Mutter! Sie war es, die mir sagte: — — von welcher Abkunft ich bin!"

„Antonie, — wie? — sie wußte!" hörte man hastig und halblaut die Mutter sagen.

„Ja, ja — sie wußte, daß ich nicht das Kind einer Ehe! — — — Sie riß mich aus dem schönen Traum Deiner Täuschungen!"

„Die Fürstin von Rosenstein! — wie konnte sie wissen? welches Interesse hatte sie, Dir so weh zu thun?"

„Damals war mir dies alles ein Räthsel," fuhr Antonie fort. „Erst heute — vor einer Stunde habe ich durch den Rittmeister von Goldbeck alles, alles erfahren. — Jetzt ist mir der Zusammenhang klar — sonnenklar! — — — Die Fürstin von Rosenstein liebte den Lieutenant Pauly — sie hatte erfahren, daß er in unser Haus kam und sich mit mir verlobte. — — Und indem sie mich versicherte, Pauly habe meine Herkunft erfahren — — machte sie es mir unmöglich, fernerhin die Braut eines Mannes zu sein, den ich von ganzem Herzen liebte und dessen Glück und Wohlergehen mir eine hohe Lebensaufgabe war."

„Darum hattest Du damals so rasch die Stadt verlassen!"

„Deßhalb kann ich der Fürstin nie mehr unter die Augen treten," sagte Antonie und zu Lobenstein gewandt fuhr sie fort:

„Wir müssen für die Unterstützung Ihrer Herrin jederzeit danken, — bleiben Sie uns sonst ein treuer Rathgeber, ein wohlmeinender Freund, — und als solcher seien Sie uns herzlich willkommen!" Bei den letzten Worten bot sie ihm einen Stuhl an.

Lobensohn nahm Platz.

„Wie ich mich freue, Sie wieder zu sehen," begann er alsdann, „um so mehr, da ich in der Lage bin, Sie in den Stand zu setzen, gerechte Ansprüche an die Unterstützung eines Mannes zu machen, der in so ehrloser, unwürdiger Weise an Ihnen handelte, und Sie aus dem stillen Glück der Ehe in den Strudel eines vielbewegten Lebens führte!"

„Ich nenne seinen Namen nicht mehr," gab Frau Habermehl mit erzwungener Ruhe zur Antwort. „O könnte ich auch den Elenden vergessen!"

„Er lebt nun hier in der Residenz."

„Hier — hier —?" fragte die Kranke, sich aufrichtend.

„So ist es," erzählte Lobensohn weiter. „Er ist jetzt eine einflußreiche Persönlichkeit: Medicinalrath und wurde vor ein Paar Tagen sogar in den Adelsstand erhoben. Er vermag

viel! — Mir geht er aus dem Weg oder thut, als wenn er mich nie gekannt hätte. — — Doch, es ist noch nicht aller Tage Abend!" setzte er giftig hinzu. „Ich werde ihm eine Suppe einbrocken, an der er zu kauen hat! — Ich hab's ihm geschworen! Bei Gott, er geht nicht leer aus!"

„Vergebt ihm, Lobensohn!" bat die Kranke. „Lebt er im Glück, so möge es ihm recht wohl gehen, — doch wahrhaft glücklich kann er nie und nimmer werden! — Stets wird er sich meiner erinnern müssen! — Sein elendes Betragen wird ihm keinen Frieden gönnen! — — — Er lebt hier? — — Er ist wohl recht alt geworden?"

„Gewiß hat er sich verändert!" antwortete Lobensohn. „Doch, wenn Sie ihn sehen würden, — Sie müßten ihn sogleich wieder erkennen."

Nach diesen Worten verfiel Lobensohn auf einen Augenblick in stilles Nachsinnen. In seinem Gehirn bildete sich ein Plan, der ihm zur Rache und der unglücklichen Frau zur Rettung gereichen sollte. Er war in seinem Entschluß fertig, — und gewillt, ihn sogleich auszuführen.

„Welch' eine seltsame Fügung!" begann er, sich erhebend, „meine Herrin schickte mich zu dem Maler Berger, der auch in diesem Hause wohnt, und gab mir auf: mich gelegentlich nach dem Musiklehrer Roderich Wilhelmi zu erkundigen. Durch Zufall erfahre ich in einem Nachbarhaus, daß der junge Mann hier oben wohne und mit dem Maler bekannt sei. Da ich in des Malers Zimmer laut reden hörte, so zog ich vor, erst bei Herrn Wilhelmi zuzusprechen, um später dann den Auftrag meiner Herrin auszuführen. So bin ich zu Ihnen gekommen. — — Ich weiß jetzt, wo Sie wohnen. — Ich werde mich bald wieder bei Ihnen sehen lassen. — Nun muß ich aber meine Aufträge besorgen. — Leben Sie wohl, Frau Kessel —".

„Ich führe nun den Namen meines Vaters," erläuterte die Kranke. „Nennen Sie mich: Frau Habermehl."

Lobensohn verabschiedete sich. Er drückte Mutter und Tochter freundlich die Hand und verließ das Zimmer. Antonie hatte ihn bis auf den engen Hausgang begleitet und fand es auf-

fallend, daß er nicht zu Roderich Wilhelmi, sondern die Treppe hinunter ging.

„Der gute, treue Lobensohn!" sagte die Mutter, als Antonie wieder zurück kam. „Er hat mir ein schönes Andenken bewahrt und mich nicht wie die Uebrigen verdammt, verlästert und meinen Namen in die ewige Vergessenheit vergraben. Der gute Lobensohn! — — „Er lag bei uns im Quartier und hatte damals ein Liebesverhältniß mit unserer Marie; — — wo diese jetzt leben mag? — Sie war ein braves Mädchen, und mit ganzer Seele ihrer Herrin zugethan."

Antonie hatte unterdessen eine Arbeit ergriffen und sich ans Fenster gesetzt. Wenngleich sie den Worten der Mutter folgte, so fand sie für dieselbe doch keine Antwort, — auch keine Anhaltspunkte, um ein Gespräch anzuknüpfen. So trat denn eine kleine Pause ein, während welcher ihre Mutter an jene so verhängnißvolle Verirrung dachte, durch welche sie beispiellos unglücklich geworden war, — ihr Herz aber sich mit jenem Mann beschäftigte, dessen unvergeßliches Antlitz ihr jetzt zum zweiten Mal gewaltsam ins Gedächtniß gedrängt wurde. Ja, Antoniens Herz lebte bei dem Gedanken an Pauly neu auf. Wie oft schon gedachte sie seiner, aber mit aller Macht verdrängte sie die Erinneruug an ihn. Sie wollte jenen schönen, beglückenden Gedanken an ihn nicht nachhängen, denn sie gossen ihr immer eine schwermüthige und traurige Erinnerung in die Seele.

„Also die Fürstin von Rosenstein wußte um unsere Verhältnisse?" begann die Mutter wieder den Faden der Unterhaltung.

„Ja, so weit diese mich und meine Geburt angehen," antwortete Antonie. „O, mein Gott!" fuhr sie dann fort, ihre Arbeit bei Seite schiebend, „das war ein harter, ein qualvoll harter Tag, liebe Mutter! — Wie ein schweres, fürchterliches Ungemach traf mich die Mittheilung der Fürstin! Eiskalt durchschauderte mich ihre Eröffnung! — — Und die Art, wie sie diese unvergeßlichen, schrecklichen Worte sprach — — — sie wird mir ewig im Gedächtniß bleiben. „Armes Kind, wie be-

dauere ich Sie!" sagte sie, als ich mich, keiner Sprache mehr mächtig, stillschweigend entfernte. „Pauly ist aus guter Familie, — das vergessen Sie nie!" — — — O, meine Mutter, das war der entsetzlichste Augenblick meines Lebens!"

Sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich.

„Antonie — — mein Kind! — wie weh thut mir Dein Schmerz! — hab' ich ihn ja doch verschuldet, und all das Bittere, welches uns schon heimsuchte und was der allmächtige Schöpfer des Himmels und der Erde noch über uns verhängen wird. Aber die Reue kommt zu spät! — — Mehr als zwanzig Jahre schon quält und peinigt und züchtigt sie mich! — Wohin ich mich wende, überall sehe ich ihr Schreckensgesicht! — Keine Stunde in der Nacht, in der mich der Schlaf flieht, in welcher ich nicht an meine schwere Schuld und ihre Folgen denke — — kein Augenblick am Tag, der mich nicht daran erinnert, wie schwer ich mich an meiner und Deiner Ehre versündigt habe!"

„Es ist geschehen — kein Vorwurf macht es ungeschehen!" entgegnete die Tochter, ihren Schmerz unterdrückend, indem sie sich erhob und mit freundlicher, liebreicher Miene der Mutter näherte. — „Fasse Dich, fasse Dich! — — Das Bitterste haben wir durchgekämpft! — ich hoffe zu Gott! — in seiner Hand ruhen aller Menschen Schicksale, durch seine Liebe wird uns der Segen der Zufriedenheit! — Beten wir zu ihm — er hat uns bisher glücklich durch die gefahrvollen Klippen geführt, er wird auch in der Zukunft über uns wachen und unsere Schritte leiten. Er gibt uns Trost und Muth und Zuversicht, — und unser Gottvertrauen ist auf keinen Sand gebaut!"

„Amen! — Gelobt sei Jesus Christus, von nun an bis in alle Ewigkeit!" unterbrach eine fremdartige Stimme die mit Wärme gesprochenen Worte des Mädchens.

Eine große Gestalt im Ordensgewand war zum Erschrecken der Mutter und Tochter unter der Thür erschienen. Sie hatte mit großer Theilnahme den Worten gelauscht und war jetzt händefaltend und mit frommer Miene ins Zimmer getreten.

Frau Habermehl schien durch diesen Besuch nicht unangenehm berührt zu sein, während Antonie bei seinem Anblick entsetzt zusammenschauderte.

„Ein so seltener Besuch!" rief die Mutter erstaunt. „Wir haben lange nicht die Ehre gehabt, Euer Hochwürden bei uns zu sehen."

Das scharfe Auge des geistlichen Herrn fiel, ihr antwortend, auf die Tochter, welche sich eben zu entfernen beabsichtigte; Antonie merkte diesen Wink und kehrte sich ernsten Blicks gegen den eben Eingetretenen.

„Wohl — Sie kennen meine Abneigung gegen Sie," sagte das Mädchen mit schlecht unterdrückter Bitterkeit. „Ich gehe Ihnen gern aus dem Weg. — — Denn unsere Gesinnungen gehen himmelweit aus einander!"

„Sie sehen, arme Frau," begann der geistliche Herr in christlicher Demuth und salbungsvoll, „Fräulein Antonie macht es mir fast unmöglich, Sie in Ihrer Wohnung zu besuchen, — Ihnen Trost zu sein, — Ihnen Rath und Hilfe zu spenden!"

„Rath? Hilfe?" wiederholte die Tochter mit einiger Schärfe. „Wir danken für Beides! — Ihr Rath, Pater Romualdus, hat uns bis jetzt nur Unsegen gebracht, — und von Ihrer Hilfe habe ich bisher keine Spur gesehen! — Sie dürfen sich nicht darauf beziehen!" — —

„Hochmuth kommt vor dem Fall, meine Tochter," entgegnete der also Angeredete. „Und gegen einen wohlmeinenden Mitmenschen gebraucht man einen anderen, einen weniger gereizten Ton. — Ich bin gekommen aus Christenliebe, aus Christenpflicht! — Ich will Hilfe bieten! — will Frieden bringen! — Ich will Heil und Segen verbreiten! — ich will ein schönes Andenken zurücklassen! — — In dieser Absicht bin ich gekommen — wozu also Ihre unfreundliche Begegnung, meine Tochter? — — Lassen Sie mich mit Ihrer Mutter reden, — sie ist krank und bedarf des kirchlichen Trostes. Die heilige Kirche des Herrn schließt den wahren Balsam des Trostes in sich; — treuer Glaube eröffnet die Pforte des Himmelreichs! — Auch

Sie, Fräulein Antonie, bedürfen noch einmal in Ihrem Leben die Segnungen der seligmachenden Kirche! — auch Ihnen wird der Herr noch einmal eine Stunde schicken, in welcher Sie sich nicht mehr mit Ihrem selbstgeschaffenen Glauben zu trösten vermögen, sondern Ihre verzweiflungsvolle Seele nach der einzig richtigen Lehre unserer Kirche sich zurück sehnen wird. Denken Sie an mich, Fräulein Antonie! — Diese Stunde bleibt nicht aus! — Möge der Herr mit Ihnen sein, daß für Sie und Ihr Seelenheil sie nicht zu spät eintritt und es noch Zeit ist, die freigeistigen Verirrungen wieder gut zu machen! — Kehren Sie in sich, — vergessen Sie nie die Wahrheit meiner Worte! — — Es gibt ein ewiges, göttliches Gericht! — Wessen Seele für die Qualen des Fegfeuers nicht werth, also für die ewige Glückseligkeit ganz und gar verloren ist, dessen Seele wird hinab in die ewige Verdammniß fahren, wo Heulen und Zähnklappern sein wird und ewige Nacht und Finsterniß! — Sie sind auf dem rechten Weg, Ihrer Seele Ewigkeit zu verscherzen!"

Antonie war mit der größten Aufmerksamkeit der geläufigen Rede des Pater Romualdus gefolgt; als er jetzt inne hielt und sich nach der Kranken wendete, da konnte sie nicht länger an sich halten, und begann mit edlem Selbstgefühl zu antworten:

„Ich bin zu schwach, Pater Romualdus, um auf Ihre Rede so dienen zu können, wie ich es gerne möchte und wie es sich gehörte. Was ich Ihnen entgegnen kann, das dringt mir aus tieffstem Herzensgrunde; ich fühle die Wahrheit meiner Worte, beweisen kann ich sie Ihnen nicht. — Wohl weiß ich, daß ein Weib ohne Religion: allen sittlichen Halt, alle Tiefe des Charakters entbehrt. Glauben Sie mir, ich bin nicht ohne jede Religion, wie Sie meinen! — Auch ich glaube an die heiligen Lehren der Kirche, an die wahre, lautere, unverfälschte Christuslehre! Auch ich glaube an die Segnungen der Tugend, — an die Qualen eines bösen Gewissens, — an die ewige Verdammniß des Lasters! — — Nur Dasjenige bezweifle ich, was im Lauf der Zeit, durch dringende Zeitverhält-

nisse oder durch die Herrschsucht der Kirche, jenem reinen, einzig wahren Christusglauben angedichtet worden ist. — So weit die Kirche dieses wahre Gotteswort lehrt, bin ich ein eifriges Glied ihrer Gemeinschaft, — ja, ich bin hierin strenggläubiger, als Sie sich vorstellen. — — Lehret diesen Glauben, wie er uns durch den Heiland offenbart ist, Wort für Wort, — aber ohne jede Zusätze der gemachten Kirche, — predigt das lautere Evangelium des Herrn und führt die Menschheit auf die rechte Bahn des rechten Glaubens, — der Segen des Himmels wird Euch werden, und Ihr werdet Euch unsterblichen Ruhm erwerben! — — Ich weiß, Sie sind ein strenggläubiges Glied Ihrer Kirche, — meine Ansichten müssen Sie verdammen, — wenn gleich ich die feste Ueberzeugung habe, daß Sie mir in Ihrem Herzen nicht so ganz Unrecht geben können!" —

„Sie irren, wenn Sie von dieser Voraussetzung ausgehen," warf Pater Romualdus flüchtig hin. „Sie sind noch zu jung und unerfahren, um über die Lehren der Kirche streiten zu können. Wie überhaupt keinem Menschen zusteht: über unsere, von Christus selbst eingesetzte Kirche zu urtheilen. — Sie ist da, in ihrer ganzen Glorie! — sie ist da, damit die sündhafte Menschheit durch sie selig werden kann! — Befolget die Lehren der Kirche und das Himmelreich ist Euer! — Haltet treu und fest und unwandelbar an ihren Grundsätzen, und Ihr werdet ein dem Herrn wohlgefälliges Leben führen! — vergesset niemals ihre heiligen Gebote, und es wird Euch gut gehen, so lange Ihr wandelt hienieden!"

„Brechen wir ab!" hob Antonie an. „Wir gehen niemals eine Straße. — Uns trennt beide schon eine innere Stimme. — Ich kann Ihnen nie vergessen, zu welchen Zwecken Sie uns gebraucht haben, — daß wir so oft schon das Werkzeug Ihrer Cabalen gegen Josephine Goldbeck waren."

„Wer sagt das?" fuhr Pater Romualdus auf, — jedoch sich rasch sammelnd, setzte er hinzu: „Sie haben, Fräulein Antonie, von jeher mein reges Interesse für Ihre Mutter und Sie verkannt. — Sie sind als Kind schon mit Bitterkeit und Schärfe

gegen mich aufgefahren. — Und doch habe ich Sie stets in Schutz genommen gegen die Intrignen jener Josephine Goldbeck; — habe stets zu Ihnen gehalten und Sie gegen Angriffe vertheidigt. — Mit Undank haben Sie mich belohnt."

„Mit Undank!" wiederholte Antonie. „Mit Undank? — Bei Gott! was hätte ich Ihnen zu danken? — Vielleicht, daß Sie mir das Herz der Mutter entfremdet — und mich mit eigenmächtiger Gewalt in Ihrem Glauben erzogen haben? — oder rechnen Sie die falschen Rathschläge, die Sie uns gegeben haben, so hoch an? — — Ich weiß Ihnen nicht zu antworten. Es empört mich in tiefster Seele, wenn ich bedenke, in welcher Weise Sie das Vertrauen meiner Mutter mißbrauchten. — Pater Romualdus, wir thun gut, wenn wir hier abbrechen, — denn wir vermögen uns nie und nimmer zu einigen, und unser Gespräch müßte nothwendig Erörterungen herbeiführen, die Ihnen unangenehm wären, und mich wohl zu weit führen würden."

„Ich bereue, dem Drang meines Herzens gefolgt und zu Ihnen hierher gekommen zu sein," sagte Pater Romualdus. „Wir wollen nicht streiten. — Können Sie meine Nähe nicht ertragen," setzte er bitter hinzu, „so diene Ihnen zu Wissen, daß ich nicht zu Ihnen, sondern zu Ihrer kranken Mutter gekommen bin."

„Ich gehe!" antwortete Antonie und verließ das Zimmer.

Frau Habermehl hatte das lebhaft geführte Gespräch zwischen der Tochter und dem Seelsorger in bange Besorgniß versetzt, sie wagte nicht hineinzureden, weil sie befürchtete, demselben noch einen viel größeren Umfang zu geben. Sie war deshalb hoch erfreut, und holte wie neugestärkt Athem, als Antonie aus dem Zimmer ging und sie mit Pater Romualdus allein war.

„Ein böser Geist lebt in ihr!" bemerkte dieser hierauf, zur Kranken gewendet. „Schon als Kind zeigte sie eine unerklärliche Abneigung gegen mich — und das wuchs mit den Jahren! — Ich verzeihe ihr, — sie wird aber zu spät bereuen, meinen Worten nicht gefolgt zu sein und meine gute Absicht verkannt

zu haben. Zu spät, zu spät! — aber ich habe es gut mit ihr gemeint!"

„Sie hat ein gutes, treues Herz, meine Antonie," besänftigte die Mutter, „sie muß sich bessern. Ihr oft herrisches, entschiedenes und ernstes Wesen läßt sie leicht verkennen. Sie ist das wirklich nicht, was sie manchmal scheint."

„So denke ich auch und will ihr deshalb diesen Auftritt verzeihen," erklärte Pater Romualdus. „Kommen wir auf etwas Anderes zu reden. — Hier bringe ich Ihnen zunächst dreizehn Ducaten. Ein theilnehmender Freund hat mich beauftragt, Ihnen diese kleine Unterstützung zu übermachen."

„Dreizehn Ducaten!" — — wiederholte Frau Habermehl voll freudigem Erstaunen, und indem sie das dargebotene Geld klingend in ihre Hand fallen ließ, sagte sie:

„Gott segne diesen unbekannten Wohlthäter! — O hätte der Herr nur einen Tag früher seine Seele erleuchtet, und uns diese Summe gesandt, ein harter Schmerz wäre uns erspart worden!"

„So hat erst dieser Tage ein neues Unglück Sie heimgesucht?" fragte Pater Romualdus.

„Man hat uns wegen einer kleinen Schuld bei einem hartherzigen Juden Möbel weggenommen und es zwangsweise öffentlich versteigert!" rief die kranke Frau.

„Wie heißt dieser unmenschliche Jude? — Einer armen, kranken Frau keine Frist zu geben, das ist unerhört, das ist schrecklich, fürchterlich!"

„Leo Altberger ist sein Name."

„Leo Altberger?" wiederholte Pater Romualdus mit angenommenem Erstaunen. „Leo Altberger, wer sollte das glauben! — Er ist doch Freimaurer!"

„Ja, wer auf die Hilfe dieser Ordensbrüder baut, der ist verloren!" meinte Frau Habermehl.

„Seltsam, — und diese Männer haben doch Mildthätigkeit und Hilfeleistung auf ihrem Panier! — Ueberall treten sie in kecker Selbstüberschätzung als die Apostel des Friedens, als die alleinigen Retter des Menschengeschlechts auf! — Und so ein

Bruder Freimaurer hat nicht einmal so viel Gefühl, nicht so viel Mitleid für eine arme, unglückliche Frau, um deren verzweiflungsvolles Flehen zu erhören und eine Frist zu gestatten! Aber so sind sie, diese Augendiener, diese Humanitätsapostel! — — — — — Ich habe noch keinen kennen gelernt, der mit edler Selbstverleugnung, uneigennützig und blos um des Guten willen, Hilfe geboten hätte! — Immer haben sie irgend ein geheimnißvolles Interesse dabei, — das die Oeffentlichkeit zu scheuen hat. Der wahrhaft tugendhafte und hilfreiche Mensch zögert keinen Augenblick, seinen Beistand zu leisten; — er fühlt sich glücklich, eine Gelegenheit zu haben, das Gute üben zu können. — — Und diese Freimaurer dünken sich so hoch, eine Hand Gottes auf dem Erdenrunde zu sein, — in seinem Namen wirken und schaffen zu müssen, nach dem Vorbilde des göttlichen Erlösers! — Herr des Himmels! — eine saubere Wirthschaft, wenn diese Tugendhelden, — diese Antichristen, — diese Heuchler und Freigeister ihr Regiment unumschränkt und ohne Widerstand ausüben könnten! — Sie haben es ja selbst empfunden, liebe Frau Habermehl, in wie weit man ihren Worten trauen und auf ihre Hilfe rechnen kann!"

„Wohl habe ich's bitter empfinden müssen!" rief die Kranke mit schwerem Seufzer. „Ein ehr- und gewissenloser Freimaurer hat mich schändlicher Weise um Ehre und Glück gebracht! — — ein herz- und gefühlloser Freimaurer hatte kein Erbarmen mit einer armen, unglücklichen, kranken Frau, deren geringe Habseligkeit er zum Theil zwangsweise versteigern ließ! — O mein Gott! wie hart sind deine Heimsuchungen! — wie schwer deine Prüfungen!"

„Beruhigen Sie sich, liebe Schwester in Christo!" hub Pater Romualdus wieder an. „Würden Sie sich rechtzeitig an unsere Hilfe gewandt haben, die Kirche verläßt keines ihrer gläubigen Glieder! — — Doch um Ihnen zu zeigen, daß ich in rechtlicher Absicht hierher gekommen bin und den harten Vorwurf Ihrer Tochter in keiner Weise verdient habe, will ich Ihnen die, für Sie gewiß überraschende Mittheilung machen, daß die sogar bereits vollzogene Zwangsversteigerung für un-

giltig erklärt und das entsprechende Guthaben an den Juden Leo Altberger bereits bezahlt worden ist!“

„Wie? — wäre das möglich?“ rief die Kranke sich aufrichtend und voll Jubel und Freude. „O Tag des Heils! — Gelobt sei Jesus Christus!“

„Und die heilige Jungfrau, bis in alle Ewigkeit! Amen! — Sie sehen, daß ich mein Auge niemals von Ihnen wandte, daß ich Ihnen stets meine Aufmerksamkeit widmete, — — und gewiß nicht den harten Vorwurf Ihrer Tochter verdiene!“

„O verzeihen Sie mir, verzeihen Sie dem unbesonnenen Kinde!“ flehte die Mutter, die Rechte des geistlichen Herrn mit beiden Händen erfassend.

„Sie werden Ihre Möbel wieder zurück erhalten“, fuhr Pater Romualdus fort. „Da Ihr Wohlthäter nicht genannt sein will, so bitte ich Sie, keine weiteren Erkundigungen nach ihm anzustellen. Der Himmel hat mir Gelegenheit gegeben, Ihnen diese angenehme Botschaft zu bringen, — Sie werden vielleicht noch heute die zur Zwangsversteigerung ausgesetzten Gegenstände zurück erhalten, — seien Sie unbesorgt, es wird auch noch fernerhin für Sie gesorgt. Der Herr verläßt keine gläubige Seele, — sein Beistand ist überall! Wenn die Noth am größten ist, — so ist Gottes Hilfe auch am nächsten!“

„O wie glücklich machen Sie mich! — — Ja, wer die rechten Freunde hat, der ist im Unglück nicht verlassen. — — In den Tagen des Glücks wimmeln die Freunde schaarenweise um uns herum, überall sieht man freundliche, wohlwollende, herzliche Gesichter! — aber, sobald sich die Glückssonne verfinstern und des Schicksals Sturm an uns zu rütteln beginnt, da zerstäuben sie wie der Sand am Meer, wenn sich ein wilder Orkan erhebt! Sie kennen ja auch das harte Schicksal der Familie Berger?“

„Ich kenne den Maler Lukas Berger!“ antwortete der geistliche Herr kalt. „Er hat den rechten Glauben verlassen, — er wandelt im Finstern, — und das Unglück konnte nicht ausbleiben!“

„Ich kenne seine Gesinnungen in religiösen Dingen nicht“,

sagte Frau Habermehl. „Er war ehedem ein angesehener, einflußreicher und überall beliebter Mann, — da lauerten Neid und Bosheit, bis sie ihm etwas anthun konnten, und sie ihn und seine arme Familie ins Unglück stürzten! — Ja, die Elenden! mit Spionen haben sie ihn umgeben, auf jedes seiner Worte gelauert, um ihn zu verderben, — und seine Dienstführung überwacht, um in dem kleinsten Versehen ein Verbrechen zu erfinden! — O, die elenden, schlechten Menschen! die ohne Warnung eine Familie so namenlos unglücklich machen konnten; die mit boshafter Absicht ihr Verderben heraufbeschworen haben! — — Die Hand der ewigen Vorsehung sollte euch treffen, und keine Barmherzigkeit sollte euer kläglich Wimmern finden!"

„Lukas Berger ist ja Freimaurer!" entgegnete Pater Romualdus, „warum hat er sich nicht an seine Loge — oder an einen seiner Ordensbrüder gewandt? Es ist ja der Logen heiligster Beruf, ihren Gliedern durch Rath und That beizustehen und vor dem verhängnißvollen Untergang zu erretten. — Oder scheidet die Freimaurerei auch, sobald sich der Himmel des Glücks mit Wolken überzieht?"

„Getroffen, getroffen!" rief die Kranke. „Auch kein Logenbruder gewährte ihm irgend eine Hilfe! Selbst Diejenigen nicht ausgenommen, die sonst tagtäglich in sein Haus kamen und das innigste Freundschafsverhältniß mit ihm zu halten schienen; — die sich seinen Wein gutschmecken und seine Gastfreundschaft recht zu Statten kommen ließen; und auf deren freundschaftliche Theilnahme man am ersten zu bauen berechtigt war. — — Aber vom Tag des Unglücks an, als Berger seine Stelle verlor und Noth und Elend hereinbrach, von dieser Schreckensstunde an hat kein ehemaliger Freund seine Schwelle wieder betreten. — Ja, seine eigenen Logenbrüder haben seine Ehre noch brandmarken helfen! — Auch kein Einziger ist für seine Sache in die Schranken getreten. — — Und sogar sein bester Freund und sonst täglicher Hausgenosse, Owald, war einer von jenen Brüdern, die sein Vergehen überall hin verbreiteten, die keine Schonung, keine Nachsicht hatten!"

„Ja, ja, — das nennen sie Maurerei!" nahm Pater Romualdus das Wort. „Nur die Kirche allein gewährt den einzig sicheren Trost, die einzig mögliche Hilfe! — Durch sie quillt der Segen des Himmels, — ihr Glaube gibt das wahre Leben und die wahre Rettung aus den Qualen irdischer Noth und Verirrung! — Es ist wahrlich besser einem geweihten Priester des Herrn vertrauen, als einem Freimaurer oder Freigeist! Das tägliche Leben lehrt nur zu klar, wonach und für was jener geheimnißvolle Bund strebt, und in wie weit man auf seinen Einfluß und Beistand rechnen darf. — — Ein herzloser Freimaurer hat erst dieser Tage sich unmenschlich und unbarmherzig gegen Sie gezeigt, — während Ihr treuer Seelsorger Ihnen Trost und Hilfe zu bieten vermag. — Dort geschieht nichts ohne Eigennutz und Sonderinteresse, während unser Thun einzig und allein darauf gerichtet ist, dem Herrn zu dienen und durch gute Werke den Segen seiner alleinseligmachenden Kirche zu mehren. Die Freimaurerei ist ein Product der Freigeisterei — und diese erzeugt Hochmuth, Dünkelhaftigkeit und Irreligiosität, in Folge dessen des Menschen Sinn von Gott abgewendet und das Herz hart und erbarmungslos wird. Mit andern Worten: die Freimaurerei ist der Menschheit Verderben, eine Grube des Lasters, — denn wer zu ihr hält, der wird ein Opfer des Antichristenthums! — — Bauen Sie daher mit ganzer Zuversicht auf die Segnungen der Kirche und meiden Sie jeden Umgang mit diesen häßlichen Menschen. — Ich habe nun meine Mission, Ihnen eine frohe Botschaft zu bringen, erfüllt."

„Die heilige Jungfrau belohne Sie für diesen Dienst der Liebe!" bemerkte die Kranke. „O könnte ich Ihnen dafür ein sichtbares Zeichen der Dankbarkeit geben!"

„Sie wissen, ich habe wenig Bedürfnisse," begann Pater Romualdus, der Kranken näher tretend und mit etwas gedämpfter Stimme. „Als geweihter Diener der Kirche hänge ich an keinen irdischen Dingen. Mein Geist strebt nach Höherem, — meine Seele verlangt nach dem Brod der Kirche, nach dem Labetrank der göttlichen Verheißung! — — — Und doch drängt

es mein Herz, einen stillen Wunsch Ihnen, aber auch nur Ihnen, anzuvertrauen. Ich rechne fest darauf, daß unsere Unterredung niemals vor die Ohren eines Dritten kommt!"

„Mein Wort, mein Wort darauf, edler Wohlthäter!" unterbrach ihn Frau Habermehl in sichtlicher Hast. „Niemand in der Welt soll erfahren, was Euer Hochwürden im Vertrauen mit mir redeten."

„Denn die Welt ist böse," ergänzte Pater Romualdus, „sie würde gewiß wieder in diesem unschuldigen Wunsche Anhaltspunkte finden, hart und ungerecht gegen uns zu sein. — O, die Kirche hat rücksichtslose Gegner und heimtückische Feinde in ungemein großer Zahl, und ihre geweihten Diener haben einen höchst schwierigen Stand. Wir müssen stets gewaffnet sein gegen die Ungerechtigkeiten dieser gottlosen Menschenkinder, denn sie suchen bei Tag und bei Nacht, uns eine Schande anzuthun! — — Und meine Bitte an Sie ist ja nicht der Ausfluß einer bösen Absicht; — — freilich würden aber Freimaurer und ihre irreligiösen Gesinnungsgenossen wieder, Gott weiß was! dahinter finden, woran mein Herz nicht denkt. — — Sie wissen, liebe Schwester in Christo, daß ich mit Ihrer längst verstorbenen Freundin, der Künstlerin Goldbeck, von früher her bekannt war."

„Ich glaube mich erinnern zu können, daß die Arme kurz vor ihrem Tode mit mir darüber redete," bemerkte die Kranke, als Pater Romualdus inne hielt und auf eine Bestätigung seiner Aussage zu warten schien.

„Sie war eine tüchtige Künstlerin," fuhr er darauf fort, „schade um ihr schönes Talent, das durch eine unglückselige Jugendverirrung schon so frühzeitig verloren ging. Sie endete unter den traurigsten Verhältnissen. — — Sie hatte eine Tochter."

„Josephine — sie lebt noch," fiel ihm Frau Habermehl ins Wort.

„Sie lebt noch?" wiederholte der geistliche Herr mit verstellter Ueberraschung.

„Sie war vor einer Stunde hier im Hause!"

„Hier — bei Ihnen?“ fragte Pater Romualdus, durch diese Mittheilung unangenehm berührt.

„Antonie traf sie bei dem Maler Berger!“

„Ah, bei Lukas Berger!“ bemerkte der geistliche Herr mit erleichtertem Herzen. „Sie theilt seine freisinnigen Ansichten, — sie passen zusammen! — — Sie hat ein boshaftes Herz, diese Josephine Goldbeck; — ich habe Sie immer vor ihr gewarnt.“

„Sie war stets mit Antonie entzweit,“ erläuterte die Kranke, „niemals aber hatte sie ihren Groll auch auf mich ausgedehnt. Ich weiß, daß sie mir gut war. — — Sie lebt jetzt unter besseren Verhältnissen als wir. — Sie ist eine überall gefeierte Persönlichkeit geworden, während mein armes Kind, von bitterem Schicksal verfolgt, immer weiter und weiter zurückkam, und auch nicht einen einzigen Triumph zu erringen vermochte, wie diese Josephine. — Ich weiß, daß sie viele Schuld daran hat, — daß sie da und dort dem Talente meiner Tochter feindlich entgegentrat, und mit häßlichem Neid ihr jede Auszeichnung vereitelte. — Ich glaube aber dennoch an ihr gutes Herz! Ihre Mutter war eine so treuherzige Frau, deren tiefes Gemüth mir so vielen Trost zu bieten vermochte, — sollte ihre Tochter so ausgeartet sein, — sollte sie statt der reinen, lauteren Gesinnungen ihrer Mutter Haß und Neid und Bosheit im Herzen nähren, sollte sie ihrer vortrefflichen Mutter so wenig Ehre machen? —“

„So ist es,“ nahm Pater Romualdus wieder das Wort. „Sie haben es selbst erfahren müssen. Ich dächte doch, daß Sie keinen Augenblick weiter über den wahren Character der Fräulein Josephine Goldbeck im Zweifel sein könnten! — Aber ihre Mutter war eine vortreffliche Frau. Auch ich habe ihr ein schönes Andenken bewahrt. Ich kannte sie als Mädchen, — als eine gefeierte Künstlerin.“

„Ihr gutes Herz vergab ihrem treulosen Mann.“

„Noch auf dem Sterbebette betete sie für seine arme Seele,“ fügte der Priester salbungsvoll bei. „Ja, ja, sie war eine unvergeßliche, fromme Christin,“ sagte er dann mit erkün-

stelter Wärme, und fuhr darauf in diesem Tone fort: „Ein Andenken, ein sichtbares Andenken möchte ich an sie besitzen, — es würde mir die Sanftmüthige stets recht lebhaft vor die Seele führen. Ihre wunderbare Gottergebenheit würde mich stets an die Macht des göttlichen Wortes erinnern. — — Sie besitzen ja einen Sessel von ihr; — freilich auch für Sie ein liebes Andenken, — aber dennoch richte ich die Bitte an Sie, liebe Schwester in Christo, mir gegen reichliche Vergütung dieses Kleinod abtreten zu wollen."

Frau Habermehl schien seltsam berührt durch diese Anforderung, denn sie selbst hatte dieses alte Stück Möbel höchst ungern verloren, und war sehr erfreut, als sie von Pater Romualdus erfuhr, daß es ihr wieder zurückerstattet werde. Demungeachtet war sie nicht abgeneigt, ihrem Wohlthäter seine für sie so schwere Bitte zu erfüllen, und ihm, als ein Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, den alterthümlichen, gebrechlichen Sessel zu überlassen. Eben im Begriff, ihre Zusage zu machen, ward sie plötzlich durch Antoniens Dazwischenkunft daran gehindert.

Diese war in unbeschreiblicher Aufregung und fast athemlos in das Krankenzimmer gestürzt, und, wie von einem Mörder verfolgt, in die Arme ihrer Mutter geeilt.

„Ich hab' ihn gesehen, den fürchterlichen Krieger!" schrie sie, „lebendig trat er mir wieder in die fast verwischte Erinnerung. — — Das wilde, leidenschaftliche Gesicht! — wie er erbarmungslos den tödlichen Stahl nach mir zuckte! — Zum Sprechen ähnlich! — er ist's — er ist's! meine Mutter!"

„Fasse Dich, mein Kind! — Hast Du ihn wirklich gesehen? — ich nannte ihn Kreuzritter. — Hast Du auch recht gesehen?"

„Ja, zum Sprechen ähnlich, — es ist dasselbe Gesicht. — Er lebt noch — er lebt. Maler Berger kennt ihn persönlich, — er hat ihn erst heute gesehen, und nach seinem originellen Antlitz, auf dem Dir bekannten Gemälde das Gesicht des wilden, mordgierigen Kriegers gemalt. Im Begriff, unten nach dem kranken Kinde zu sehen, — trat ich in des Malers

Atelier, — welche Ueberraschung — mit unbeschreiblicher Aehnlichkeit ist das Gesicht jenes fürchterlichen Menschen gezeichnet. Es unterliegt keinem Zweifel, er lebt noch, — er lebt hier!"

Pater Romualdus hatte mit steigender Spannung Antoniens Worten gelauscht. Ihre Mittheilung war ihm ein folgewichtiger Wink, der nicht erwünschter hätte kommen können. Unverabschiedet verließ er das Zimmer.

Zehntes Capitel.

Wer nie besucht die Schule der Noth
Und niemals nahgestanden dem Tod,
Der kennt die Selbstbeschränkung nicht
Und nicht des Lebens heilige Pflicht.
Gefahr und Noth, die lehren
Dich Fassung und Entbehren.

Stürmt der Feind in deine Ruh,
Sei ein Blitz, durch Wolken zischend;
Fiel der Feind, sei Wolke du,
Lechzendes Gefild' erfrischend.

C. Dräxler-Manfred.

Die Frau des Malers Lukas Berger hatte das Atelier ihres Mannes wieder verlassen und war in das Krankenzimmer zu ihrem lieben Ernst getreten. Sie traf hier die theilnehmende Freundin, die das Krankenlager ihrer Mutter verlassen hatte, um nicht länger in der für sie peinlichen Gegenwart des Pater Romualdus sein zu müssen. Fieberhafte Hitze hatte sich auf das glühende Gesichtchen des Kindes gelagert und dicke Schweißtropfen auf die Stirn getrieben. Antonie trocknete sie mit einem Tuche ab, indem sie vor dem Bettchen niederknieete. So

traf sie des Malers Frau, welche aus dem Atelier kam und dort ihren Mann und die Sängerin allein zurückließ.

Josephine Goldbeck rückte einen der alten Sessel an die Staffelei des Malers und nahm ihm gegenüber Platz. Das Gemälde hatte ihren Geist mächtig erfaßt und in ihrem Gemüthe die seltsamsten Gefühle geweckt. Der Kindheit rosige Zeit war ihr so frischlebendig vor die Seele getreten; Vergangenheit und Gegenwart wirkten in ihrem ganzen Contraste auf sie ein.

„Ja, das ist Frau Habermehl," hub sie nach einer Weile an. „Wie ähnlich sie ist! — — Sie haben jene blutige Katastrophe ergreifend schön aufgefaßt und meisterhaft ausgeführt, lieber Berger! — — Ha, wie da überall Leben athmet! — Auch Antonie ist getroffen — so war sie als Kind — — ich kann mich ihrer noch ganz wohl erinnern. — Und hier der grausame Krieger, — voll Kampfeswuth und Blutgier! — Ah, mir schaudert! — — — Meister Berger, dieses Gemälde überlassen Sie mir unter allen Umständen. — Sie können es zwar zuvor zu irgend einer Gemäldeausstellung schicken, dort bewundern lassen und dadurch Ihrem Namen Lob und Anerkennung verschaffen, aber an Niemand sonst dürfen Sie es verkaufen, denn ich rechne fest darauf, daß ich als erste Liebhaberin dafür den Vorrang habe."

„Unter allen Umständen, liebes Phinchen," entgegnete der Maler mit Herzlichkeit. „Wir wollen schon des Handels einig werden! Ich fordere nicht zu viel von Ihnen, — — Sie müssen mich billig und gerecht finden! — — — Schlagen Sie ein, — ich will schon jetzt eine Forderung stellen — — und — wenn Sie darauf eingehen wollten, so könnten wir vielleicht noch in dieser Stunde abrechnen!"

„An mir soll es nicht fehlen, — fordern Sie!"

„Mir ist die Seele so erleichtert, seit ich Sie wiedergesehen habe," fuhr der Maler fort, „ich weiß, daß ich durch Ihren Schutz und Vater Kessels Beistand bald wieder zu Ehren kommen und mich aus der Nacht meiner traurigen Verhältnisse heraus winden werde. — Möge der allgütige Gott mir auch

wieder meinen lieben Ernst schenken! — Ohne das Bewußtsein seiner schweren Leiden würde ich den heutigen Tag als einen der glücklichsten meines Lebens preisen! Ist mir's doch, als beginne eine neue Zeit für mich, beleuchtet von der Sonne des Glücks, im Sternenglanz der schönsten und herrlichsten Hoffnungen! Eine gesegnete Zeit für freies ungebundenes Schaffen, um die süßgeträumten Ideale noch zur Ausführung bringen zu können, die wir oftmals zusammen auf der göttlichen Terrasse zu Genua vor unserem geistigen Auge aufgebaut haben. O, wie erfüllt mich dieser mächtige Gedanke mit großen und erhabenen Ideen! Wie erweitert sich meine Phantasie! — wie stählt er meinen Schaffungstrieb! — — Mit Ihnen, gutes, herziges Mädchen! kann ich darüber reden, — denn Sie kennen dieses beseligende Künstlergefühl, das sich mit süßem Wonneschauer in unsere Seele niederläßt und unser Streben nach Höherem und Idealem richtet! — Bei Ihnen kann ich meine ganze volle Seele ausschütten, denn Sie verstehen mich, — wir haben ja schon vor sieben Jahren hierüber unsere liebsten Gedanken ausgetauscht! — — Und wenn ich so mit Ihnen rede, da ist es mir gerade, als lebte noch meine theuere Lusiana, — als redete ich mit der Verstorbenen, wie vor langer, langer Zeit! — Sie haben jenes ihr eigene Gefühl für künstlerisches Schaffen, jene begeisternde Theilnahme, die für den wahren Künstler ein nie zu entbehrendes Bedürfniß ist, — die seine Phantasie weckt und ihn mit dem Ernst des Lebens versöhnt. Darum wollen wir den alten, lieben Verkehr von vormals wieder auffrischen und recht viel mit einander verkehren!"

„Ja, das wollen wir, lieber Berger!" rief die Sängerin, von der Macht seiner Ideen und durch seine Begeisterung fortgerissen, lebhaft seine beiden Hände ergreifend.

„Ja, das wollen wir mit ganzer Seele!" fuhr Berger fort. „Wir wollen uns gemeinsam zu idealen Leistungen anfeuern, — vielleicht segnet Gott unsere Bestrebungen mit einem beglückenden Erfolg. Sie auf der Bühne als vollendete Künstlerin — — als lebendige Darstellerin der tiefsten Gefühle und gewaltigsten Leidenschaften, — als eine Meisterin der höheren

Gesangskunst! — — — Ich, mit dem Pinsel, als Schöpfer unsterblicher Meisterwerke, die mich werth machen, mit andern großen Männern genannt zu werden! — — Ach, werde ich es auch noch zu dieser Vollendung bringen? — Wird mir und kann mir auch der Lorbeerkranz der Unsterblichkeit werden?"

„Er muß Ihnen werden, Meister Berger!" entgegnete die Sängerin mit Lebhaftigkeit. „Wurden Sie nicht in Genua mit den ersten und vorzüglichsten Künstlern genannt? — Wurden Ihre Werke nicht überall bewundert und von tüchtigen Kunstkennern mit schwerem Geld bezahlt? — Fühlen Sie nicht selbst, daß Sie kein Stümper waren und in sich die Fähigkeit hatten, noch einmal etwas Tüchtiges leisten zu können?"

„Ja, ja, — ich hatte den guten, ernsten Willen, der Nachwelt bleibende Andenken an mich und mein Streben zurück zu lassen. — Wie anders ist es aber gekommen! — — — wie niedergebeugt, wie tief herabgekommen quäle und härme ich mich jetzt ab!" bemerkte der Maler schwermüthigen Herzens und mehrere Mal über das bleiche Gesicht fahrend, setzte er seiner ernsten Betrachtung hinzu:

„Ja, mein liebes Kind! wie einen doch die Verhältnisse schwer darnieder drücken können! — — Das Unglück hat zwar schon oft im Leben große, verdienstvolle Männer geschaffen, — das Elend aber hat noch mehr als Opfer gefordert! Wo Noth und Verzweiflung eingekehrt sind, da kann sich unmöglich eine Künstlernatur frei und ungehindert entfalten, — wo Nahrungssorgen und häuslicher Unfrieden am Herzen nagen, da können die Ideale des Lebens keine Verkörperung erlangen! — Das war eine andere Zeit, als wir in Genua lebten, die herrlichen Abende gemeinsam verbrachten, Kunst und Leben unsere Seelen umschlang und die gottvollsten Pläne unsere Phantasie erregten. Gesang und Tanz, Scherz und Ernst, Frohsinn und ideales Streben — wie wechselten sie Tag für Tag in süßer Harmonie! — — — O Gott, welch ein Contrast! — — Wie bin ich so arm und elend geworden!" —

„Nur Muth, Muth!" — rief die Sängerin mit kräftiger Stimme, als sie merkte, welchen niederdrückenden Einfluß solche

Erinnerungsgedanken auf ihn äußerten. „So lange der Mann sein Selbstvertrauen nicht verloren hat, so lange vermögen ihn auch die Schläge des Schicksals nicht ganz darnieder zu drücken, — und so lange der Künstler seinen Idealen nicht untreu wird und in seinem höheren Streben nach ihnen muthig beharrt, so lange lacht ihm auch noch die Krone der Unsterblichkeit!"

„O Italien, Italien, du schönes, heiteres Land!" hub der Maler mit zitternder Stimme und tief ergriffen an. „Du Land der Gesänge und Künste! seit ich deine reizenden Landschaften, deine denkwürdigen Kunstschätze und deinen herrlichen azurblauen Himmel verlassen habe, seidem ist das Glück mir untreu geworden! — — Die Gunst eines kunstliebenden, feingebildeten Fürsten rief mich hierher an eine ehrenwerthe, sichere Stellung! Eine sichere Stellung! — — sie ist dem Künstler ein beglückendes Lebenselement für alles höhere Schaffen! Sie breitet über sein Dasein jene wohlthuende Ruhe aus, die mehr ist als heitere Sorglosigkeit! — — Der Abschied vom lieben, theuren Heimathlande hatte den Keim des Todes in das Herz meiner unvergeßlichen Lusiana gelegt; — sie krankte und krankte — — bis der Tod sie aus unserer Mitte nahm und sie ins Reich der Seligen einführte. — — — Die Noth meiner armen Kinder, — ihre Mutterlosigkeit auf der einen und meine Unfähigkeit ihnen eine heilsame Stütze sein zu können, auf der anderen Seite, bestärkten mich in der Nothwendigkeit, durch Wiederverheirathung meinen armen, verlassenen, unmündigen Kindern eine Mutter wieder zu geben. So kam es denn, daß ich nun in zweiter Ehe lebe. — — — Bald nachdem meine Lusiana das Zeitliche gesegnet hatte, brach das Unglück mit aller Gewalt über uns herein. Schon die lange Krankheit meiner Frau erschöpfte meine Kasse bis zur Neige, — bald darauf wurden die Kinder abwechselnd krank. Ich war genöthigt, ein kleines Kapital gegen schweren Zins aufzunehmen."

„Bei Leo Altberger, dem Erzwucherer! dem Freimaurer!"

„Wir waren in den Tagen des Glücks gute Freunde! Er war Freimaurerbruder, und dieser Umstand bewog mich, ihm mein ganzes, volles Herz auszuschütten. Er reichte mir die

Bruderhand! — sie kam mich theuer zu stehen! — — Da ward die Untersuchung gegen mich eingeleitet! — — Wohl hatte ich in schwachherziger Verblendung und durch das harte Unglück, das mich Schlag auf Schlag traf, angeregt, mit geringerer Aufmerksamkeit wie ehedem meinen Dienstverrichtungen obgelegen, woraus mir jedoch kein so fürchterliches Ungemach erwachsen wäre, wenn es nicht mein Vorgesetzter, der Archiv- und Galleriedirector, Freiherr von Wimelsch, darauf abgesehen hätte, mich ins Verderben zu stürzen. Zunächst mag wohl dessen Schwager, der Medicinalrath Winterstein, die erste Anregung hierzu gegeben haben, als ich ihn, um mir den Hausfrieden zu erhalten, eines schönen Tags alles Ernstes vor die Thüre setzte."

„Ah, das finde ich recht." jubelte die Sängerin. „Ich habe davon gehört. Er kannte Ihre jetzige Frau von früherher und glaubte auch bei Ihnen, wie er dies anderwärts zu thun pflegt, den angenehmen Hausfreund abgeben zu können. — Ich gönne ihm diese scharfe Lection, die ihn damals in der Sommerresidenz so lächerlich gemacht haben soll."

„Sie haben recht, man sprach viel darüber und billigte mein Verfahren. — Von dieser Zeit an trat die mir schon von allem Anfang an gezeigte Abneigung des Freiherrn von Wimelsch immer lebhafter, sichtbarer und fühlbarer hervor. Er schmiedete sogar mit meinen Untergebenen und dem Dienstpersonal ein Complot gegen mich, das meine sämmtlichen Dienstverrichtungen überwachen und das kleinste Versehen oder die leiseste doppelsinnige Redensart zu Protocoll geben mußte. So von allen Seiten mit elenden Spionen umgeben, konnte ich meinem verhängnißvollen Schicksale nicht mehr entgehen. — Er, der unbedeutende Mann, der durch eine reiche Heirath erst zu Vermögen und durch seine niederträchtige Augendienerei zu seiner jetzigen Stellung gekommen ist, er fand es nicht unter seiner Würde, sich des gemeinsten Mittels zu bedienen, um mich zu stürzen! — Wohl war ich ihm ein Dorn im Auge. — Die ganze Welt kennt ihn als eitlen, gefallsüchtigen Schwachkopf, der bei aller Geistlosigkeit einen Hochmuth und Stolz zur Schau

trägt, die ihn in den Augen eines jeden denkenden Menschen lächerlich machen. Ich war ihm in vielen Stücken überlegen. Seine Kunstbegriffe sind noch sehr in der Wiege. Wohl zeichnet und malt er zuweilen kleine Landschaften und Schlösser und Ruinen, aber voll Schülerhaftigkeit, — und seine bei Schulheim herausgekommenen allegorischen Bilder und Randzeichnungen zu verschiedenen deutschen Gedichten wimmeln von groben Schnitzern und Nachzeichnungen Anderer und gestohlener Ideen. Dazu kam noch der für mich verderbliche Einfluß seines Schwagers, — dessen beabsichtigte Rache an mir vollbracht wurde. Auch Frau von Wimelsch, eine Badenserin, eine unansehnliche Persönlichkeit, — stolz, eingebildet und dabei boshaft bis zum Exceß, war nicht ohne Einfluß geblieben. Lusiana machte sich nicht viel aus ihr, und ich mochte sie wegen ihres falschen Characters nicht weiter leiden, was sie veranlaßte, fortwährend bei ihrem Gemahl gegen mich zu intriguiren. Sie sehen, mein liebes Phinchen, es hatten sich alle Verhältnisse gegen mich gewendet, denn wer es mit Intriguanten und eiteln Frauen verdirbt, der fällt als ein Opfer ihrer Rache, — da hilft kein Klagen, kein Jammern, kein Wimmern! — — — Ich war mit einem Mal in wenigen Tagen ein armer, armer Künstler geworden, der außer seinem Talente nichts weiter sein Eigenthum nennen konnte. Schweres Hauskreuz hatte uns Schulden auf Schulden aufgebürdet, und als ich nun gar um meine Stelle kam, da stürmten die Gläubiger von allen Seiten mit gerichtlichen Klagen auf mich ein, und ehe ich mich versah, war fast meine ganze Einrichtung ein Opfer ihrer Ansprüche geworden. Nur Weniges konnte ich mir erhalten. — Auf solche Weise aus meinen sonst glücklichen Verhältnissen gerissen, — mit aller Absicht mich zu verderben, in aller Bosheit und Unmenschlichkeit mein Unglück wollend, — so niederträchtig um Stellung und Ansehen und Ehre gebracht, habe ich mich vom Gedränge der Welt zurückgezogen und hier in Armuth und Elend eine jämmerliche, fürchterliche Existenz gefunden."

„Armer, armer Berger! sagte die Sängerin tief ergriffen. Thränen standen in ihren Augen. Das traurige Schicksal ihres

hochverehrten Freundes ging ihr recht sehr nahe. „Daß Ihnen aber kein Freund beistehen konnte! — Sie sind Freimaurer, warum wendeten Sie sich nicht Hilfe suchend an eine Loge, die Ihnen vielleicht zu einer andereren Stellung verholfen hätte? — — In einer andern Stadt, unter anderen Menschen, — wo man Sie und Ihr trauriges Schicksal nicht kannte, — dort wäre Ihnen gewiß wieder eine sichere Existenz geworden!"

„Sie haben Recht, meine liebe Freundin," entgegnete Lukas Berger, „Sie haben Recht! Auch ich dachte hieran und unterließ es nicht, in diesem Sinne Schritte zu thun. — Damals lebte in Leipzig einer meiner besten Freunde, ein strebsamer, unternehmender Mann, Vorsteher einer artistischen Anstalt, mit Namen Franz Otto. An ihn wendete ich mich in meiner hilflosen Lage. Ich hatte nicht umsonst auf seine alte, treue Freundschaft gerechnet, er stellte mir in der That eine passende Stellung in Aussicht. — — Doch aufs Gerathewohl überträgt man keinem weltfremden Menschen die Verwaltung einer bedeutsamen Stelle. Man erkundigte sich nach meiner Persönlichkeit, nach meinen Verhältnissen, nach meinem früheren Wirkungskreis und warum ich diesen verlassen hatte. Wäre mir das Glück günstig gewesen und diese Erkundigung bei einem Manne von wahrer Hochherzigkeit und Menschenliebe, anstatt bei einem elenden Schwätzer, eingezogen worden, so stünde es jetzt besser mit mir, — meine schon so gut wie sichere Verwendung als Redacteur einer illustrirten Zeitschrift wäre mir nicht noch nachträglich verloren gegangen. Und gerade habe ich diese traurige Wendung meiner Verhältnisse einem Bruder Freimaurer zu verdanken."

„Nicht möglich! — unerhört!" rief die Sängerin sichtlich entrüstet. „Ein Freimaurer! — Hab' ich mir doch immer sagen lassen, die Freimaurerei beabsichtige Edelsinn, Hochherzigkeit und Humanität überall hin zu verbreiten, und sie zur Geltung zu bringen, das sei ihr schönster und höchster Beruf."

„Das will und erstrebt auch die Freimaurerei, meine Liebe!" entgegnete Maler Berger. „Die Grundsätze der Maurerei, ihr Streben, ihr hoher Beruf und ihre gewichtige Berechtigung in

der menschlichen Gesellschaft, — sie alle habe ich keinen Augenblick verkannt, wenngleich ich durch die Freimaurer selbst nur Schmerzliches erfahren mußte. Die Freimaurerei setzt bei den einzelnen Brüdern einen solchen Grad von Wohlhabenheit voraus, daß keiner dem andern zur Last fällt; so mauern sie in aller Bequemlichkeit an dem Bau der Humanität und pflegen meistens mehr ihre materiellen als geistigen Bedürfnisse. So denken gewöhnlich die Freimaurer, anders aber denkt die Freimaurerei! Ich bin ein lebhafter Anhänger ihrer erhabenen Principien, — aber von den Freimaurern mag ich nichts mehr wissen! — — Es war zur Zeit der Leipziger Herbstmesse, als mir die erwähnte Stelle in Leipzig in Aussicht gestellt wurde. Leo Altberger war damals gerade zur Messe. Franz Otto kannte ihn und wies den Verleger jener illustrirten Zeitschrift zur näheren Erkundigung an ihn. Er erwartete von meinem Freunde und Ordensbruder eine milde und nachsichtige Beurtheilung meiner Verhältnisse und daß er mit brüderlicher Schonung Stillschweigen über dasjenige üben werde, was, ohne die Wahrheit zu beeinträchtigen, eben nicht gesagt werden müsse. Aber wie arg verrechnete er sich! Anstatt mir in meiner unglücklichen, verzweiflungsvollen Lage beizustehen und durch ein freundliches Bruderwort meine Bewerbung und die Bemühungen meines treuen Franz Otto zu unterstützen, erzählte Leo Altberger nicht nur bis ins Kleinste meine hiesigen Verhältnisse, sondern brachte auch all die häßlichen Nachreden des schwatzhaften Publikums in einer Weise bei, daß man an deren Richtigkeit keinen Augenblick zweifeln konnte und in Folge dessen mir ein Anderer vorgezogen wurde."

„Der Abscheuliche! — Solche Maurer! — Wer sollte das denken!"

„Ich will an den Freimaurer noch keine derartige Forderung stellen — — aber von einem Freunde sollte ich doch erwarten dürfen, daß er mir ein eifriger Fürsprecher sei! — So ging mir diese und auf ähnliche Weise jede andere Aussicht auf eine sichere Existenz verloren. In meinen glücklichen Tagen fanden sich unzählige Freunde bei mir ein; ich habe später keinen

einzigen wiedergesehen. — Man mied mein Haus, — man verleugnete mich, — man redete von mir, wie von einem fremden, weltfremden Menschen! — Das schnitt mir Anfangs tief, gewaltig tief in die Seele, und brachte mich fast zur Verzweiflung, — — aber nach und nach dachte ich ruhiger und kälter über dieses unwürdige Betragen, — ich sammelte mich und verabscheute so jämmerliche Menschennaturen! — Zieht hin, ihr Undankbaren, ihr falschen Freunde und herzlosen Logenbrüder! — Gott schenke mir gesunden Muth und unverwüstliche Ausdauer, so wird auch noch einmal eine bessere Zeit für mich kommen! So dachte ich damals. Aber wir selbst sind nicht Herr und Gebieter über unsere Lebensrichtung, — unüberwindliche Verhältnisse stemmen sich uns oftmals gewaltsam entgegen und zerstören unser bestes Vorhaben mit erbarmungsloser Härte. — — Keinen meiner Pläne vermochte ich auszuführen, — meine Hoffnungen wurden mir sämmtlich vereitelt. Ich war in Armuth und Dürftigkeit für die Augen der großen Welt verloren, und in meinem Elend schon längst von meinen besten Freunden vergessen worden."

„Ja, — aber um als ein verjüngter Stern wieder in ihr Gedächtniß zu treten!" rief die Sängerin mit Herzlichkeit, in der Absicht, seinen ernsten, schwermüthigen Gedanken eine andere Richtung zu geben. „Und was ich dazu beitragen kann, — es geschieht mit frohem, freudigem Herzen! — Zunächst müssen Sie aus dieser Wohnung heraus. Ich werde Ihnen noch heute für eine passende sorgen. Bei der Welt macht das äußere Auftreten den entscheidenden Eindruck. Eine ärmliche, dürftige Wohnung stößt ab, und Ihr Ruf als Künstler leidet nun einmal an diesem freilich sehr kleinlichen Vorurtheile. Umgeben Sie sich mit dem Schein einer gewissen Wohlhabenheit, so wird Ihr ganzes Erscheinen mit anderer Theilnahme aufgenommen, als wenn schon Ihr Aeußeres auf Armuth und Dürftigkeit schließen läßt. Und gerade die sogenannte vornehme Welt, die doch eigentlich nur Ihre Kunstwerke zu schätzen weiß und in der Lage ist, sie gebührend zu bezahlen, gerade sie meidet am meisten, mit der

Hütte des Elends in Berührung zu kommen, — gerade sie unterliegt einem Vorurtheil, das Ihren Schöpfungen niemals Gerechtigkeit widerfahren läßt. — Machen Sie einen guten Kauf, lieber Berger, so knüpft sich an das Gut Sonneberg vielleicht das schönste Glück für Sie. — Auch wird Ihnen dieses Gemälde einen Verdienst zuwenden, der Sie aus der drückenden Lage Ihrer Verhältnisse mit einem Male herausziehen kann. Wieviel brauchen Sie, lieber Berger, — wie viel ist Ihnen dieses Kunstwerk werth, — ich werde noch heute den entsprechenden Betrag an Sie auszahlen lassen!"

„Liebes, gutes Mädchen!" sagte Maler Berger, und Thränen der Freude und Rührung traten in seine Augen. „Es bedarf Ihrer Bemühungen vors Erste noch nicht. — Das Gemälde ist Ihnen durch seine geschichtliche Bedeutung werth; denn Frau Habermehl lernte durch jenes unglückselige Ereigniß Ihre Mutter kennen, sie fand an ihr eine theilnehmende und treue Freundin. — — Wie die Mütter den Bund der reinsten Freundschaft schlossen, gleichzeitig begann in den Herzen der beiden Töchter eine ungerechtfertigte Feindschaft zu entkeimen. Jahre sind dahingerollt, ohne daß eine Versöhnung angebahnt oder eine gegenseitige Verständigung erzielt worden sei. — — Es ist nicht recht, wenn sich zwei gute Menschen feindlich gegenüber stehen! es ist Sünde, wenn sie in Haß und Feindschaft verbleiben. — Durch Frau Habermehl auf die Idee, in diesem Gemälde eine Episode ihres Lebens künstlerisch darzustellen, geführt, glaube ich, für Sie und Antonie in demselben die herrlichsten Anknüpfspunkte einer gegenseitigen Aussöhnung gefunden zu haben."

„Herr Berger!"

„Wir sind des Kaufs einig, liebes Phinchen," fuhr der Maler, die Unterbrechung nicht achtend, in der vorigen Weise fort. „Sie sagten, daß Sie das Gemälde gegen jede preiswürdige Forderung nehmen würden. Ich verlange gewiß nicht zuviel, wenn ich die Versöhnung zweier guten Menschen als Verkaufspreis beanspruche. Beginnen Sie ein hochherziges Werk der Menschenliebe, das Ihrem Herzen Freude und Ihrem

Charakter Ehre macht, und versöhnen Sie sich mit meinem lieben Tonchen."

„Lassen wir das, lieber Berger. — Sie haben meinen Entschluß schon vorhin gehört."

„So versuchen Sie es doch wenigstens einmal, freundlich gegen Antonie zu sein. Sie hat ein gutes, versöhnliches Herz, ich bin überzeugt, daß sie Ihnen mit Liebe und Aufrichtigkeit entgegen kommt."

Auf die Sängerin machte diese Wendung ihrer Unterhaltung einen durchaus unangenehmen Eindruck. Sie war eben im Begriff, sich zu erheben und allen weiteren Erörterungen aus dem Weg zu gehen, als Frau Berger mit Antonie in das Atelier trat.

Gleich ihrem Manne hatte Frau Berger an dem Werk der Versöhnung gearbeitet. Wenngleich Antoniens Gemüth durch die Unterhaltung mit Pater Romualdus etwas nachgiebiger gegen Josephine gestimmt war, so ließ ihr Stolz und die Erinnerung an das ihr durch sie gewordene Weh und Ach keinen Augenblick zu, die Hand der Versöhnung zu bieten.

„Habe ich sie jemals herausgefordert?" entgegnete Antonie auf die liebreichen Einwendungen der Frau Berger. „Ich bin ihr überall aus dem Wege gegangen, und habe ihr absichtlich keine Freude verdorben, so wenig auch mein Herz sich zu ihr hingezogen fühlte. Wie anders handelte sie gegen mich! — Sie hat mit herzloser Absicht meine ganze Lebensbahn zerstört, meinen Frohsinn vernichtet und mein Glück unmöglich gemacht! Wie kann ich ihr liebevoll und freundlich begegnen, wenn ich daran denke, daß sie es war, die meine Leistungen unterdrückte, meinen Ruf gefährdete und mir die Seligkeit der Liebe gewaltsam aus dem Herzen riß! — wenn ich daran denke, daß ich, hätte sie nicht mit den gehässigsten Intriguen an meiner glücklich begonnenen Künstlerlaufbahn gerüttelt, heute wie sie Triumphe feiern würde, und alsdann nicht unter Armuth und Elend meine Tage vertrauern müßte! — ja, wenn ich daran denke, daß sie sich unseres fortwährenden Unglücks freuen konnte — — o, da tobt und wüthet es gewaltig in meiner Brust und die Ver-

zweiflung treibt mich fast bis zum Wahnsinn! — Darum lassen Sie uns, jedes seine eigene Straße wandern; wir werden uns wohl nie und nimmer vereinigen! — — Ich mag sie nicht, — ich kann sie nicht leiden!"

Diese, nicht ohne Leidenschaftlichkeit gesprochene Entgegnung hielt Frau Berger nicht ab, unermüdlich darnach zu streben, Antoniens Herz ruhiger zu stimmen; und als sie dasselbe einer Versöhnung weniger abgeneigt als vorher fand, glaubte sie den günstigen Zeitpunkt einer persönlichen Begegnung vorhanden, und trat unter irgend einem Vorwand mit Antonie in des Malers Atelier.

Antonie vermuthete Josephinens Anwesenheit nicht mehr, — sie trat, als sie dieselbe gewahrte, wieder zurück. Da jedoch des Malers Frau die Thüre bereits geschlossen und Lukas Berger sich gegen Antonie gewendet hatte, so mußte sie bleiben und ihre leidenschaftliche Erregung zu verbergen suchen.

„Ah, Sie kommen wie gerufen," redete sie der Maler an, „Sie haben doch lange nicht mehr nach meinem Gemälde gesehen und sich nach seinem Gedeihen erkundigt. — Ich habe nun endlich auch in dem originellen Gesichte eines hiesigen Gärtners den entsprechenden Kopf des Kriegers gefunden. — Ich kann natürlich das Antlitz jenes wuthentbrannten Soldaten nicht treffen, so lebhaft Sie mir auch dessen Gesichtszüge ausmalten, aber ich glaube die Leidenschaft und Blutgier jenes Menschen richtig aufzufassen und in dem Gesichte des Gärtners auch einen glücklichen Vorwurf zu gelungener Ausführung gefunden zu haben."

Antonie hatte sich während dieser Worte der Staffelei des Malers genähert und ihr Auge auf das Gemälde gerichtet. Noch waren des Kriegers Gesichtszüge nur in groben Umrissen wiedergegeben, aber erkenntlich und deutlich genug, um sich von ihnen eine klare Vorstellung machen zu können. Plötzlich fällt ihr Blick auf sie, auf diese neue Schöpfung, deren Ausführung dem strebsamen Künstler so viel Sorge gemacht hatte. Ein gellender Schrei war die nächste Folge des gewaltigen Eindrucks. Mit weit aufgerissenen Augen hatte sie nach dem Antlitz des Kriegers

geschaut, dann mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckt, als wollte sie mit ihrem vollen Erinnerungsvermögen noch einmal jene schreckliche Katastrophe durchleben, oder sich jenes schreckliche, wilde Soldatengesicht recht lebendig vergegenwärtigen; dann fuhr sie mit Blitzeseile auf, indem sie sich selbst vergessend rief:

Er ist es! — er ist es! — Wie ähnlich, wie schrecklich, fürchterlich ähnlich! — — Ja, ja, so waren seine starren Augen! — — so, ganz genau, so waren seine Gesichtszüge! — O, Gott wie schaudert mir! — Er ist es! — leibhaftig, wie er damals aussah! — — Nur nicht ganz so alt — einige Jahre jünger! — — Ja, ja, — es ist der Kreuzritter!"

Mit diesen Worten hatte sie eiligen Schritts und in wilder Leidenschaft das Zimmer verlassen und war hinauf zu ihrer Mutter geeilt, wo wir zu Ende des vorigen Capitels mit ihr zusammengetroffen sind.

Voll Erstaunen sahen sich die Zurückgebliebenen an. Nicht ganz ohne Schauern erkannten sie hier ein wunderbar merkwürdiges Zusammentreffen, die sichtbare Hand der ewigen Vorsehung.

Noch ehe sie ihre Gedanken hierüber auszutauschen vermochten, hatte eine andere Begegnung ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen.

Der Kunstschreiner Reitzler war ohne vorheriges Anklopfen mit frömmelnder Miene ins Zimmer getreten, ohne die Stubenthüre hinter sich zu schließen. Nach einigen Bücklingen begann er in seiner eigenthümlichen Weise:

„Ich bin gekommen, dem Herrn Maler Berger hiermit die Miethe zu kündigen. — Es liegt in meiner Absicht, künftighin nur Leute meines Glaubens und meiner Grundsätze aufzunehmen. Ich werde eine Stiege höher dieselbe Eröffnung machen."

Der Maler war über diese Botschaft zu Anfang etwas verblüfft und seine Frau sichtlich erschrocken, während die Sängerin, durchaus angenehm berührt, das Wort nahm und fragte:

„Wie lautet Ihre Kündigung? — wann hat Herr Berger

dieses Logis zu räumen, ohne Ihnen einen weiteren Miethzins schuldig zu sein, als den bis zu seinem Auszug?"

„Der Herr Maler kann ausziehen, wann er will; — je eher, je lieber," entgegnete der Kunstschreinermeister, über die bittere Einsprache der Sängerin erzürnt. „Um solche Miethsleute macht man nicht viel Aufhebens!"

„Ein solches Logis aber ist nicht werth, daß es ein ordentlicher Mensch bewohnt," diente Josephine gereizt. „Nehmen Sie den Vollzug der Kündigung innerhalb acht Tagen an?"

„Ei, mit dem größten Vergnügen!"

In demselben Augenblick erschien Pater Romualdus unter der Thüre. Da die Sängerin gegen den Miethsherrn sprach, so sah sie ihn zuerst von allen Uebrigen. Auch der geistliche Herr hatte Josephine gesehen und erkannt, — und wollte sich wieder unbemerkt zurückziehen, als sogleich die Sängerin den gebotenen Augenblick benutzte und sich an Pater Romualdus wandte:

„Ah, Pater Romualdus!" rief sie mit lächelnder Miene. „Sie können hier ein gutes Werk stiften und die Kündigungsbedingungen dieses Hauseigenthümers bezeugen helfen."

Bei Nennung des geistlichen Herrn richteten Alle ihre Blicke nach der Thüre.

„Gelobt sei Jesus Christus!" murmelte der Kunstschreiner und beugte ehrfurchtsvoll das Knie.

„Bis in alle Ewigkeit, Amen!" sagte Pater Romualdus und trat grüßend in des Malers Atelier. Mit stillem Erstaunen hafteten seine Augen auf dem Gemälde, und als er die erst angedeuteten Gesichtszüge des Kriegers gewahrte, zuckte er vor Ueberraschung zusammen und konnte fast kein Wort mehr hervorbringen. Denn ihm ward mit einem Male, als läge in diesem verwilderten Antlitz die Familienähnlichkeit mit irgend einer ihm höchst bedeutsamen Persönlichkeit, — — ja ihm kam es vor, als hätte er dieses Gesicht im Leben schon einmal gesehen. — — Es entstand eine kleine Pause, während welcher Pater Romualdus kein Auge von dem Gemälde richtete, und

sein Geist sich mit dem Gesichtsausdrucke einer ihm vor vielen, vielen Jahren bekannten Person beschäftigte.

„Ich hab's, ich hab's," dachte er bei sich, mit aller Macht seine freudige Erregung verbergend. „Er muß es sein, denn er lebt! — — — Seltsam, seltsam, wenn dieser Kreuzritter und Ferdinand von Goldbeck ein und dieselbe Person wären. — Vorsicht! Vorsicht! — Ich bin auf der Spur!"

Dem scharfen Auge der Sängerin war nicht entgangen, daß Pater Romualdus ein außergewöhnliches und auffallendes Interesse an dem Gemälde und ganz besonders an dem Gesichtsausdrucke des Kriegers nahm. Mit einigem Mißtrauen beobachtete sie daher sein freudestrahlendes Auge und das krampfhafte Zucken seiner Lippen. Es lag ihr ob, ein peinliches Stillschweigen zu unterbrechen.

„Sie sind mir eine Antwort schuldig geblieben, Pater Romualdus," begann sie, zu diesem gewendet. „Sie haben gehört, daß der Hauseigenthümer dem Maler Lukus Berger die Wohnung gekündigt hat, und zufrieden ist, wenn schon innerhalb acht Tagen von seiner Eröffnung Gebrauch gemacht wird."

„Ich habe es gehört!" gab Pater Romualdus zur Antwort.

Zu dem Kunstschreinermeister Reitzler gerichtet, sagte sie mit theatralischem Stolze:

„Sie können gehen, Besitzer dieses alten Hauses!"

Nach einer stummen Verbeugung verließ jener das Atelier.

„Nun, nun — was gibt uns die Ehre, Hochwürden in der Wohnung eines Antichristen zu sehen?" sagte die Sängerin zu dem geistlichen Herrn.

„Ich war bei der kranken Frau Habermehl. Urplötzlich stürzte deren Tochter voll Aufregung ins Zimmer. Nur ein außergewöhnliches Ereigniß konnte ihre Gemüthsbewegung hervorgerufen haben. Da sie von hier kam — —."

„Ich begreife," entgegnete die Sängerin, als Pater Romualdus stockte, „Sie wollten sich nach der Ursache ihrer Aufregung erkundigen. — Sie werden erstaunen zu erfahren, daß eben dasselbe Gemälde, welches Ihr sichtliches Interesse geweckt hat, bei Antonie Habermehl jene fürchterliche Erregung hervor-

rief. Sie hatte in diesem Soldatengesichte eine Persönlichkeit entdeckt, deren blutgieriges Opfer sie vor langer Zeit beinahe geworden wäre."

„Eine ergreifende Katastrophe," begann der geistliche Herr mit Kennermiene. „In der That ein Meisterwerk, Meister Berger! — Ich bewundere Ihre Kunst, — die meisterhafte Darstellung, — die Harmonie, die das Ganze belebt."

„Sie sind sehr gütig, Hochwürden! erwiederte Lukas Berger.

Ehe Pater Romualdus in seiner begonnenen Weise fortfahren konnte, meldete sich ein abermaliger Besuch an.

Nach einem kräftigen „Herein" von Seiten des Malers öffnete sich die Thür und der Verwalter Lobensohn trat ins Atelier.

„Gott zum Gruß!" sagte er, und indem er auf Berger zuging und diesem die Rechte bot, fuhr er fort: „Ich weiß nicht, ob Sie den alten Lobensohn noch kennen, den Verwalter Seiner Durchlaucht, des Herrn Oberhofmarschall von Rosenstein."

„Ah, ich erinnere mich," entgegnete Berger freundlich. „Seien Sie mir herzlich willkommen. Schön, daß Sie auch einmal nach einem armen Künstler sehen."

„Ich komme im Auftrag meiner Herrin, der Fürstin von Rosenstein. — Ich war vorhin schon einmal im Haus. — Da ich aber einige Worte mit Ihnen allein zu reden habe, und mehrere Stimmen in Ihrem Atelier hörte, so ging ich eine Stiege höher, um auch Herrn Roderich Wilhelmi einen Besuch abzustatten. Der glücklichste Zufall ließ mich bei dieser Gelegenheit eine alte, längst todt geglaubte Frau wieder finden. — Damals, als ich sie näher kannte, war sie reich und angesehen. Mir schaudert, wie sie jetzt so arm und krank ist. — — Ja, krank ist die gute Frau, — schwer krank! — — Mein Herz treibt mich mit stürmender Gewalt, ihr Hilfe und Rettung zu bieten. Eilenden Schritts suchte ich unseren Arzt, den Herrn Medicinalrath Dr. von Winterstein, auf —"

„Winterstein?" rief Pater Romualdus erschrocken. „Haben Sie ihn getroffen?"

„Das will ich meinen!" antwortete Lobensohn voll Freude.

„Der Herr Baron war zwar gerade im Begriff, sein Mittagsschläfchen zu machen — — doch als er hörte, meine Herrin wünsche, daß er einer armen, hilfsbedürftigen, schwer erkrankten Frau beistehen möge, da folgte er mir raschen Schrittes hierher."

„Nicht möglich!" sagte der geistliche Herr mit unterdrücktem Zorn.

In diesem Augenblicke hörte man im oberen Stockwerk einen Schrei ausstoßen, und gleich darauf folgte ein herzergreifendes Jammern.

Alle eilten schreckerfüllt und voll banger Ahnung hinauf Ein schweres Unglück mußte passirt sein.

„Meine Mutter! meine liebe Mutter! sie stirbt! — Hilfe! Hilfe! — Hilfe!" hörte man Antonie verzweiflungsvoll rufen.

Die Sängerin hatte am ersten die enge, dunkle Treppe erstiegen. Welch ein Bild des Jammers bot sich ihren Augen dar! Todtenbleich, mit abgemagerten Gesichtszügen lag die Kranke ohnmächtig auf dem Lager, Antonie um sie beschäftigt; mit Thränen in den Augen, außer Fassung und vor Schrecken zitternd fiel sie der Sängerin in die Arme.

„Meine Mutter stirbt! — O, ewiger Gott, steh' mir bei!"

Zunächst am Bett stand einer großer, stattlicher Mann, es war Winterstein.

Stillschweigend hielt er den Puls der Kranken in der Hand. Mit fürchterlicher Gemüthsbewegung sah er die Sängerin, — dann den Maler Berger — und Lobensohn ins Zimmer treten. Ihnen folgte Dr. Canden mit Roderich Wilhelmi.

Wie in stilles Gebet versunken stand in einer Ecke der Kunstschreiner Reitzler. Er war herauf gekommen, um auch der armen Frau Habermehl die Miethe zu kündigen. Auch von ihr ward seine Botschaft ohne besonderes Leidwesen aufgenommen, — ganz anders, als er erwartete.

„Gott wird mit uns sein!" so antwortete die Kranke auf seine Eröffnung. „Er wird uns auch noch zu einer anderen Wohnung verhelfen."

Meister Reitzler war in der Absicht herauf gekommen, um das von seiner Frau geschürte Feuer bei seinen, ihm auf ein

Mal unangenehm gewordenen Miethsleuten austoben zu lassen. Aber überall sollte sein Vorhaben durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall vereitelt werden. Auch hier, im Angesichte des Elends, konnte er seine herzlose Absicht nicht ausführen. Ein leises Klopfen an der Thür ließ ihn nicht wieder zu Wort kommen, und die darauf folgende Scene war für ihn so überraschend, wie sie für die Betheiligten erschreckend und peinigend war, daß er sich möglichst zu verbergen suchte, um seiner Neugierde ungestört freies Spiel lassen zu können.

Kaum hatte Medicinalrath Dr. von Winterstein die Stubenthüre geöffnet und war der Kranken gegenüber getreten, als auch Frau Habermehl den ehemaligen Geliebten erkannte und mit einem gellenden Schrei ohnmächtig zurück sank. Welchen Eindruck dieses Ereigniß auf die Tochter machte, ist dem geneigten Leser bereits bekannt. Händeringend stürzte sie sich auf ihre Mutter, die athemlos und wie todt da lag.

Auch Winterstein überschaute, obgleich er die ehemalige Frau Kessel nicht sogleich wieder erkannt haben würde, alsbald seine kritische Lage. Sein Blick fiel auf Reitzler — es war ihm unmöglich, unbeobachtet, ohne Zeugen das Weite zu suchen. Auch hörte er, daß sich mehrere Personen näherten.

Roderich Wilhelmi und Dr. Canden waren eben im Begriff, in die Wohnung der Frau Habermehl zu eilen, als die Sängerin Josephine Goldbeck der Treppe heraufstürzte und ihnen zuvorkam.

„Was ist geschehen?" rief sie, Antonien in ihren Arm nehmend. „Welch ein fürchterliches Unglück!"

Sie führte das einer Ohnmacht nahe Mädchen zu einem Stuhl, wo sich Frau Berger ihrer annahm, und richtete alsdann ihr Augenmerk auf die Kranke, welche immer noch bewußtlos da lag. Die Sängerin hatte keinen Augenblick den Kopf verloren, mit liebenswürdiger Geistesgegenwart schaffte sie alsbald Rath und Hilfe. War es ihr doch, als müßte sie durch eine große, hochherzige That all das Vergangene ungeschehen machen. Mit allem Eifer nahm sie sich der Kranken an.

Wohlriechendes und stärkendes Wasser führte sie immer bei sich, sie benutzte ihr feines Batisttuch dazu, das Antlitz der ohnmächtigen Frau damit anzufeuchten. In der That gelang es auch ihren Bemühungen, das Bewußsein der Frau Habermehl nach und nach wieder zurückzurufen, um so leichter, als sie Dr. Canden darin auf das Lebhafteste unterstützte.

Für Medicinalrath von Winterstein waren das Augenblicke der bittersten, der fürchterlichsten Qual, wenngleich er voraussetzen zu dürfen glaubte, daß außer Lobensohn Niemand sonst von seinen ehemaligen Beziehungen zu der Frau Kessel Kenntniß hatte. Sie erkannte ihn, — aber eine lange Ohnmacht und die darauf folgende Schwäche machten es ihr unmöglich, eine ihn compromittirende Mittheilung zu geben. Nur das Auge der Sängerin, welches ihm zuweilen einen vorwurfsvollen Blick zuwarf, beunruhigte ihn und vereitelte seinen Versuch, alsbald die Hütte des Elends zu verlassen.

„Sie lebt, Antonie!" rief die Sängerin, als Frau Habermehl endlich die Augen öffnete und ängstlich umher schaute. Ihr Blick fiel auf Winterstein, sie zuckte sichtlich zusammen und schloß ermüdet die Augen wieder.

„Was halten Sie von diesem Zustande, College?" fragte Dr. Canden den Medicinalrath von Winterstein, als die Kranke die Augen schließend einen schweren Seufzer ausstieß.

„Der Puls schlägt in fieberhafter Unruhe," antwortete der Gefragte. „Ich halte dafür, die Kranke für die ersten Augenblicke allein zu lassen. Die Ruhe wird ihr sehr wohlthuend sein und ihre Erholung befördern."

„Mag immerhin der Fall sein, Herr Medicinalrath," entgegnete Josephine Goldbeck, „ich werde die Kranke jedoch nicht eher verlassen, als bis ich sie aus aller Gefahr weiß."

„Ich habe hiergegen nichts einzuwenden," sagte Winterstein, „so werde ich mit den übrigen Anwesenden Sie mit der Kranken allein lassen. — Man hat mich hierher gerufen, — ich glaubte eine schwer Erkrankte zu treffen — — und finde eine Irrsinnige in ihrem periodischen Anfalle!"

„Eine Irrsinnige!" wiederholte die Kranke mit zitternder

Stimme, indem sie das Haupt zu heben suchte und ihn mit starrem Auge ansah. „Irrsinnig — wahnwitzig bin ich nicht! — Gott und die Heiligen mögen mich vor solchem Unglück bewahren. — — — Antonie! mein Kind! — wo bist Du?“

Antonie erhob sich und trat ans Krankenlager der Mutter.

„Theure Mutter!“ sagte sie schluchzend.

„Ich glaube, daß meine Stunden gezählt sind,“ hub ihre Mutter leise an. „Ich fühl' es, das eben Erlebte hat mir tief ins Herz geschnitten. Sterbend freut sich aber meine Seele, weil ich Dich jetzt mit Josephinen ausgesöhnt glaube! — mehr aber noch, weil ich Dir Deinen Vater zeigen kann. — Hier, hier steht er, — — der ehemalige Regimentsarzt Winterstein; — er — er ist Dein Vater!“

„Mutter!“ rief Antonie, sie umarmend.

Die Anwesenden sahen sich voll Erstaunen an.

Kalt und ruhig blieb das stolze Antlitz des Medicinalraths von Winterstein. Mit keiner Miene verrieth er, was in ihm vorging. Nach einer Weile sagte er mit bitterem Lächeln zu Dr. Canden:

„Die Kranke scheint es auf mich abgesehen zu haben, — ich finde es am rathsamsten, sie Ihrer Sorgfalt überlassend, mich zu empfehlen.“

„Man hat Sie doch rufen lassen, Herr Medicinalrath,“ bemerkte Dr. Canden. „Ich weiß nicht, wie ich diese Krankheitserscheinung deuten soll.“

„Wer hat ihn rufen lassen?“ fuhr Frau Habermehl auf. „Nie und nimmer habe ich die Veranlassung dazu gegeben.“

„Ich that es, aus freien Stücken,“ nahm Lobensohn das Wort. „Die Leiden der kranken Frau, ihre dürftige Lage, — Mangel und Elend in allen Ecken und Enden, das Alles zusammen ließ mich keinen Augenblick zögern, schnelle und durchgreifende Hilfe zu schaffen. Und da der Herr Medicinalrath Dr. von Winterstein die Kranke aus früheren Zeiten kennt, so dachte ich: es sei am rathsamsten —“

„Wer sagt, daß ich diese Frau kenne? — aus früherer Zeit kenne?“

„Wie, Sie leugnen auch noch, mit ihr ehemals in näherer Beziehung gestanden zu haben!“ rief Lobensohn mit sichtlicher Entrüstung.

„Anton! — Anton!“ rief die Kranke vorwurfsvoll.

„Ich versichere Sie, wir haben es hier mit einer irrsinnigen Kranken zu thun,“ betheuerte Winterstein, sich zum Weggehen anschickend.

Die Sängerin ahnte den Zusammenhang, und um allen eingehenden Erörterungen, die ja doch zu weiter nichts führen konnten, zu begegnen, mischte sie sich in das für Alle höchst peinliche Gespräch.

„Hier waltet ein bedeutsames Dunkel,“ begann sie, „das sich aufhellen muß; doch ist hier der Ort nicht, Licht in eine Sache zu bringen, die sich nur für die zunächst Betroffenen aufzuklären hat. Auch sind jetzt die Gemüther zu sehr erregt und der Zustand der Frau Habermehl ist ein derartiger, daß ich für's Rathsamste halte, sie allein zu lassen.“

„Schön gesprochen, meine Tochter,“ hörte man die Stimme des Pater Romualdus reden. „Doch bedarf die Kranke vor allen Dingen eines geistlichen Schutzes! Ihre Seele ist verwirrt, — wilde Phantasieen durchsausen fieberhaft ihr Gehirn, — — das heilsame Wort eines geweihten Priesters wird sie trösten und ihre zerrütteten Geisteskräfte auf die rechte Bahn führen. Die Segnungen der Kirche sind ihr jetzt Bedürfniß, ich kenne ihre frommgläubige, gottesfürchtige Seele!“

„Danke schön, danke schön, Hochwürden!“ entgegnete Antonie, indem sie sich aufrichtete und ihr schönes, großes Auge, in Thränen glänzend, nach dem geistlichen Herrn schaute. Aber es lag in ihrem Blicke keine Dankbarkeit für die versprochene Theilnahme und keine Aufmunterung, das priesterliche Vorhaben auszuführen. Wie eine leidenschaftlich wilde Herausforderung schien ihr Blick, dabei voll Vorwurf und Verachtung. Sie schien lange mit einer Antwort zu kämpfen, ehe sie mit erkünstelter Ruhe fortfuhr:

„Wir haben vorhin abgerechnet, Pater Romualdus, — — ich danke für Ihren Beistand. — — Gehen Sie, gehen Sie,

— — ich werde meiner armen, kranken Mutter schon für einen anderen geistlichen Beistand sorgen können. — — Leben Sie wohl!"

„Ich bin mit Dir ausgesöhnt, Antonie!" rief die Sängerin frohlockend. „Recht so, recht so! — Seine Hochwürden waren auch mein Erzfeind!"

„Glaube es gern, denn Sie sind ja jetzt von lauter Freimaurern umgeben!" entgegnete Pater Romualdus. „O', die Brüder werden schon Rath schaffen! Sie lassen Niemand in Noth und Elend untergehen! — Wir kennen das, — Frau Habermehl — — Herr Maler Berger — — Sie selbst vielleicht, Fräulein, können ein Pröbchen hiervon aus Ihrem Leben erzählen! — Gott verzeihe Ihnen!"

Mit diesen Worten hatte er das Zimmer verlassen.

Gleich darauf verließen auch Winterstein und die Uebrigen bis auf Josephine Goldbeck die Kranke.

Dem Maler war der Zusammenhang des Erlebten ein Räthsel geblieben; — so viel er davon erzählen konnte, theilte er Dr. Canden und Wilhelmi mit.

Beide waren ihm in sein Atelier gefolgt, wo sie durch das bewußte Gemälde, seine Entstehung und Bedeutung, gewichtige Anhaltspunkte für ihre Vermuthungen fanden.

So hatte dies einzige Ereigniß große, bedeutsame Nachwirkungen hervorgerufen: Antonie sah ihren Vater, — sie schloß mit Josephinen den unmöglich geglaubten Bund der Freundschaft, — Pater Romualdus erhielt die Gewißheit, daß Kreuzritter und Ferdinand von Goldbeck eine und dieselbe Person sei, — und der Medicinalrath von Winterstein erkannte die Unhaltbarkeit seiner jetzigen Stellung und beschäftigte sich auf dem Weg nach seiner Wohnung mit Plänen, auf welche Weise er sich aus dem Wirrsal verschiedener, ihm höchst nachtheiliger Aufklärungen heraus zu winden vermöge.

Unterdessen waren Josephine und Antonie um die Kranke beschäftigt und suchten die geschwächten Lebensgeister wieder zu beleben.

„Er ist fort, der Elende!" hub die Mutter an, nachdem

sie sich etwas gesammelt hatte. „Er ist fort! — Gott sei's gedankt, daß ich Dir noch vor meinem Tode Deinen Vater zeigen konnte! — Er lebt noch — er war es — — Winterstein!"

„Wir wollen nichts von ihm," entgegnete Antonie, „wir sind an Armuth und Elend gewöhnt, wir wollen arm und verlassen so weiter leben."

Diese mit einiger Bitterkeit gesprochene Resignation schnitt Josephinen tief ins Herz, denn sie fühlte, daß auch sie dazu beigetragen hatte, die Verhältnisse der armen Frau in Rückgang zu bringen. Sie nahm sich vor, nach Kräften das Geschehene wieder gut zu machen. Ein fester Wille beseelte sie bei all ihren Unternehmungen, sie fühlte es im tiefsten Herzensgrunde, daß sie von nun an für Antonie ein guter Stern sein werde.

„Muth, Muth, Antonie!" — rief sie, und mit etwas leiser Stimme setzte sie hinzu: „Er ist in der Stadt! — — Er liebt Dich noch, sonst würde er gewiß schon längst geheirathet haben! — Wir werden davon weiter reden!"

Ein tiefes Roth überflog Antoniens Gesicht. —

Eilftes Capitel.

Der Schuldige büßet, glaub' es, die Schuld zuerst
In sich. Sie fordert Rache; die Nemesis
Wird er sich selbst. O welch ein Ruhbett
Wieget je ein beschwert Gewissen
In sanften Schlaf ein?

v. Herder.

Am äußersten Ende der Altstadt, in einer düsteren Ecke des eng zusammenhängenden Häuserlabyrinths und an die halb verfallene Stadtmauer gelehnt, finden wir das alte, ehrwürdige Invalidenhaus der Residenz; ein Gebäude, dessen Bauart und Einrichtung uns alsbald belehrt, daß es im dreizehnten oder vierzehnten Jahrhundert entstanden, im Laufe der Zeit jedoch vielfältig, je nach Bedürfniß und Geschmack, verbessert oder umgestaltet worden ist, bis es, ursprünglich ein Franciscanerkloster, während des dreißigjährigen Kriegs ein Hospital und nach dem westphälischen Frieden im Gebrauch der städtischen Behörde, vor etwa zwanzig Jahren zu seinem jetzigen Zwecke hergerichtet und erweitert wurde. Wie von Anfang an, für Alte, Schwache und Dienstunfähige bestimmt, waren die Zimmer, Gänge und Treppen des Invalidenhauses weit und geräumig

und auch durch einen drei Stockwerk hohen Anbau in so genügender Zahl vorhanden, daß es seinem jetzigen Zweck in jeder Hinsicht entsprach.

Dem sogenannten Anbau gegenüber stand die Invalidenkirche, welche ehemals durch einen Säulengang mit dem Hauptgebäude verbunden, während eines verheerenden Krieges aber zerstört worden war. Der mäßig große Hofraum mit seinen Platanenreihen, Springbrunnen und Bänken wurde durch einen niedrigen Zaun von dem sich weithin ausdehnenden Garten getrennt. Den Garten selbst umgab eine hohe, mit Schlingpflanzen bedeckte Mauer, die es der Nachbarschaft unmöglich machte, das stille, einsame Leben der alten und kranken Leute zu beobachten. Uebrigens würden dies schon die hohen Bäume mit ihrem dichten Laubwerk nicht gestattet haben, denn der ganze Gartenraum glich, mit Ausnahme eines kleinen, für Gemüspflanzungen bestimmten Theils, einem Wald, von den schönsten Weganlagen durchkreuzt.

Invalidenhaus, Kirche, Hofraum und Garten gehörten seit den Schrecken des dreißigjährigen Kriegs der Stadt, nicht so das daran grenzende Kloster der barmherzigen Schwestern, deren Oberin zugeich auch Vorsteherin des Invalidenhauses ist und als solche mit einigen Ordensschwestern das Hauptgebäude bewohnt. Den Gottesdienst versieht ein alter Geistlicher, ebenfalls ein Insaße des Invalidenhauses, der mit den übrigen Bewohnern der Stadt wenig oder gar nicht in Berührung kommt.

Die Verwaltung dieser heilsamen, durch die Barmherzigkeit eines reichen Katholiken gegründeten Anstalt wird unter der Aufsicht des Stadtraths durch einen aus diesem besonders dazu erwählten Ausschuß, dem nach der Bestimmung des Testators noch ein geistlicher Rath beigegeben ist, verwaltet, während die laufenden Geschäfte, die Buchführung und Rechnungsstellung unter Beihilfe der Vorsteherin durch besondere Beamten besorgt werden. Da mit dem Invalidenhaus zugleich auch ein Hospital für Geisteskranke und Schwachsinnige verbunden ist, das jedoch unter der alleinigen Aufsicht der barmherzigen Schwestern

steht und einen für sich abgeschlossenen Theil des Anbaues ausmacht, so ist in letzter Zeit stets auch ein geschickter Arzt der Verwaltungsbehörde beigegeben worden, der denn auch über das Ganze die Sanitätsaufsicht zu führen hatte.

Auch der alte Baron von Goldbeck bedachte das Invalidenhaus in seinem Testamente reichlich, wenn er einen großen Theil seiner Hinterlassenschaft an die Kirche unter der Bedingung vermachte, daß von den Zinsen die eine Hälfte zu kirchlichen Zwecken, die andere aber zur Deckung der Hospitalitätskosten verwendet werden müsse. Dadurch gewann jedoch die Kirche selbst eine gewisse Oberaufsicht der Verwaltung und der von ihr bestimmte Rath einen Einfluß, dem sich das ganze Verwaltungskollegium willig fügte.

Zur Zeit unserer Geschichte wirkte der Pater Romualdus mit unermüdetem Eifer und herrischer Umsicht im Verwaltungsrath und ließ sich die Leitung der umfassenden Geschäfte des Invalidenhauses sehr angelegen sein. Da dieser fanatische Priester eine ebenso geachtete als hochbegabte Persönlichkeit, die rechte Hand des geistlichen Raths und ein Prediger der absoluten Strenggläubigkeit war, so konnte es sich nicht fehlen, daß sein Einfluß die Seele der ganzen Verwaltung wurde und schließlich in Folge dessen dieselbe ganz und gar seinem Willen oder besser gesagt: der Kirche anheimfiel. Auch war nicht unbekannt geblieben, daß, durch seine Einwirkung bestimmt, der alte Baron von Goldbeck das namhafte Legat ausgesetzt und vorzüglich die Hospitalität dabei bedacht hatte. Seinem Einfluß war es auch gelungen, daß die barmherzigen Schwestern dabei nicht zu kurz kamen; und in der That war es Pflicht und im Interesse der Kirche, diesem Orden jede Unterstützung angedeihen zu lassen, denn er war durch seine sprüchwörtliche Aufopferungsfähigkeit und heilsame Dienstleistung sogar eine Stütze der Kirche, ein laut redendes Beispiel von ihrer oft angefeindeten Duldsamkeit, eine untrügliche Ueberführung und Bestätigung für ihre hohen, dem „Wohl der ganzen Menschheit" zugekehrten Bestrebungen.

Die Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern war eine durchaus erfolgreiche und heilsame. Ohne Unterschied der Re-

ligion, des Standes spendeten sie ihren Beistand; ohne auf die oft sehr erheblichen Gefahren zu achten, leisteten sie ihre theilnehmende, aufopfernde Pflege. Ihr ruhiges, sanftes und gottesfürchtiges Verhalten, ihre lautredende Duldsamkeit und der fromme Eifer ihrer aufopfernden Liebe hatten diesem Orden im Laufe der Zeit auch ein gewisses Ansehen bei Andersgläubigen gegeben, obgleich freisinnige Köpfe und Feinde jeder kirchlichen Genossenschaft mit allem Eifer bemüht waren, dagegen anzukämpfen und namentlich die Aufrichtigkeit des Pater Romualdus in Frage zu stellen. Erst in der letzten Zeit waren verschiedene Vorfälle in das Publikum gekommen, die, wenn sie wirklich stattfanden, das bisherige Vertrauen zu der reinen, lauteren Absicht der barmherzigen Schwestern und namentlich deren Duldsamkeit auf's Empfindlichste erschütterten. Da hierbei jedoch der Name des Pater Romualdus mehr als genug genannt wurde, so suchten die Einsichtsvolleren das ganze Gerede als ein Ergebniß der Feindseligkeit Andersgläubiger hinzustellen.

Mit großem Mißfallen nahm seiner Zeit die Bevölkerung den Orden der barmherzigen Schwestern auf, und erst als sich derselbe durch aufrichtige Menschenliebe und ungetheilte Freigebigkeit auszeichnete, als man sah, daß die alte Harmonie zwischen den verschiedenen Confessionen nicht gestört wurde, erst da zollte man dem aufopfernden, hochherzigen Streben des Ordens die gebührende Achtung. So wuchs er nach und nach in seinem Ansehen und Einfluß und gewann schließlich eine Bedeutung, die ihm Anfangs sogar die Herzen der Andersgläubigen zuführte, jedoch die Liebe sämmtlicher Bewohner auch nach und nach wieder entzog, als Pater Romualdus mit scrupulöser Strenggläubigkeit die Wirksamkeit des Ordens immer weiter ausdehnte und dessen Einfluß für seine fanatische und ausschließlich kirchliche Zwecke bestimmte. Dieser Umstand, der mit jedem Tage deutlicher hervortrat und alsbald auch vielseitig Aergerniß hervorrief, lenkte die Aufmerksamkeit der Bewohner auf die innere Verwaltung des Invalidenhauses, wo die Oberin des Ordens wahrhaft segensreich und heilsam wirkte, so daß auch kein Insasse Grund zu irgend einer Klage hatte, wenngleich nicht in Abrede gestellt

werden konnte, daß sich hier in den letzten Jahren gar mancherlei anders gestaltete und namentlich die Katholiken einen sichtlichen Vorzug genossen.

Pater Romualdus ließ sich die Verwaltung des Invalidenhauses sehr angelegen sein; er besuchte dasselbe tagtäglich, überwachte Küche und Haushalt und ließ sich regelmäßig die betreffenden Bücher vorlegen, welche er zuweilen einer aufmerksamen Prüfung unterzog. Während er so mit lobenswerther Strenge das Wohl des Instituts überwachte, lobte, rügte und verbesserte, während er namentlich die Verdienste der barmherzigen Schwestern hervorhob, zollte er der vorzüglichen Leitung der Oberin niemals eine Anerkennung, geschweige ein öffentliches Lob. Stillschweigend, oftmals mit verletzender Geringschätzung beobachtete er ihr segensreiches Wirken, — erkannte er, daß es ihrem musterhaften Betragen, ihrem herzlichen, wohlwollenden Benehmen gegen Alle ohne Unterschied der Religion, einzig und allein zu verdanken war, wenn der Orden der barmherzigen Schwestern im Allgemeinen eine ungewöhnliche Achtung genoß. Wer sie aber auch sah, die Oberin Agathe, mußte sich durch ihr einnehmendes Wesen, durch ihre aufrichtige Freundlichkeit und ihr liebreiches Entgegenkommen angezogen fühlen. Eines Jeden Herz wußte sie einzunehmen, Aller Theilnahme verstand sie zu fesseln, während ihre Wirksamkeit, Duldsamkeit und Aufopferungsliebe Bewunderung erweckte. Obgleich die Oberin große Sympathie bei der Bevölkerung besaß, so wurde jedoch durch den Einfluß des Pater Romualdus ihre Wirksamkeit sehr in den Hintergrund gedrängt, als derselbe zum General-Vicarius der barmherzigen Schwestern ernannt wurde und gegen allen Gebrauch, wider Gesetz und Recht, gleichzeitig auch noch die Stelle des geistlichen Mitglieds im Verwaltungsrath des Invalidenhauses begleitete. Dieser Umstand war bei den zahlreichen Gegnern der immer kühner werdenden Unduldsamkeit eine schon längst gewünschte, recht willkommene Veranlassung, dem orthodoxen Treiben der Geistlichkeit mit aller Energie entgegen zu treten. Schon waren in verschiedenen Zeitschriften geistreiche und umfassende Aufsätze, für und gegen, herausge-

kommen, schon war der Heterodoxie eine Niederlage bereitet und dem Freimaurerbunde, dieser „Ketzerbande," der Fehdehandschuh hingeworfen worden, noch immer war in dem Verhältniß des Pater Romualdus zum Orden der barmherzigen Schwestern und dem Invalidenhaus in keiner Weise eine Aenderung eingetreten, da sollte ein Ereigniß, das mit dem Verlauf unserer Geschichte in engster Berührung steht, mit einem Mal eine durchgreifende Wendung der Dinge herbeiführen.

Es ist eine wunderliebliche Sommernacht. Das reine Licht des Mondes breitet seinen ruhigen Schein über die Landschaft und malt lange schwarze Schatten in den Reihen der Häuser, goldperlendes Flimmern in dem Spiegel des Wassers; der klare sternbesäete Himmel wölbt sich in majestätischer Pracht über das zur Ruhe gegangene Leben, und das heilige Schweigen, das uns umgibt, erinnert an Rückerts schönes Lied:

— O Herz, empfinde
Der Schöpfung Stille nun,
Und schick' mit jedem Kinde
Der Flur dich auch, zu ruhn.

Aber nicht alle Residenzbewohner dachten und fühlten so, wenngleich die traurig schweigsame Umgebung des Invalidenhauses um diese Zeit einer ausgestorbenen Welt glich, denn in dem belebten Stadttheil war noch vieles Leben; da tummelten sich noch Tausende herum, die angenehme Nachtkühle im Freien zu genießen. In der Altstadt saßen viele Bewohner vor den Häusern zusammengekauert, sich gegenseitig unterhaltend, scherzend, neckend und öfters mit lautem Lachen die Stille unterbrechend, während sich in den Wirthslokalen, den öffentlichen Gärten noch überall ein munteres Treiben zeigte.

Es ist zehn Uhr vorbei; es wird mit jeder Minute ruhiger;

die Zahl der Wirthshausgäste wird geringer, der Heimeilenden Tritte schallen dumpf und verhallen in der Entfernung. Hierin gleichen sich die heiteren Sommernächte: eine fast fühlbare erquickende Ruhe verbreitet sich über die ganze Natur, bis sie im goldenen Osten die strahlende Sonne wieder erweckt.

Im Garten des Invalidenhauses hört man die melancholischen Klänge der Nachtigall, während sich rings um sie herum alles in tiefes Schweigen hüllt; kaum daß ein leises Lüftchen die Blätter der hohen Bäume und dichten Gesträuche bewegt, oder das Aechzen der riesigen Fichten die kleinen Bewohner der Gebüsche erschreckt.

Eine seltsam stille Nacht! Sonst hörte man hier wohl das klägliche Rufen, Seufzen und Wimmern der von der Nacht des Wahnsinns umhüllten Unglücklichen, die in dem angrenzenden Gebäude ein jammervolles Dasein hinschleppen, aber heute ist die Irrenanstalt wie ausgestorben, still — schauderhaft still!

Ob diese geheimnißvoll-bange Stille wohl auf den alten Thorwächter des Invalidenhauses einwirken mochte, als er über den ruhigen Hofraum schritt und ein leises Schaudern seinen Körper durchschüttelte? Er blieb furchtsam bewegt stehen, hielt den Athem an, sah sich ängstlich forschend um und horchte eine Weile, ehe er nach dem Hauptgebäude ging und in der finsteren Hausflur verschwand. War es ihm doch, als habe er leise reden hören — im Garten — im Anbau — oder von dem Kloster der barmherzigen Schwestern her.

Der gute Alte hatte sich in der That nicht getäuscht. Ohne seine Beihilfe sollte der Anbau in dieser Nacht zwei neue unglückliche Bewohner erhalten. Man richtete in aller Stille, ohne daß es Vater Joachim gewahr wurde, zwei wohlverschlossene Zellen her, denn da er eben so rechtlich und ehrenhaft, als fromm war, und sich stets der Oberin mit vollkommenster Treue ergeben zeigte, so fürchtete man, durch ihn verrathen zu werden. Der Thürwächter des Klosters war dagegen zugänglicher, und von hier führte eine Thüre in den Garten des Invalidenhauses, dessen Anbau unmittelbar von da betreten werden konnte.

Wer in das Gewölbe der sogenannten Irrenanstalt gesperrt

wurde, war für das Menschenleben so gut wie gestorben; er war für Alle verschwunden, in einer martervollen, fürchterlichen Einzelhaft. Wer da noch nicht dem höchsten Wahnsinn anheim gefallen ist, der wird in dieser schauderhaften Einsamkeit noch den letzten Funken geistigen Lichts verlieren und bis an sein Ende in die wirre Nacht des Irrsinns starren. So lebendig begraben ist schon Mancher das Opfer dieser Marteranstalt für mißliebige und gefährliche Menschen geworden. Denn nicht bloß wirklich Irrsinnige finden hier eine heilbringende Aufnahme, ihre Ruhe und Pflege, sondern auch vollkommen gesunde Personen können hier, wenn auch wider Willen, festgebannt, aber einem Leben der Qual und Verzweiflung anheimgegeben werden, ohne allen und jeden Verkehr mit der Außenwelt, ein Fluch ihrer eignen Gedanken.

Ein leises Pochen an der Pforte des Klosters gab dem Thürwächter Eucharius das verabredete Zeichen, den begehrten Einlaß zu gestatten. Eine große, stolze Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, betrat das Portal, während der Thürwächter sich tief verneigte und einen ergebenen Gruß stammelte.

„Was gibt's Neues?“ lautete die kurze Frage des späten Besuchs. „Ist Alles besorgt?“

„Alles, Hochwürden!“ gab Eucharius zur Antwort, indem er die Pforte wieder schloß und dem Eingetretenen mit einer Handlampe leuchtend vorantrat.

„So, nun lösche Dein Licht,“ flüsterte jener, als sie in den Hofraum traten, um von da in den Garten des Invalidenhauses zu gelangen. „Der Mond leuchtet so klar, ich finde den Weg schon ohne Deine Begleitung. Es wird nicht lange währen und die erwarteten neuen Gäste werden an der Pforte pochen. Führe sie vorsichtig nach dem Anbau, die Thüre nach dem Garten steht offen.“

Nach einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung kehrte Eucharius zurück, während seine Hochwürden sich raschen und vorsichtigen Schritts nach dem Anbau, der Wohnung jener Unglücklichen, wendeten.

Es dauerte nicht lange, als auf abermaliges leises Pochen

die Pforte geöffnet wurde; diesmal aber zwei Personen das Kloster betraten und sich, die eine von der andern geführt, nach dem Garten des Invalidenhauses begaben. —

„Ich weiß nicht, wohin Du mich führst, aber ich vertraue Dir," hörte man eine Frauenstimme mit einiger Furcht flüstern, als Beide über den stillen Hofraum schritten. „Du wirst Dein Versprechen halten, Wilhelm! — — Du hast mich durch die vielen engen Straßen geführt; durch einen mir völlig unbekannten Stadttheil, wo ich mich nie und nimmer mehr zurecht finden könnte; aber ich zittere nicht an Deinem Arm! — Nein, nein, an Deiner Seite wandelt mich keine Furcht an, denn Deine Liebe beschützt mich und Dein Arm ist stark. — — Aber Du bist so schweigsam, Wilhelm! Reut Dich das mir gegebene Versprechen? War es abermalige Täuschung, als Du mir heute Abend in unvergeßlich süßen Worten die endliche Erfüllung meines höchsten Wunsches versprachst? War Dein Herz falsch und voll trügerischer Absicht, als Du mich auffordertest zum heiligen Akt der Trauung zu so nächtlicher Stunde Dir zu folgen? — in diese schauderhaft stille Einsamkeit! — Wo bin ich, Wilhelm? Dies dunkle Gebäude mit seinen hohen Mauern liegt wie ausgestorben und so grauenhaft vor mir, daß es mich schaudert, wenn ich zu ihm emporblicke! — Du führst mich links — — in einen Garten — — — an der Kapelle vorbei! — Wilhelm, ich beginne mich zu fürchten, mein Herz wird beklommen, meine Nerven zittern! O sprich, geliebter Mann, wo führst Du mich hin? — Das ist nicht der Weg zum heiligen Traualtar, um unserem geliebten Kinde vor aller Welt seinen rechtmäßigen Vater zu geben! — — Seit wir die engen Straßen verlassen haben und durch die düstere Pforte getreten sind, bist Du so schweigsam, kein Wort dringt mehr über Deine Lippen, — — eine fürchterliche Angst bemächtigt sich meiner. O rede, rede — — — das ist keine Hochzeitsfreude!"

Bei diesen Worten war die Geängstigte erschöpft stehen geblieben und schien zusammen zu brechen. Mit Mühe gelang es ihrer Begleitung, sie nach einer Rasenbank zu bringen, wo sie sich alsbald wieder sammelte.

„Fasse Dich, Marie," redete eine gedämpfte Mannesstimme ihr zu, „bald sind wir am Ziele unserer Wünsche, in den Armen eines unfaßlichen Glücks. Die Vorbereitungen sind getroffen, raffe Dich auf, theures Wesen! Bald sind wir an Ort und Stelle!"

„Du sprichst von einem unfaßlichen Glücke, Wilhelm!" lispelte Jene. „Unbeschreibliche Seligkeit und Wonne durchdringt mich, wenn ich daran denke, daß ich mich schon im nächsten Augenblick Dein Weib nennen darf."

Bei diesen Worten blickte sie zu dem stattlichen Manne empor; Thränen standen in ihren Augen und ihre Lippen zuckten krampfhaft.

„Mein theures Weib," sagte er halblaut und mit unsicherer Betonung, „bald sollst Du es sein! Aber folge mir, folge mir, Marie — jede Minute ist kostbar!"

Bei diesen Worten erhob sich die Angeredete rasch und mit unverkennbarer Leidenschaftlichkeit stürzte sie sich laut schluchzend an seine Brust.

„Was ist Dir, Marie?" flüsterte jener mit unterdrücktem Aerger und Theilnahme heuchelnd, „Du zitterst! — fasse Dich! — Nun, da Du am Ziele Deiner Wünsche stehst, nun erschrickst Du vor der Wahrheit Deines Glücks! — Seltsames Wesen! was kann ich thun?"

„Mich erschreckt die Nacht, — Dein ernstes, kaltes Antlitz und das Geheimnißvolle unserer Umgebung! Ich vertraue Dir, theurer Wilhelm, aber dennoch ist's mir, als sollte ich nie und nimmermehr aus diesem Labyrinthe herauskommen. Wie eine schwarze Ahnung erfaßt es meine Seele; verzeihe mir, wenn ich die Wahrheit Deiner aufrichtigen Gefühle verletze, wenn ich Dich kränke! — Ich bin ja ein so furchtsames, schwaches Weib!"

Bei den letzten Worten wankte sie, durch seinen Arm gestützt, langsam weiter. Noch wenige Schritte und sie waren an dem hinteren Eingang des Anbaus. Ein leiser Druck öffnete die Pforte, worauf sie ein langer dunkler Gang aufnahm, der sie bald rechts, bald links führte und an dessen Ende sie ver-

mittelst einer engen Thüre zu der schmalen Wendeltreppe gelangten, die sie in ein oberes Stockwerk führte.

Schweigsam, aber mit sehr beklommenem Herzen war die Furchtsame durch den langen, finsteren Gang gefolgt. Manchmal meinte sie, ein ängstliches Stöhnen zu vernehmen, ein unheimliches Flüstern, bald zur Rechten, bald zur Linken, bald vor sich, bald wieder im Rücken, so daß es sie mit Schauder erfaßte und ihre Glieder vor Furcht leise zu beben begannen, aber sie wagte nicht, dies grauenhafte Schweigen zu unterbrechen. Erst als sie zitternd die Wendeltreppe hinaufgestiegen war, wagte das Weib einen so lauten kläglichen Seufzer auszustoßen, daß sie ihr Begleiter etwas unsanft erfaßte und mit zischender Stimme flüsterte:

„Fasse Dich, Marie. — Unser Vorhaben muß ein Geheimniß bleiben, Du kennst ja die Gründe. — Noch eine Stiege höher und wir sind am Ziel."

„Noch eine Stiege?" lispelte das Weib furchtsam. „Mir ist so seltsam zu Muth! — Gib mir Deine Hand! So, — sie will ich festhalten, — falle ich! vergiß es nie, daß ich Dich auch hinabziehe in den fürchterlichen Abgrund!"

Sie waren noch eine Treppe höher gestiegen. Von dem äußersten Ende des Ganges her vernahm man halblautes Reden, das immer deutlicher und verständlicher wurde, je mehr sich Beide jener Gegend näherten. Jetzt verstummte das Gerede, worauf eine Thüre rechts geöffnet wurde, die in ein kleines Zimmer führte, das durch eine in der Wand angebrachte Laterne spärliche Beleuchtung bekam. Beim Oeffnen der Thüre fiel ein schwacher Schein auf den Gang und ließ zwei Gestalten erkennen, die keineswegs ein Aussehen hatten, um Vertrauen zu erwecken. Das Weib erschrack bei ihrem Anblick sichtlich und folgte mit einigem Widerstreben in den engen, wenig erhellten Raum, dessen Thür sich schloß, sobald sich Beide in demselben befanden.

„Ist das der Tempel, wo wir den heiligen Bund der Ehe schließen wollen?" fragte das geängstigte Weib mit leidenschaftlicher Erregung, indem sie des Mannes Rechte krampfhafter und

mit beiden Händen erfaßte. „Wo ist der Altar, damit wir uns niederknieen können? — wo ist der Priester, damit er uns segne? — Ha — ha! wo bin ich?“ schrie sie plötzlich wild auf, als sei mit einem Mal eine schreckliche, fürchterliche Ahnung in ihrer Seele erwacht, — und nachdem sie sich mit stierem Blick nach allen Seiten umgeschaut und die einfache Einrichtung des Zimmers wahrgenommen hatte, fuhr sie händeringend fort: „Ewiger Gott! — Heilige Jungfrau! — wie schändlich bin ich betrogen! — — Wilh — — —.“ Das Wort erstarb ihr auf der Zunge, worauf sie laut jammernd und allmälig in fürchterliche Leidenschaft und Wuth übergehend, sagte: „Nein, — nein, Deinen Namen spreche ich nie mehr aus! Elender! sind das Deine Versprechungen? Ist so Deine Pflichterfüllung? — Gibst Du so Deiner Tochter einen ehrlichen Namen, indem Du die arme, unglückliche Mutter in die Tobzelle eines Wahnsinnigen sperrst? — — Ja, ja — — eine Tobzelle! — — ich erkenne den Ort! — — ich begreife meine fürchterliche, jammervolle Lage! — — Da ist das einfache Lager, dessen Kissen und Decke angebunden — — der Ofen in einem Drahtkäfig. — — Bin ich denn wahnsinnig? — Nein, nein — ich sehe noch Alles — ich fühle, ich begreife das Rath- und Trostlose meiner Lage! Ich sehe den Urheber meines Elends! — — Ja, ich sehe ihn — ich muß ihn noch sehen, den elenden Betrüger — den Entführer! — den Ehebrecher! — Fluch und Rache über Dein Haupt! — — O mein armes, unglückliches Kind!“

„Man hat für es gesorgt!“

„Was — was — gesorgt! — Hast Du für es gesorgt? — Mir schaudert! — An Deiner Hand klebt Blut! — — Hahaha — auf der Burg Goldbeck! — in der Mordkammer! — — — O mein armes Kind! unter Deinen Händen! — O Gott hilf!“

Sie war bei den letzten Worten laut schreiend auf dem Lager niedergesunken.

„Marie, — so mußte es kommen,“ redete nach einer Weile der Mann besänftigend. „Du wirst Dich in das Unvermeidliche finden. Dein Zustand war schon längst bedenklich, — ich

durfte Dich nicht länger mehr unter vernünftigen Menschen leben lassen."

„Ha! weil ich Deine Schandthat verrathen haben würde!"

„Weil Deine fixen Ideen meinem ehrlichen Namen schaden konnten. — Du redest von einer Tochter — — Du hast nie eine besessen, Marie."

„Wie — was — — — ich keine Tochter besessen? — Heilige Jungfrau! — — Willst Du mir auch die Wahrheit meiner Mutterliebe absprechen! — Willst Du mich glauben machen, ich hätte noch nie ein so liebes, theures Wesen, mein heißgeliebtes Kind an mein über und über glückliches Herz gedrückt! — Ich hätte noch nie das Glück, Mutter zu sein, empfunden! O das kann man nicht ableugnen, — das kann man nicht vergessen! Das hängt fest und innig mit unserem Wesen zusammen, und bleibt uns eine süße, selige Gewißheit, ein Gefühl, das kein anderes aufwiegt. — Und hast Du nicht selbst gesagt, Du hättest für unser Kind gesorgt? — O mein Gott, wie wird es ihm nun ergehen, da meine Fürsorge fehlt, da meine Unterstützungen ausbleiben, meine Briefe sein armes Herz nicht mehr erfreuen und die Hoffnung, mich bald wieder zu sehen, nicht mehr seine Seele mit Frohlocken erfüllen kann! — Mein Gott! wie wird mir! Helft mir, ihr Heiligen! — — Laßt mich zu meinem Kinde! — Zu ihr, meiner lieben, theuren Amalie!"

Bei diesen Worten war sie vor dem Manne niedergestürzt und hatte händeringend flehentlich zu ihm empor geschrieen: „O laß' mich zurück, — nach Sonneberg, in das stille, friedliche Thal, — laß' mich zu meiner Amalie, meinem lieben Kinde! — Ich will dich nie mehr sehen, Wilhelm! — Ich will Dich vergessen, ganz vergessen, — nur lasse mich wieder zurückkehren unter die vernünftigen Menschen, damit ich nach Sonneberg zu meinem Kinde kann. O Wilhelm, gib mir diese Gnade, — laß mich hineilen in seine Arme! laß mich in seine lieben, treuen Augen blicken, — laß mich dort — dort — bei meinem Kinde sterben, — nur nicht hier, in diesen alten, kalten Räu-

men! — — — — Du bleibst kalt, — bewegungslos und stumm! — O ich unglückliches Geschöpf!"

„Das bist Du," hub jener wieder theilnahmlos an. „Du wirst klug thun, Dich in Deine Lage zu finden. Nur durch Ruhe und Resignation wirst Du Deinen Aufenthalt hier erleichtern. — Du wirst in die öffentliche Welt zurückkehren, sobald Deine Gesundheit hergestellt ist und Du Vernunft angenommen haben wirst. Danach richte Dich! — Ich werde Dich zuweilen besuchen, — finde ich Dich hergestellt, so wird Dir auch die Freiheit wieder gegeben. Vergiß aber nie, daß Du Dich niemals über Deinen Stand erheben kannst. Du bist und bleibst die Dienerin derer, die Dich gegen Lohn zu ihren Diensten gebrauchen."

„So ist keine Rettung? — keine Gnade?"

„Nichts von Beiden!"

„So denn Gott befohlen!" schrie das Weib laut und sich mit Blitzeseile empor raffend, fuhr sie in höchster Aufregung fort: „Ich werde die Wahnsinnige spielen! der Welt aber Wahrheiten enthüllen, die fürchterlich sind. — Geheimnisse aus dem Leben eines Arztes! — — — Hahaha, — — so mußte es kommen! — Valentin! Valentin! — o könnte ich das Geschehene wieder gut machen! — — Und die arme, unglückliche Frau — ha! — durch Dich, Elender, zum Ehebruch verleitet! Madame Kessel!" schrie sie wild auf, sich beide Hände vor's Gesicht haltend. „Dort steht sie — wir haben sie verrathen — Lobensohn, wir, wir — — und der da, dieser Elende, hat sie betrogen, — schmählich betrogen! — — — Ich büße für mein sündhaftes Werk! — Ewige Gerechtigkeit! Dieser da, der geht leer aus und triumphirt über den Sieg seiner Schlechtigkeit! — — Pfui, pfui! — aber die Rache bleibt nicht aus!"

In diesem Augenblick trat ein Zwischenfall ein, der ihr irrsinniges Gerede unterbrach und eine Ueberraschung bei ihr hervorrief, die ihren Geist wieder auf die klare Bahn des Denkens führte. Ehe wir jedoch denselben näher erläutern, müssen wir noch eines Ereignisses gedenken, das sich fast

gleichzeitig in den Räumen des Invalidenhauses zugetragen hat und für unsere Geschichte von höchster Bedeutung ist.

Bald nachdem der Medicinalrath Dr. von Winterstein mit seiner Haushälterin Marie durch die enge Pforte des Klosters geschritten war, wurde an derselben abermals leise geklopft und durch den dienstbaren Pförtner Einlaß gewährt. Diesmal betraten zwei Männergestalten die Klosterräumlichkeiten.

„Pater Romualdus anwesend?" fragte die kleinere und etwas gebückt gehende Person beim Eintreten leise den Pförtner.

„Man wartet bereits! — Halten Sie sich links, meine Herren. — Ich werde Sie begleiten."

Er ging einige Schritte voraus, die beiden Männer folgten. Man ging stillschweigend über den Klosterhof und wandte sich dann nach dem Garten des Invalidenhauses, an welchen bekanntlich dessen Anbau mit der Irrenanstalt grenzte. Erst als man die buschigen Gartenanlagen betreten und eben einer prächtigen Platanenreihe entlang sich nach dem Anbau wenden wollte, unterbrach die größere Persönlichkeit das Stillschweigen.

„Wer hat Euch meinen Aufenthalt verrathen?" fragte diese, wie aus tiefem Nachsinnen auffahrend. „Nur mit Pater Bonadus hatte ich seither Verkehr; und erst heute habe ich ihm meine näheren Verhältnisse, meinen rechten Namen genannt. Sollte er mich verrathen haben? — Sollte er das Beichtgeheimniß —"

„Wo denkt Ihr hin!" unterbrach ihn der kleine Mann. „Und wenn dem so wäre! Der Zweck heiligt das Mittel, — er würde nur zu Eurem Besten das geschenkte Vertrauen verwendet haben. Ihr habt ihm ja selbst das Sündengeld — jene dreizehn Ducaten — eingehändigt, damit er diese Summe an jene Person zurückerstatte, die Euch so schwere Schuld aufs Gewissen geladen und Eure Seelenruhe seit Jahren untergraben hatte."

„Auch davon wisset Ihr?" rief Jener. „Ich bewundere Eure genaue Kenntniß meiner Verhältnisse. Können die dreizehn Ducaten wieder an jenen Mann meines Verhängnisses gelangen? — Wird er sie annehmen?"

„Er ist bereits aufgefunden," lautete die Antwort. „Er hat das Geld angenommen und wird es jener armen unglücklichen Frau zustellen, um derentwillen Euch seiner Zeit von ihm diese Belohnung geworden ist."

„O, mein Gott!" rief Jener voll freudiger Ueberraschung, „so lebt sie noch, — lebt hier in der Stadt, — ich kann sie sehen, sprechen und dem unschuldigen Kinde in die frommen Augen blicken, um mir nun auch seine Verzeihung zu erflehen. O führt mich zu den armen, unglücklichen Menschen, denen ich in roher Unmenschlichkeit so großen Kummer bereitete und in Folge dessen ich mein verwildertes Gemüth mit peinlichen, fürchterlichen Gewissensbissen belastete. Wie hab' ich gelitten in qualvoller Pein! Ueberall sah ich das verzweiflungsvoll flehende Weib mit dem jammernden Kinde, das sie händeringend und wild aufschreiend vor meiner Barbarei zu schützen suchte. Knall auf Knall! — Schlag auf Schlag! — wildes Hurrahrufen! — Jammern und Klagen und Stürmen! — Es war ein fürchterlich heißer Tag! — Wie sie fliehen — — nach der Kirche — — brrr — wie es tobt und wüthet, Tod und Elend verkündend! — — Häuser in Brand — und die Kirche — — — brrr, wie es vom Dache krachend herniederrasselt! — Hilfe, Hilfe! mein Kind, mein einziges Kind!"

Bei den letzten Worten war er stehen geblieben und hatte vermittelst der Hände seiner Darstellung Ausdruck zu verleihen gesucht. Jetzt hielt er inne; wie ein Verzweifelter hatte er den Hilferuf jener unglücklichen Frau ausgeschrieen, daß es weithin durch die Nacht schallte.

„Stille, stille," besänftigte der kleine Mann. „Wir sind am Ziel. Nicht so laut, damit wir Niemand stören.

„Am Ziel," wiederholte Meister Steffen, welchen der geneigte Leser bereits aus verschiedenen Aeußerungen wieder erkannt hat. „Hier soll ich mein Kind — meine liebe, einzige Tochter wiederfinden! — soll von meinem unglücklichen Weibe und ihrer letzten Stunde hören!"

„Eilen wir. Ihr werdet mit Sehnsucht erwartet. Eure

Tochter ist krank; sie hat nach Euch verlangt, und Eure Gegenwart verspricht ihr Genesung."

Mit hastiger Eile und wildpochendem Herzen war Meister Steffen dem kleinen Manne gefolgt; zuerst durch den langen Gang, in welchem jeder Tritt dumpf wiederhallte; dann der engen Wendeltreppe hinauf, bis in den obersten Stock, wohin wir bereits der unglücklichen Marie gefolgt sind. Sie näherten sich ihrer Zelle gerade in dem Augenblicke, als das leidenschaftlich erregte Weib lautschreiend gegen die Unbarmherzigkeit des Medicinalraths Dr. von Winterstein tobte. Meister Steffen blieb horchend stehen. Die Stimme meinte er schon einmal gehört zu haben. Doch war es die seiner Frau nicht, und doch erinnerte sie ihn an eine längst vergangene Zeit. — Jetzt verstand er ganz deutlich die Worte: „Valentin" — „Ehebruch" — „Lobensohn" — „aber die Rache bleibt nicht aus." Da schoß ihm glühheiß das Blut nach dem Kopf und machte den Athem stocken. Der kleine einseitige Mann mochte diese Gemüthsbewegung merken, denn ehe sich Meister Steffen versah, hatte ihn jener in ein kleines, wenig erleuchtetes Zimmer geschoben und die Thüre alsbald hinter sich geschlossen, wodurch auch der Schmerzenston aus der gegenüberliegenden Zelle nicht mehr vernommen werden konnte.

Das kleine Zimmer, in welchem sich beide befanden, war ganz der schon beschriebenen Tobzelle ähnlich; ebenso spärlich erhellt. Meister Steffen warf einen prüfenden Blick um sich her und erkannte auch alsbald den Ort, wo er sich befand.

„Ist mein armes Kind irrsinnig?" fragte er hastig, die kalte Hand des kleinen Mannes ergreifend. „Führt mich zu meiner Tochter! — — Ihr zögert! — — Was soll das? — — Habt Ihr mich nicht hierher geführt, damit ich meine Tochter wiederfinden und sie an mein kummervolles Vaterherz drücken könne, — damit ich eine schwere Schuld an ihr abtrage und ihr vergelte, was ich an ihrer Mutter so gottvergessen sündigte? — — — Was starrt Ihr mich an! — Lasset mich nicht länger in qualvoller Ungewißheit, — ich

muß sie sprechen, — ich muß, — und ich werde sie retten! — O, ewiger Gott! mein liebes, herziges Kind!"

Er faltete die Hände zum stillen Gebet. Andächtig sah er nach oben, während das schwache Lampenlicht über sein Antlitz einen Schein von Düsterheit und Schwermuth verbreitete, der im Widerspruch zu seinem letzten Freudenschrei war, aber seinen Seelenzustand kennzeichnete.

„Amen!" lispelte er nach einer Weile halblaut vor sich hin, trocknete eine Thräne und sagte dann zu Vogtle: „Ihr habt mir so viel von meinen früheren Verhältnissen erzählt, habt eine so unerhörte Kenntniß meiner Lebensgeheimnisse bekundet, daß ich unbedingtes Vertrauen in Euch setzte und Euch zu nächtlicher Stunde in diesen verborgenen Winkel folgte; nun haltet Euer Versprechen, mich mit meinem Kinde zusammen zu bringen! — Wo finde ich es?"

In diesem Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und eine verhüllte lange, hagere Männergestalt trat in die enge Zelle. Der Advocaturschreiber Vogtle neigte sich einige Mal wie zum Gebete und lispelte unverständliche Worte vor sich hin.

„Laßt uns allein," sagte der Eingetretene leise zu Vogtle. „Es ist Alles vortrefflich geglückt!

„Ich habe den Plan Ew. Hochwürden in allen Stücken befolgt," gab der kleine Mann mit heiserer Stimme zur Antwort. „Sobald der Alte merkte, daß ich mit seinen Verhältnissen und tiefsten Geheimnissen bekannt war, hatte er Vertrauen zu mir, und als ich von seiner Tochter erzählte, und versprach, ihn zu ihr zu führen, da willigte er in Alles. Ich gehe, das Weitere überlasse ich Ew. Hochwürden!"

Nach diesen Worten verließ Vogtle die Zelle und der geistliche Herr befand sich mit Meister Steffen allein. Dieser hatte mit finsterer Miene und unruhigem Herzen den großen hageren Mann beobachtet, hoffte jedoch durch ihn zu seinem Kinde geführt zu werden.

„Ferdinand von Goldbeck," begann die verhüllte Gestalt ernst und würdevoll. „Ihr sucht nach Eurer Tochter und begehrt von Eurem Weibe zu hören —"

„Ihr stockt?“ nahm der Angeredete das Wort, als der Unbekannte in seiner Mittheilung inne hielt, „sie ist wahnsinnig — — o redet, redet! Lebt sie noch? — o führt mich zu ihr.“

„Wer hätte das vor fünf und zwanzig Jahren denken sollen,“ hub Jener in seiner vorigen Weise wieder an, „damals, als Euer Herz die stolze, reiche Gräfin ausschlug und von den süßen Blicken einer liebenswürdigen Schauspielerin beirrt wurde, als —“

„Wer gibt Euch ein Recht, mit mir über unglückselige Verirrungen der Vergangenheit zu reden? Wer seid Ihr?

„Sparet Eure Hitze auf andere Zeiten auf,“ entgegnete der geistliche Herr empfindlich. „Hier ist nicht Ort und Zeit dazu! — Euer eignes Leben gibt mir ein Recht, längst vergangene Bilder vor Eurem geistigen Auge aufsteigen zu lassen, — denn Euer Schicksal ist ein Fluch der bösen That!“

„Kein Wort weiter, wollt Ihr mich nicht rasend machen,“ schrie Meister Steffen und ballte die Fäuste. „Stehe ich vor Gericht? — vor der geheimen Inquisition? — Wohlan, ich will meinem Gegner offen und frei begegnen!“

Das alte adelige Blut der Jugendjahre schien wieder durch seine Adern zu rinnen, denn seine Wangen glühten und seine Gestalt gewann an Würde und Ausdruck.

„Ich spreche nicht zu viel, — und was ich spreche, das spreche ich in allem Recht und mit voller Ueberlegung. — Die Welt ist für Euch todt, — es ist an Euch, ein beschauliches Leben zu führen und durch Reue und Buße, durch Fasten und Gebet die schweren Sünden abzubüßen, die während der Dauer eines gottlosen Lebens Eure Seele schwer belastet haben. Ich rede als Geistlicher mit Euch! — — — Ihr könnt keinen Augenblick mehr in Zweifel sein, wo Ihr Euch befindet und was Ihr von der Zukunft zu erwarten habt!“

„Meine reuige Seele hab' ich zu Gott erhoben,“ antwortete Meister Steffen mit einer Ruhe, die man nach einer solchen Eröffnung nicht erwarten sollte und die im auffallendsten Contraste zu seiner vorigen Aufwallung stand. „Ich habe in der

Kirche mein Heil gesucht und im Gebet Trost und Frieden gefunden, weil ich weiß, daß Gott mir meine Sünden vergibt, wenn ich sie mit aufrichtiger Reue bekenne. — — — Aber mein Kind, meine Tochter!" unterbrach er sein mit demüthigem Sinn gesprochenes Bekenntniß. „Wo finde ich mein armes, unglückliches Kind? — wer erzählt mir von meinem so schmählich verlassenen Weib? wer sagt mir das theure Wort: daß sie mir vergeben hat? — O, was leide ich unter dieser fürchterlichen Qual!"

„Rosamunde hat Euch vergeben!"

„So habt Ihr sie noch kurz vor ihrem Ende gesehen — gesprochen?"

„Beides. — — Ich habe mit ihr gebetet — — ich hab' ihr im Tod die matten Augen zugedrückt," entgegnete der geistliche Herr mit erzwungener Kälte; denn die Erinnerung an jene Trauerstunde, wie er der armen, unglücklichen Frau Beistand geleistet, wie er sie getröstet und mit ihr gebetet, und der Gedanke daran, wie einstmals eine ungewöhnliche Neigung zu ihr seine Seele erfaßt hatte, das Alles stimmte ihn weich — und er wollte und mußte doch in kaltem Ernst erscheinen.

„Mit ihr gebetet, — ihre letzten Worte gehört und ihr die unvergeßlich schönen Augen zugedrückt!" rief Meister Steffen mit rührender Ueberraschung und schmerzlicher Freudigkeit, indem er des Unbekannten Hände ergriff und vor ihm niederstürzte.

„Sie hat eine Tochter hinterlassen —"

„Mein Kind — mein Kind! — wo finde ich mein Kind?" rief der Alte mit zitternder Stimme, sich rasch erhebend.

„Ihr werdet es niemals wieder sehen!"

„Wer kann so unbarmherzig sein, mir diese Freude zu rauben?"

„Die Kirche selbst, die Eure Seligkeit will, — und die durch Euer offenes, reumüthiges Geständniß Eure Seele aus der ewigen Verdammniß zu erretten gedenkt! Vergeßt all Eure weltlichen Gedanken, ergebt Euch mit ganzem Gemüthe dem Gebete und den frommen Werken, wozu Euch hier Zeit und Gelegenheit geboten ist. Nur durch ein einsames, stilles, ab=

geschlossenes und gottesfürchtiges Leben könnt Ihr die himmlische Seligkeit erlangen!"

„O, nur mit einem einzigen Blicke laßt mich es sehen," rief der Alte, verzweiflungsvoll flehend. „Laßt mich seine Händchen ergreifen, seine Stirne küssen, — ihm in die lieben, treuen Augen schauen, — — dann laßt mich hier in diesen kalten Mauern ein stilles, frommes Leben führen. Ich bedarf der Ruhe, — ich will mich zum Tode vorbereiten! — — Schwer lastet auf meinem Herzen das Bewußtsein der Schuld, — und schwerer wird mir die Sünde der Vergangenheit mit jeder Stunde, mit jeder Minute, die ich in einem reumüthigen, freudlosen Leben hintraure. Ich habe mein Dasein verpfuscht in kalter Ueberlegung! — meine Lebensfreude in blinder Leidenschaft verschwelgt! — und — und Schuld auf Schuld gehäuft, bis mir der allmächtige Gott durch wunderbare Fügung in jener blutigen Begegnung Einhalt gebot! — Brrr — brrr — mir schauderts bis in den tiefsten Seelengrund, wenn ich daran denke: die Mutter verzweiflungsvoll händeringend, das Kind ängstlich bang in ihrem Schooße Schutz suchend, — und ich — — brrr — Blut — Blut! Barmherziger Himmel! mein Kind, mein einziges Kind!"

Bei diesen Worten bedeckte der Alte unter lautem Schluchzen mit beiden Händen das Gesicht. Sein trostloser kläglicher Zustand machte selbst auf das wenig empfängliche Gemüth des geistlichen Herrn einigen Eindruck; aber eingedenk seines Zweckes und des alten langgehegten Hasses unterdrückte er alsbald wieder jede Wallung der Theilnahmeund unterbrach mit salbungsvollem Ton die unheimliche Pause:

„Lasset das Vergangene weit hinter Euch liegen; es ist besser! — Gott hat Euch erleuchtet und nun den besseren Weg, den Weg des Heils, gezeigt! — Hier sollt Ihr im Herbst Eures Lebens Ruhe und Frieden und am Ende einen seligen Tod finden!"

„Aber mein Kind — meine theuere Tochter —"

„Nie und nimmer!"

„Ich fordere meine Vaterrechte —"

„Redet nicht von Rechten," entgegnete der geistliche Herr mit plötzlich veränderter Stimme, aber fest und entschieden, „wer so wie Ihr gegen alle Rechte des Herzens und Gewissens gefrevelt, wer so wie Ihr an den heiligsten Rechten menschlicher Gefühle gesüudigt hat, der darf nie und nimmer von seinen Rechten reden! Doch lassen wir das; es würde uns zu weit führen — denn — denn dann müßte auch ich mit Euch abrechnen!"

„Seid Ihr auch ein Priester des Herrn, so steht Euch doch nicht das Gericht über meine Sünden zu," rief Meister Steffen mit unterdrückter Erregung, „nur Gott, der Aller Herzen und Leidenschaften kennt, der das Räthsel jeglicher Handlung und die Quelle jeder Leidenschaft von allem Anfang an mit hellem Auge zu erforschen weiß, nur Gott allein kann richten über menschliches Thun und Lassen, über unsere Schuld und unser Vergehen! Nur den Weg zum Heil könnt Ihr Geweihte des Herrn uns schwachen Erdenkindern zeigen, — wohl Denen, die den Pfad der Tugend nie verlassen! Die Kirche versöhnt, — sie verdammt nicht, denn Christus starb zur Vergebung unserer Sünden!"

„Noch immer spricht aus Euch der alte Geist des Widerspruchs!" entgegnete der geistliche Herr lächelnd, worauf er scharf betonend fortfuhr: „Es erinnert mich lebhaft an Eure Studentenjahre! Die Zeiten sind vorbei. Aus dem jungen, feurigen Baron von Goldbeck ist ein wildleidenschaftlicher Kreuzritter geworden, während Meister Steffen sich eines stillen beschaulichen Lebens befleißigen muß! Eure Philosophie taugt nichts zu Euerer Absicht und Eurer Hoffnung, im Schooß der seligmachenden Kirche Trost und Vergebung der Sünden zu erlangen. Ihr beleidigt die Geberin des Heils, denn nur die Kirche kann Euch Eure Sünden vergeben! — Machen wir es kurz — — — es kocht mir in der Seele — ich will es nicht verschweigen — mit wem Ihr rechtet. Wäre es hell und und wohl erleuchtet, Ihr würdet in mir einen alten Bekannten wieder erkennen, denn die Schmarre, die Ihr mir damals im Reichenbacher Wäldchen beigebracht habt, ist noch heute erkenntlich!"

„Wie — sehe ich recht? — — Bei allen Heiligen! Romualdus!“

„Ja, der bin ich, Herr Baron von Goldbeck!“ antwortete der geistliche Herr und fuhr dann bitter fort: „Wo habt Ihr Rosamunde gelassen und was habt Ihr aus ihr gemacht? — O bitteres Schicksal! was wäre wohl aus dem ärmsten Geschöpfe geworden, wenn ich es zum heiligen Traualtare geführt, wenn ich ihm ein treuer Gatte zu sein heilig und fest gelobt hätte? — Ich, ich hätte sie nicht verlassen und mein Ehrenwort gebrochen! — — Ich war zwar nicht reich, wie Ihr, Herr Baron, — aber ich besaß ein ehrliches Herz! — Sie wäre glücklicher geworden, würde sie Euren süßen Verführungskünsten widerstanden haben!“

„Ewiger Gott!“ rief Meister Steffen, mit beiden Händen verzweiflungsvoll das Antlitz bedeckend, „welche martervolle, schreckliche Qual, aus diesem Munde dasjenige hören zu müssen, was ich mir in tausend einsamen Stunden mit blutendem Herzen selbst vorgeworfen habe! — Wer setzt Euch zu meinem Richter?“ fuhr er mit Leidenschaftlichkeit gegen den Geistlichen gewandt fort. „Man hat mich schändlich betrogen, — jetzt erkenne ich Eure häßlichen Absichten — Euer Werk der Bosheit und Rache! — Wilde Leidenschaft durchwühlt meine Seele — ich fordere Rechenschaft von Euch! Ich habe der Kirche vertraut und ihr mein reumüthiges Leben geweiht, mit ihren Priestern hab' ich nicht zu rechten!“

„Ihr seid ein scheinheiliger Betbruder geworden,“ rief höhnend Pater Romualdus. „Warum habt Ihr nicht auch Abbitte bei demjenigen Manne gethan, dessen Weib mit Eurer Hilfe entführt wurde, — da Ihr doch seit Jahren schon sein Brod esset?“

„Sein Brod esse?“ rief Meister Steffen mit gellendem Ton und weit aufgerissenen Augen. „Sein Brod esse — — ich, ich —?“ wiederholte er mit zischender Stimme leidenschaftlich erregt, — „ha, — aus der ersten schlimmen That keimt nur zu leicht der Fluch der folgenden! — Vom älterlichen Haus verstoßen, arm und mittellos, ohne Freund und Hilfe, ward

meine Seele im Pfuhl des Lasters verwildert und gleichgültig für jedes edlere Gefühl, — und nur zu spät gab mir die Erkenntniß das Licht der Reue. Doch nicht durch mich ward jene verbrecherische Handlung ins Werk gesetzt; ich habe nur einen geringen Theil daran."

„Seid aber reichlich dafür belohnt worden," sagte der geistliche Herr mit Spitzfindigkeit.

„Die Münze hat ein halbes Menschenleben hindurch wie glühendes Erz auf meiner Seele gebrannt, obgleich ich durch milde Gaben, durch Fasten, Bitten und Beten die schwere Schuld zu tilgen und die martervolle Qual der Reue zu stillen suchte. Dreizehn Ducaten — hahaha — dreizehn Ducaten! — Ich hab' sie länger als zwanzig Jahre unberührt gelassen; meine Hand zitterte, sie zu berühren; aber heute hab' ich sie durch Gottes Hilfe an Denjenigen zurück erstatten können, aus dessen Händen ich einstmals dieses Sündengeld erhalten habe."

„Ja, ich weiß davon," unterbrach Pater Romualdus, „das Sündengeld ist der Ehebrüchigen selbst als eine wohlthuende Unterstützung ausgehändigt worden. Es ging durch meine Hände an jenes Weib, dessen Treulosigkeit Euch einstmals einen sündhaften Gewinn eingetragen hat."

„So lebt sie noch?" schrie Meister Steffen mit Leidenschaftlichkeit. „Und ihr Kind — ist es gerettet worden?"

„Die Gnade des Himmels hat Euch nicht zum Mörder werden lassen," lautete die Antwort. „Gott hat es weise gefügt, daß Euer Sündengeld nach Jahren gerade derjenigen eine Unterstützung bieten sollte, welcher Ihr einstmals die Hand zum Ehebruch geboten habt, — daß Ihr dessen Brod essen müßet, dessen Familienglück Euch ein Kinderspiel war!"

„Bei Gott, Ihr bringt mich zum Wahnsinn!" schrie Meister Steffen. „Peinigend dunkel ist mir der Sinn Eurer Worte, und doch macht er meine Seele freudig bewegt! O Gnade des Himmels! wenn es möglich wäre, aus dem Munde derjenigen Menschen das Wort der Verzeihung zu vernehmen, die durch meine Mitschuld einstmals so bitteren Schmerz erlitten haben! — Die Sonne des Friedens wird mir am Ende meiner Tage

einen Strahl der Freude in die Seele gießen, ich werde mein theueres Kind sehen und mein Herz von schwerer Schuld befreien können. Ich eile! Dank, tausend Dank für diese Mittheilungen, sie werden die letzten Tage meines unruhigen, vielbewegten Lebens erheitern."

Mit diesen Worten machte Meister Steffen eine Bewegung, um an Pater Romualdus vorbei nach der Thüre zu gelangen.

So behende und flink er den Ausgang zu gewinnen suchte, ebenso eilends hatte ihm Pater Romualdus denselben vertreten und sich mit ausgebreiteten Armen ihm gegenüber gestellt.

„Halt!" rief er mit gebieterischer Stimme. „Wo willst Du hin? Was willst Du beginnen?"

„Ihr habt unklug gethan, mich zu reizen, — die alten wilden Leidenschaften und wüsten Erinnerungen bei mir zu wecken, denn mit ihnen habt Ihr auch dem alten, schwachen Manne den längst versiegten Muth und Trotz von ehedem wieder gegeben, der — der —"

Ohne auszusprechen, stürzte er mit der Wuth eines Rasenden gegen den geistlichen Herrn, und ehe sich derselbe versah, war er von der Thüre weg, in eine Ecke geschleudert worden. In demselben Augenblicke war Meister Steffen mit einem lauten Schrei nach „Hilfe" aus der dumpfen Tobzelle geflohen. Die Thüre hatte er verschlossen und den Schlüssel abgezogen. Auf dem finsteren Gang wußte er sich nicht zurecht zu finden. Auf sein lautes Schreien wurde eine Thüre leise geöffnet, aber der matte Schein, der dadurch auf den Gang fiel, mußte seine Aufmerksamkeit fesseln, um so mehr, als er auch von dorther ein ängstliches Jammern und Rufen hörte, das sich alsbald noch durch andere Stimmen vermehrte. Mit leidenschaftlicher Hast stürzte er gegen die Thür, und obgleich wieder mit Gewalt geschlossen, riß er sie doch mit der Kraft eines Verzweifelten auf. Händeringend war ihm ein Weib entgegen geeilt, das ein großer, stattlicher Mann gewaltsam zurück zu halten suchte. Aber vergeblich; die Unglückliche war bereits auf den Hausgang geflohen und hilferufend nach der engen Wendeltreppe geeilt, auf welcher sie in wenig Augenblicken das Freie erreichte.

Medicinalrath Dr. von Winterstein hatte im schwachen Lampenlicht der Tobzelle Ferdinand von Goldbeck wiedererkannt und alsbald begriff er die nähere Veranlassung zu dessen Lärmen und wildem Wesen. Er ließ hierüber seine Marie momentan aus dem Auge, wodurch sie, ohne von ihm verfolgt zu werden, glücklich in den Hofraum gelangte. Mit Blitzesschnelle begriff er jedoch die Noth seines Freundes, und den gefährlichen Gegner desselben statt Marien einzusperren, war alsbald sein Gedanke. Meister Steffen schien die Absicht des ihm unbekannten Mannes zu ahnen; und in demselben einen Gesinnungsgenossen des Pater Romualdus vermuthend, begegnete er dem ersten gewaltthätigen Versuch in einer so handgreiflichen Weise, daß jener mit einem Schmerzensschrei zurücktaumelte, worauf er auch diese Thüre verschloß und den Schlüssel abzog.

Unterdessen war es in den unteren Räumen des Hauses lebendig geworden. Der Hausmeister eilte mit einigen Wärtern nach dem oberen Stockwerk. Meister Steffen hielt für's Rathsamste, sich verborgen zu halten, was ihm um so leichter gelang, als jene nur zwei Handlaternen mit sich führten, die den geräumigen Hausgang sehr spärlich erhellten. Sachte schlich er sich nach der Treppe und unbemerkt gelangte er nach den unteren Räumlichkeiten. Er suchte nach einem Ausgang, aber vergeblich; all seine Bemühungen waren erfolglos.

Plötzlich dringt ein heller Lichtstrahl durch ein wohlververgittertes Gangfenster, das nach dem Hofraum führte, und an welchem er eben vorbei eilen wollte. Entsetzt blieb er stehen, in dem gegenüberliegenden Seitenbau war Feuer ausgebrochen, — schon stand der größte Theil des Gebäudes in heller Flamme. „Feuer! Feuer!“ schrie es durchs ganze Haus.

Diesem Zwischenfall verdankte Meister Steffen seine Freiheit, denn obgleich das brennende Gebäude unbewohnt war, so mußte doch, da das Feuer sehr leicht weiter um sich greifen konnte, alsbald Sorge getragen werden, die angränzenden Wohnungen auszuräumen. Die Thore wurden geöffnet; Löschmannschaft, Bürger und Militär suchten alsbald mit vereinter Kraft Herr des Elements zu werden, was ihnen aber erst ge-

gen Morgen gelang, da das Feuer sich auch nach dem Hauptgebäude hin ausgedehnt hatte.

Dieses unerklärliche Ereigniß gab in der Stadt viel Stoff zum Nachdenken; mehr jedoch noch, was man sich von der unfreiwilligen Haft des Pater Romualdus und Dr. Winterstein erzählte.

Beide haben Augenblicke der größten Qual in wahrhafter Todesangst verlebt, nachdem sich die enge Pforte der Tobzelle hinter ihrem Rücken geschlossen hatte. Sie hörten den weithin schallenden Ruf: „Feuer! Feuer!“ — sie sahen durch das kleine Fenster in den Schein der haushohen Flamme, wie sich der enge Raum wahrhaft schauderhaft erhellte; sie fühlten die Wärme, die sich von Minute zu Minute in beängstigender Weise steigerte; sie dachten schon an ein jammervolles, elendes Lebensende. Sie schrieen wie Wahnsinnige, aber ihre Stimmen wurden von der Brandstätte her bei weitem übertönt; erst gegen Morgen wurde man ihrer gewahr, worauf man sie endlich aus ihrer Todesangst riß. Mit Windeseile, aber in qualvoller Angst, eilten sie nach ihren Wohnungen; lange Zeit nebeneinander, ohne ein Wort zu reden; dann trennten sie sich, — indem jeder den Weg nach seinem Stadtviertel nahm. „Denken wir an unsere Rettung!“ sagte Pater Romualdus beim Scheiden. „Brüderchen, wir haben unsere Rollen schlecht gespielt, kommt es an's Tageslicht, dann sind wir verloren!“

Marie war glücklich nach dem Hofraum gelangt. Sie hatte zufällig, trotz der Dunkelheit, einen Ausgang gefunden. Zudem kannte sie die Räumlichkeiten von früherher. Sie wußte nun, wo sie sich befand, und war außer Zweifel, welch' teufliches Spiel man mit ihr treiben wollte, und daß sie, noch umgeben von der hohen Klostermauer, auch nicht außer ihrem Gefängniß sei. Dies steigerte ihre Verzweiflung und in wahrer Todesangst sann sie auf ein Mittel, glücklich der sichtlichen Gefahr zu entrinnen. Ihre Qual nimmt mit jeder Minute zu; sie hört, daß der Lärm den Hausmeister und die Wächter geweckt und der Pförtner die Schelle gezogen hat, und schon sieht sie sich wieder zurückgeschleppt in jenen engen Raum der Tobzelle. Da reift

in ihrer Seele ein verzweiflungsvoller Entschluß, den sie auch mit Blitzeseile zur Ausführung bringt. Dem Anbau gegenüber stand ein Flügel des Hauptgebäudes in dessen unteren Räumen das Brennholz aufbewahrt wurde.

Marie hatte die Gewohnheit, stets Feuerzeug mit sich zu führen. Sie wußte in das Innere des Gebäudes zu gelangen, wo sie alsbald so viel Brennstoff gelegt hatte, daß sich ein Feuer der größten Ausdehnung daraus entwickelte, und sie nicht lange darnach in der allgemeinen Bestürzung eine Gelegenheit fand, unbeobachtet ihrer Gefangenschaft zu entkommen.

Als Winterstein nach seiner Wohnung zurückkam, war Marie bereits aus derselben verschwunden. Einige Zeilen, die sie zurückgelassen hatte, sollten ihn hierüber aufklären.

„Ihr abscheuliches Vorhaben ist vereitelt!" schrieb sie. „Was werden Sie thun, mich wieder zu versöhnen? Ich erwarte Ihre Entschließung in Sonneberg; erfolgt dieselbe nicht innerhalb acht Tagen, so sehen wir uns alsbald vor dem Tribunal."

Zwölftes Capitel.

> Die Liebe hat ihr Band um sie geschlungen,
> Die Tugend hat es innig festgebunden,
> Der tiefe Geist der Maurerei hat sie durchdrungen,
> So haben sie ein bleibend Glück gefunden.
>
> Das Ideal, das muthig sie erstreben,
> Sie suchen's nicht in phantasierten Welten, —
> Vom Himmel selbst ward es herabgegeben,
> Im Himmel wird es einst als Wahrheit gelten.
>
> Karl Wörle.

Am folgenden Abend des eben erwähnten Ereignisses sollte endlich das langersehnte Schwesternfest in den Räumen der Freimaurerloge abgehalten werden. Lange vor Beginn desselben hatte sich eine große Zahl der liebenswürdigsten Gäste eingefunden, in deren Augen sich ein lebhaftes Interesse für die seltene Feierlichkeit zeigte; Blick und Miene verriethen eine gewisse Begierde, endlich, endlich den Schleier eines Geheimnisses zu lüften, das ihnen bisher zu ihrem Verdrusse mit so großer Sorgsamkeit vorenthalten wurde und das ihnen schon manches Kopfzerbrechen verursacht hatte. Eine feierliche Stimmung bemächtigte sich Aller bei Eintritt in die festlich geschmückten Hallen der Loge, und die wahrhaft heilige Stille, die sich überall bemerklich machte und die nur zuweilen durch ein leises Flüstern

oder durch das Rauschen eines seidenen Kleides unterbrochen wurde, lieferte den besten Beweis, daß auch das weibliche Gemüth für den Ernst der Maurerei empfänglich ist und ihr heiliges Streben mit lebhaftem Interesse begreift.

Die eingeladenen Schwestern (Frauen und Töchter der Bundesglieder) wurden am Eingange der Loge von mehreren Festordnern in der liebenswürdigsten Weise empfangen, während aus einem nur schwach erleuchteten Seitengemache der feierlichste Chorgesang ertönte, und alsdann in die oberen Räume geleitet, wo sich vor Beginn der Schwesterloge der festliche Zug nach dem sogenannten Tempel, der sich unmittelbar an den Festsaal anschloß, ordnete. Die Bundesbrüder hatten sich bereits zum größten Theil im Tempel versammelt und ihre Plätze eingenommen und harrten mit würdigem Ernst dem Erscheinen der Schwestern, die heute zum ersten Mal ein Heiligthum betreten sollten, von welchem sie die seltsamsten Vorstellungen und Begriffe hatten. Sie fanden dasselbe zwar im festlichsten Schmuck und würdig der ernsten und heiteren Feier einer Schwesternloge, aber die maurerische Bekleidung von sonst war verschwunden; all die vielen bedeutsamen und interessanten Symbole und Erinnerungszeichen haben einer nicht weniger geistreichen als reizenden, aber doch höchst profanen Ausschmückung Platz gemacht, so daß nur noch einige Wandgemälde, der sich auf stufenförmiger Erhöhung befindliche Altar, mit dem Thronsessel des ehrwürdigsten Meisters, und das wunderbar wirkende Halbdunkel an die eigentliche Bestimmung des geheiligten Raums erinnern.

Endlich ist der Augenblick herangenaht, in welchem sich der Zug der Schwestern in Bewegung setzt und unter dem Klang einer ergreifenden Musik, abwechselnd mit Orgelton und Chorgesang, den Tempel der Bundesbrüder betritt. Die anwesenden Brüder erheben sich in feierlicher Stille; die Schwestern nehmen die für sie bestimmten Plätze ein, worauf die Musik verstummt und der Stuhlherr die liebenswürdigen, seltenen Gäste in einer kurzen Ansprache begrüßt.

Nachdem er einige einleitende Worte gesprochen hatte, fuhr er in etwa folgender Weise fort:

„Das Weib ist die Priesterin der Sitte, das Muster der Ordnung, das Bild der Harmonie; sie fesselt des Mannes Leidenschaft, begeistert ihn für das Schöne und Wahre, und beseelt ihn durch den Zauber ihres Wesens zu dem ewigen Frühling treuer Liebe! Ein ächter Maurer ist auch ein warmer Verehrer des schönen Geschlechts, denn ein edles Weib ist die schönste Gabe der Gottheit! „Trefflicher ist die Tugend nicht versinnlicht, als durch ein edles Weib!" sagt Benzel-Sternau. Sie sehen also, meine lieben Schwestern, daß die Freimaurerei auch der Frauenverehrung huldigt. Verstehen Sie mich recht: nicht der äußeren Schönheit, die unsere Sinne berauscht, uns blendet, uns für Augenblicke fesselt; — nicht dieser trügerischen gilt unsere Begeisterung, sondern jener herrlichen, geistigen Schönheit, die sich uns in einem vortrefflichen Gemüthe offenbart. Diese höhere, dauernde Schönheit des Weibes verklärt das weibliche Wesen, hebt das Aeußere, wie es den Mangel an körperlicher Schönheit reichlich ersetzt. Von diesen Ideen geht die Freimaurerei aus, wenn sie auch dem weiblichen Geschlechte zuweilen Zutritt in ihre Hallen gestattet; und gerade in dieser Art der Frauenverehrung liegt für sie das Lebenselement des wahren Familienthums. Bei allen gebildeten Völkern haben die Frauen von jeher einen nicht unbedeutenden Einfluß auf das Leben ausgeübt, wenn sie ihre hohe Mission zu erfüllen bestrebt waren: Priesterinnen an dem Hausaltare zu sein, den Gatten nach des Tages Last und Mühe durch den Zauber der Liebe in den Kreis der Familie zu bannen, und überallhin die reinsten Sitten zu hegen und zu pflegen. Die Hüterin und Pflegerin des Familienlebens war in unserem Vaterlande von jeher das Weib mit seinem tiefen und unergründlichen Gemüthsleben, und in gegenwärtiger Zeit ist das weibliche Geschlecht mehr als sonst berufen, seiner hohen Aufgabe sich bewußt zu werden, um die idealen Güter zu schützen, um dadurch der heutigen Civilisation erst die rechte Weihe und Bedeutung zu geben. So sind die lieben „Schwestern" für uns unentbehrliche Gehülfinnen am großen Bau der Humanität, im Streben für wahre Bildung und edle Sitte. Erst dann wird die Freimaurerei ihren hohen

Beruf zu erfüllen vermögen, wenn sie ihren erhabenen Geist in die Familien zu verpflanzen vermag; und die göttlichen, erhebenden Ideen unseres Bundes auch in das alltägliche Leben überzutragen und denselben hier Werth und Geltung zu verschaffen, das muß einem jeden Freimaurer am Herzen liegen, um so mehr, als hierin die segensreichste Verwerthung maurerischer Bestrebungen liegt. Wir haben hierzu kein schöneres, kein fruchtbareres Feld, als im Kreise unserer Familie, wo uns die theure Schwester in treuer Liebe zur Seite steht. Dahin verpflanze man den Segen der Maurerei, und auf dem Altar der Häuslichkeit werden die vornehmsten Tugenden eines echten Maurers zur beglückenden Wahrheit werden! Sie sehen, meine lieben Schwestern, daß wir auch im Verborgenen und von Ihnen unbemerkt der Pflichten gedenken, die unser Leben an das Ihrige ketten, und daß die wahre Maurerei stets ihres höheren Berufs eingedenk ist. Denn

Willst du genau erfahren, was sich zieme,
So frage nur bei edlen Frauen an;
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß Alles wohl sich zieme, was geschieht!"

Diesem Vortrage des Stuhlherrn folgte ein Gesang der Bundesbrüder, der die Schwestern verherrlichte und begrüßte.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir ferner eingehender über den Verlauf des schönen Festes berichten, und die folgenden musikalischen und deklamatorischen Vorträge und interessanten maurerischen Reden aufzählen; es genügt unserem geneigten Leser die Versicherung, daß die Schwestern sehr befriedigt den Tempel verließen und sich nach dem geschmückten Festsaal begaben, wo ihnen zu Ehren ein Essen abgehalten werden sollte, das ihnen manche Leckerbissen reichte, ganz besonders aber ihre angenehme Unterhaltung bezweckte. Die Loge hatte daher auch mehrere Sänger des Theaters und, wie wir bereits wissen, auch Josephine Goldbeck zu dem Feste eingeladen. Sie waren erschienen und trugen zur Verherrlichung des Abends ihr gehöriges Theil bei. Namentlich war es die Sängerin, die sich sowohl durch ihr Wesen, als auch durch ihren hinreißenden Ge-

sang hervorthat. Auch Roderich Wilhelmi war dem Wunsche des Stuhlherrn folgend bei dem Feste erschienen und hatte sich durch seine Gedichte großen Beifall errungen. Ihm ward die Ehre zu Theil, an der Seite seiner freundlichen Beschützerin Platz zu nehmen.

„Ich habe das Streben der Maurerei vielfältig verkannt," sagte sie zu Roderich Wilhelmi, „ihr Beruf ist ein hoch erhabener, ihr Ziel der edelste Preis und ihr Streben so göttlicher Natur, daß es mich schier mit einer heiligen Scheu erfaßt; aber leider sind die lieben Brüder zuweilen keineswegs Vorbilder, welchen man nachfolgen könnte. Ein edles Herz sollte jeden Maurer auszeichnen. Sind sie auch keine Tugendhelden, es sollte doch wenigstens ihr Herz auf dem rechten Fleck sitzen."

„Sie sind bitter und ungerecht, mein Fräulein," entgegnete Jener, „die Freimaurerei will das Edle und Wahre, und die Menschheit daran heranbilden und überallhin ihre segensreiche Wirkung verbreiten; ihre Absicht bleibt sich gleich, ihr Zweck ist stets derselbe und ihr Mittel ein Ausfluß der Einsicht und Tugend, gleichviel ob auch einzelne Glieder ihrer großen Kette sich gegen die Grundprincipien der „göttlichen Kunst" schwer vergangen haben."

„Wohl, — und doch sollte man nach der Rede des Stuhlherrn glauben, daß alle Freimaurer zum Wenigsten echte Familienväter wären!"

„Sie sollten es sein," erwiederte Roderich Wilhelmi auf diese Einwendung der Sängerin, „was schadet es aber, wenn auch nicht alle Freimaurer tüchtige und musterhafte Familienväter sind, ist deshalb das schöne Streben der Freimaurerei: ein reines, lauteres und friedsames Familienglück zu gründen, falsch und verwerflich. Was kann die Freimaurerei dazu, wenn sie falsche Jünger in ihrem Bunde hat; was kann die Tugend dazu, daß nicht alle Menschen tugendhaft sind? — Wir sind allzumal schwache Menschen und bedürfen alle mehr oder weniger eine Stütze, einen Sporn, einen Leitstern zum Rechten und Guten, und jedes Streben gewinnt durch die Einheit eines großen Zwecks. Achten und ehren wir die Glieder des Bundes

im Ueben ihres hohen Berufs und wenn sie fehlen, so vergessen wir nicht, daß sie schwache Menschen sind, die wir deshalb unserer Nachsicht werth halten müssen, und es Menschenpflicht ist, die Verirrten und Gefallenen wieder auf die rechte Bahn zu leiten, in Milde und Schonung."

„In Milde und Schonung," wiederholte die Sängerin mit einem eigenthümlichen vielsagenden Lächeln, „ja, Sie reden jetzt wie ein rechter Maurer; aber Sie dachten nicht alle Zeit so gütig und nachsichtig. Ihr Freund Berger ist wohl der beste Beweis, wie weit sich die maurerische Milde und Schonung erstreckt; seit er seine Stelle verloren hat, kennt ihn Keiner mehr, und anstatt den gedrückten, gedemüthigten Mann durch aufrichtige Bruderliebe, Theilnahme und Tröstung wieder aufzurichten, straft und kränkt man ihn fort und fort mit dem Stachel der Verachtung! Doch genug hievon, es gibt auch Freimaurer, die anders denken, die zwar auch ohne die Maurerei edel, gut und recht handeln würden, die uns aber dennoch durch den Adel ihrer herrlichen Gesinnungen die störenden Mißhelligkeiten des Ordens vergessen lassen. Wohl sind wir allzumal schwache Menschen; auch die Maurerei sollte dies nie vergessen. Schauen Sie sich in diesem Saale um, lieber Wilhelmi; Sie kennen wohl manche Persönlichkeit und wissen vielleicht da und dort etwas aus ihrem Leben, was eben doch nicht maurerisch klingt; — doch wenn sie gerecht und schonend gegen Andere sind, warum sollte man ihnen einen einzigen Fehltritt, dessen nähere Motive uns nicht einmal bekannt sind, so hoch anrechnen, um ihn nie und nimmer vergessen und verzeihen zu können. Darin liegt zugleich der Adel einer hoherzigen Gesinnung, daß wir das Leben mit den menschlichen Irrthümern auszusöhnen suchen; und die Freimaurerei wird nie ihre hohe Mission ganz erfüllen, wenn sie nicht den Geist der Versöhnung und die Liebe der Vergebung pflegt, und hierin dem Vorbilde des göttlichen Meisters nachzueifern sucht. Ah," unterbrach sie sich rasch, als eben eine ihr bekannte Persönlichkeit den Saal betrat, „ah, Leo Altberger! — — Entschuldigen Sie, Herr Wilhelmi," fügte sie, sich erhebend, bei, „der herzlose Geldbruder hätte mir nicht gelegener kommen können."

Mit den letzten Worten hatte sie ihren Platz verlassen und war auf den Juden zugetreten, der, sie bemerkend, eben im Begriff war, in ein Seitengemach zu eilen.

„Bitte, bitte, Herr Leo Altberger," rief sie ihm nach; um alles Aufsehen zu vermeiden, mußte er ihrer Aufforderung folgen, und sie in ein anstoßendes Zimmer begleiten.

„Herr Bruder," so redete sie ihn an, „im Logentempel wurde heute für eine arme hülfsbedürftige Wittwe gesammelt, Sie waren nicht anwesend, Sie werden das Versäumte um so mehr nachholen, als Sie die Unglückliche von gewissen Wuchergeschäften her kennen."

„Mein Fräulein —"

„Still, still — oder ich gehe in den Saal zurück, und fordere Sie öffentlich auf, der Wittwe Habermehl ihre Schuld zu erlassen."

„Ich habe keine Forderung mehr an sie."

„Um so besser. — Wie stehen Sie mit Berger?"

„Gottes Wunder! — Was haben Sie zu schaffen mit meinen Geschäften?"

„Ich zahle für Lukas Berger die Schuld, stelle jedoch die Bedingung, daß ich die nicht unbedeutende Summe, die er Ihnen durch all zu hohen Zinsfuß und Ihre Provisionen mehr bezahlte, als Sie nach fünf Procent zu rechnen hatten, in Abzug bringen darf."

„Was muß ich erleben!" fuhr Leo Altberger auf. „Immer und immer wieder die alte Geschichte mit dem Maler, soll ich gehen zu Grund an dem armseligen Geschäftchen?"

„Ja oder Nein?" fragte die Sängerin scharf betonend, indem sie mit dem Fuß verdrießlich aufstampfte.

„Wie Sie befehlen, — nun lassen Sie mich los! Ein armer Maler! — Gottes Wunder! — Hat er doch gekauft das große Gut zu Sonneberg!"

„Für mich —"

„Wie — für Josephine Goldbeck! — Sagten doch die Leute, er habe gekauft das Gut für den jungen Baron von

Goldbeck, der in den letzten Tagen mehrmals bei ihm gewesen war."

„Das Gut ist mein," bemerkte die Sängerin, — „doch — warum haben Sie Ihrem Auftrag so schlecht entsprochen? Dr. Winterstein rechnete fest auf Sie!"

„O, hätte ich nicht gerechnet auf ihn," entgegnete der Jude mit einem schweren Seufzer. „Der gute Mann hat sich genommen in vergangener Nacht das Leben."

„Nicht möglich!" rief die Sängerin sichtlich überrascht. „Man erzählte sich heute wunderliche Geschichten von ihm und dem Pater Romualdus, sollten sie wahr, und er in Folge derer endlich als Opfer seines unwürdigen Lebens gefallen sein?"

„Pater Romualdus — — er ist verschwunden, kein Mensch wird ihn auffinden können."

„Auch er — ja, ja — so mußte es kommen!"

„Schätzen wir uns glücklich, ihn für immer verloren zu haben," mischte sich eine fremde Stimme in das Gespräch. Koller war eben in das Zimmer getreten und hatte die letzten Worte noch gehört. „Die Kirche ist eines fanatischen Priesters los und ledig, und der durch ihn geweckte Parteikampf wird sich alsbald in allen Gemüthern legen und jedes Herz wird Liebe und Versöhnung athmen, gleichviel in welcher Weise es den Schöpfer Himmels und der Erde verehrt. Die uns durch Christus verkündete Religion ist die Religion der Liebe, der Milde, der Gnade und Vergebung, — wenn ihre Gebote bei Seite gesetzt wurden, so geschah es meistens durch Diejenige veranlaßt, die sich zwar als die einzigen Verkündiger des göttlichen Worts ausgegeben, aber dennoch durch ihren Einfluß sehr häufig die Fackel der Zwietracht in die Gemeinden geschleudert haben. Da Pater Romualdus heimlich Stadt und Land verlassen hat, so haben wir von den nachtheiligen Folgen seines fanatischen Wirkens auch nichts mehr zu fürchten, und alle Gemüther leben wieder in der Lauterkeit wahrer Religiosität; denn die übrige Geistlichkeit hätte vermuthlich Frieden und Einigkeit gepredigt, wenn sie nicht, so zu sagen, im Solde des Pater Romualdus gestanden hätte."

„Das gebe Gott!" sagte die Sängerin. „In religiösen

Dingen sollte man Jeden unangefochten seine eigene Straße wandern lassen. Der Glaubenshaß wurzelt nie und nimmer im Herzen des Volks, wenn er nicht durch fanatische Priester hinein geflanzt, gepflegt und gehegt wird! Aber die Herrschsucht der Priester hat von Anbeginn der Welt, der Menschheit mehr geschadet als genützt."

Der Jude hatte die Gelegenheit benutzt und sich während des Gesprächs entfernt. Koller war dies erwünscht, denn er hatte der Sängerin eine höchst wichtige Mittheilung unter vier Augen zu machen. Wenn wir dem geneigten Leser sagen, daß Josephine darüber voller Freude nud Ueberraschung war, so kann er sich wohl denken, welchen Inhalts die Eröffnungen waren. — Sie sollte noch an demselben Abend ihren Vater sehen und umarmen, — ihre Ahnungen sollten sich erfüllen und ihrem Herzen eine langgehegte Sehnsucht gestillt werden.

„O welch eine frohe, bedeutsame Mittheilung machen Sie mir!" rief die Sängerin, Kollers Rechte in sichtlicher Aufregung ergreifend. „Meinen Vater soll ich noch heute sehen! O Gott, wie wunderbar sind deine Fügungen! Eilen wir, eilen wir! — zu meinem Vater!"

„Durch unsern lieben Bruder Dr. Canden von den Verhältnissen unterrichtet, habe ich Ihren Vater, der sich durch das Abenteuer der letzten Nacht in fast fieberhafter Aufregung befindet, bereits von Ihrem Hiersein unterrichtet und ihm versprochen, Sie noch heute zu ihm zu führen. Durch die Ereignisse der letzten Tage bin ich für die Festfreude des heutigen Abends weniger empfänglich geworden, denn meinen Geist beschäftigen die fremdartigsten Verhältnisse, die sogar zum Theil meine Familie angehen und mein gutes Weib veranlaßten, ihrem Vorsatze entgegen, das Schwesternfest nicht zu besuchen."

„Wohl mag es für Ihren Herrn Schwiegervater ein schmerzliches Gefühl gewesen sein, so unerwartet an düstere Schatten der Vergangenheit erinnert zu werden, — doch so weit ich Frau Habermehl kenne, sie wird in keiner Weise ihm lästig fallen oder unbequem werden. Zudem liebt Antonie einen wackeren und reichen jungen Mann, den sie zwar vor einigen

Jahren wegen ihrer Verhältnisse aus seltsamer Hochherzigkeit aufgegeben hatte, der sie jedoch schwärmerisch liebte und sich gegenwärtig hier befindet. Ist er seiner Neigung treu geblieben, so werden wir Antonie bald Frau Referendar Pauly sehen,

„Frau Pauly?“ wiederholte Koller angenehm überrascht. „Pauly ist mein Freund, er liebt das schwarzlockige Mädchen noch mit derselben Leidenschaft, wie ehedem, und Fräulein Antonie?“

„Ich stehe dafür, daß sie seine Hand nicht ausschlägt.“

„Allerliebst,“ fuhr Koller fort; „doch Sie müssen mich morgen Vormittag zu der unglücklichen Frau führen; ich muß sie sehen — sprechen — — damit ich die Meinigen beruhigen kann; — denn sie ist die rechte Mutter meiner Frau, die seltsamer Weise erst heute das beklagenswerthe Schicksal ihrer Eltern erfahren hat, und in Folge dessen ein eigenthümlicher Zwiespalt in ihrer Seele geweckt wurde, der sie immer noch unentschlossen sein läßt, welchem Gefühle sie folgen soll, ob der natürlichen Neigung zu ihrer Mutter oder den ihrem Vater schuldigen Rücksichten. — Vater Kessel ist finster geworden. Mit tiefem Schmerz vernahm er das Schicksal seiner von ihm geschiedenen Frau; aber mit ungetheiltem Interesse folgte er der ihm gewordenen Mittheilung, — ich bin überzeugt, er wird im Verborgenen auf Verbesserung ihrer Lage bedacht sein, und ihr das ihm einst verursachte Weh niemals in Anrechnung bringen.“

In demselben Augenblick trat Dr. Canden ein. Beide gingen ihm einige Schritte entgegen.

„Die Ereignisse der letzten Tage haben der heiteren Laune unseres Festes wahrhafte Fesseln angelegt,“ sagte der Hinzugetretene mit freundlicher Miene. „Sie bilden diesen Abend fast den ausschließlichen Gegenstand der Unterhaltung. Jedermann erkennt in Wintersteins tragischem Lebensende die rächende Hand der Vorsehung; doch unbegreiflich ist es Allen, daß sich Romualdus der wohlverdienten Strafe so leicht entziehen konnte. Vermuthlich wird er in einem Kloster zu Rom oder sonstwo seine Sünden abzubüßen suchen; denn er hat große Schuld auf dem Gewissen. Sein Einfluß hat die

verschiedenen Gemeinden entzweit, er hat Religionshaß in die Familien gebracht und Bosheit und Rachlust geweckt und in fanatischer Verblendnng s e i n e unzeitgemäßen und orthodoxen Ideen für die der Kirche gehalten und ausgegeben."

Die Sängerin unterrichtete alsdann Dr. Canden, daß sie das Fest nunmehr verlassen werde, indem sie schon im nächsten Augenblicke ihrem Vater in die Arme zu eilen gedächte. — Josephine und Koller verabschiedeten sich und verließen eiligen Schritts das Logengebäude, indem sie sich nach der Kessel'schen Wohnung wandten.

Dort lag in einem Zimmer des Seitenbaus bei spärlichem Licht Meister Steffen auf seinem Lager ausgestreckt und starrte, traurigen Gedanken nachhängend, schwermüthigen Blicks vor sich hin. Zuweilen holte er tief Athem, und wenn er sich dabei mit der Rechten krampfhaft über die hohe Stirne fuhr, so schien es fast, als kämpfe er mit sich, die finstern Erinnerungen seiner Seele zu verbannen, um die seligen Hoffnungen der Gegenwart in sich aufnehmen zu können.

Neben ihm saß ein geistlicher Herr, bemüht ihn auf andere Gedanken zu bringen; es war Pater Bonadus, der einzige, der die fieberhafte Aufregung des Alten zu beschwichtigen vermochte.

„Sie haben mich Alle zum Besten!" sagte Meister Steffen nach langem Stillschweigen mit Schmerz und Bitterkeit. „Sie haben mir mein Kind versprochen, — und sie haben mich betrogen! — sie wollten mir den Fluch einer schweren Blutschuld abnehmen, — hahaha —"

„Verzweifeln Sie nicht, unglücklicher Bruder," hub der Geistliche an. „Es lebt noch der alte Gott Israels, er wird Ihre Hoffnungen nicht täuschen, und all Ihre heißen Wünsche erfüllen. Vertrauen Sie seiner Gnade!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Koller betrat das Zimmer. „Wie geht's, mein alter Freund?" fragte dieser in der zutraulichsten Weise. „Ich komme —"

„Um mich abermals zu täuschen!" ergänzte Meister Steffen, als Koller inne hielt und den Unglücklichen scharf fixirte.

„Falsch gerathen, — alter Brausekopf! Eure Tochter ist bei mir — und —"

„Mein Kind, meine Tochter!" rief er sich rasch erhebend, und die Sängerin, die vor der halbgeschlossenen Thüre gestanden hatte, eilte in seine Arme. Es folgte eine Scene der tiefsten Rührung. Nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war, griff er hastig nach der Lampe und indem er die Rechte der Sängerin krampfhaft faßte, leuchtete er ihr ins Angesicht; aber mit einem Schrei der Ueberraschung und Freude taumelte er zurück, als er das Antlitz der Tochter sah.

„O, meine Rosamunde!" rief er dann, indem er laut schluchzend das Gesicht in beiden Händen verbarg. „Das ist kein Betrug, — keine Täuschung, — Du bist meine Tochter — mein einziges Kind!"

„Das bin ich, mein lieber Vater," sagte die Sängerin tief ergriffen. „Du sollst Freude an Deinem Kinde haben, sollst bei ihm ein sorgenloses heiteres Alter genießen und für all das Bittere, welches Du empfunden hast, sollst Du reichlich entschädigt werden."

„Gute Seele!" entgegnete Meister Steffen. „Ich verdiene noch so viel, daß wir zusammen leben können —."

„Du wohnst bei mir, und da sollst Du ganz Deinem Vergnügen und Deiner Gesundheit leben. Ich bin reich, besitze ein schönes Landgut —."

„Du — Du — —?"

„Ja, mein Vater, so ist's. — — Nächst dem theueren Grabe meiner unvergeßlichen Mutter breitet sich meine schöne Besitzung aus, und da wollen wir recht oft zu dem lieben, trauten Hügel wandern, und unsere stillen Gebete zu dem Lenker unserer Schicksale emporrichten. Dann ist wohl auch die Theure uns nah und lächelt verklärt in himmlischer Freude die Hoffnung eines jenseitigen Wiedersehens in unsere andächtigen Seelen."

„Wo ist ihr Grab, damit wir es recht bald besuchen können?" hub Meister Steffen mit sichtlicher Rührung an, indem er einen Kuß auf die Stirne seiner Tochter drückte.

„In dem freundlichen Gebirgsstädtchen Sonneberg."

„Sonneberg — Sonneberg!" rief Meister Steffen in wilder Leidenschaft, und wie ein Verzweifelter tobend, fuhr er fort: „Ja, ja — es war Sonneberg, — wo ich das arme, unschuldige Kind mordete — — ha — ha — Feuer, — wie die Kugeln pfeifen! — Knall auf Knall — brr — brr — wie das rasselt — mein Kind, mein einziges Kind!"

Mit den letzten Worten war er schluchzend auf das Lager nieder gesunken, während ihn Josephine zu beruhigen suchte.

„Das Kind lebt noch, mein theurer Vater!" sagte sie mit Wärme, indem sie sein Haupt aufrichtete, und ihn liebkosend fuhr sie fort: „Auch die arme Frau lebt noch, in deren Schooß das Kind flüchtete und die jammernd durch ein maurerisches Hilfs- und Nothzeichen ihr theueres Kind vor Dir zu retten suchte."

„Recht, recht," sagte der Vater, nachdem er ihr mit Spannung und voll Ueberraschung zugehört hatte. „Wie, Du weißt davon? — Ja, ja — sie machte jenes Zeichen, und eingedenk meiner maurerischen Verpflichtung, verwandelte sich die in mir tobende Kriegswuth in Mitleid und Gnade, aber der tödtliche Stoß nach dem Herzen des unschuldigen Kindes war geschehen —"

„Nicht lebensgefährlich," unterbrach die Tochter rasch, als sie merkte, daß jene fixe Idee sein Gemüth wieder einzunehmen drohte. „Beruhige Dich, mein theuerer Vater, ich führe Dich schon am morgigen Tage zu der bewußten Frau, damit Du Dich überzeugen kannst, daß ihr Kind am Leben erhalten blieb."

„Auch ich kann es bestätigen," nahm Pater Bonadus das Wort. „Pater Romualdus hat mir vor seiner Abreise, die schon in vergangener Nacht erfolgte, höchst wichtige Papiere zustellen lassen, aus welchen hervorgeht, daß Fräulein Josephine Goldbeck Ihre rechtmäßige Tochter ist, und Ihre Frau in den Armen jenes Weibes starb, deren Kind durch ihr maurerisches Nothzeichen gerettet wurde."

„Dieselbe!" rief der Alte, die Hände faltend. „O, welch eine Fügung des Himmels!"

„Aus Furcht vor der feindlichen Plünderungswuth," fuhr

der Priester fort, „verbarg Ihre Frau wichtige Papiere — ihren Trauschein, den Taufschein ihres Kindes und verschiedene werthvolle Briefe — in einem alten Sessel, den nach ihrem Ableben jene theilnehmende Freundin, mit Namen Frau Habermehl, kaufte, und als Andenken in Ehren hielt."

„Frau Habermehl" — begann Meister Steffen wieder in seiner vorigen schmerzlichen Weise. „Ja, ja, — es trifft. — Sie ist dieselbe. — — Wie — er sagte, ich esse von seinem Brode — dessen Weib ich entführen half! — Wie schwer muß ich meine Verbrechen büßen!"

„Er hat Euch verziehen," versicherte Koller. „Vergesset die finstere Vergangenheit; blickt heiteren Muths in die Zukunft, die Euch an der Seite einer lieblichen Tochter reichlichen Ersatz für all das Unangenehme bieten wird. Für heute aber halte ich's am rathsamsten, wenn wir uns trennen, denn Meister Steffen ist von dem Letzterlebten in einer Weise erregt, daß ihm Ruhe vor allen Dingen Noth thut."

Dieser Vorschlag ward gebilligt; nach herzlichem Abschied trennten sich Vater und Tochter; Koller begleitete sie nach ihrer Wohnung, nur Pater Bonadus verweilte einige Augenblicke länger.

So schließen wir denn unsere wahrhaftige Geschichte und behalten uns vor, dieselbe einmal in späterer Zeit fortzusetzen, denn es bleibt uns noch Mancherlei aus dem Leben unserer Helden zu erzählen übrig, welches uns für diesmal zu weit führen, namentlich aber den Umfang des Werks bedeutend vergrößern würde. So viel sei jedoch dem geneigten Leser schon jetzt mitgetheilt, daß Roderich Wilhelmi das Herz der Sängerin Josephine Goldbeck so sehr einzunehmen wußte, daß sie schon ein Jahr nach dem eben erwähnten Logenfeste seinen heißen Liebesversicherungen ein gütiges Gehör schenkte und seine Gattin wurde. Auf dem schönen Gute zu Sonnenberg lebte das glück-

liche Paar ein ächtes Künstlerleben; Freunde kamen und gingen; Kunst und Wissenschaft, Poesie und Musik wurden bei Ernst und heitrer Lebenslust gepflegt und nebenbei Landwirthschaft getrieben. Eigentlich befaßte sich hiermit aber hauptsächlich Meister Steffen — jetzt wieder Baron von Goldbeck — der durch das ihm zugefallene väterliche Erbe das Gut Sonneberg noch bedeutend vergrößerte und für seine bessere Bestellung große Summen verausgabte. Er hatte Frau Habermehl aufgesucht, und sich nach und nach von den dämonischen Erinnerungen los gemacht, wozu hauptsächlich das Glück seiner Tochter, ihre heitere Laune und Liebenswürdigkeit beitrugen. Er erreichte ein hohes Alter.

Antonie hatte den Geliebten ihres Herzens wiedergefunden. Kaum war er von Koller von ihrer Anwesenheit und den näheren Verhältnissen der unglücklichen Familie unterrichtet worden, als er sie auch aufsuchte und das seltsamer Weise gelöste Verhältniß von ehedem wieder anknüpfte. Wenige Wochen später ward Antonie seine Frau und damit die oft ausgesprochene Ahnung ihrer Mutter erfüllt, daß ihr noch einmal das Sonnenlicht einer glücklichen Zeit lächeln werde.

Im Glücke ihres Herzens war Josephine auch milder gegen den ehemaligen Geliebten gestimmt worden und unterließ noch weiter gegen ihn zu intriguiren. Die Fürstin von Rosenstein konnte sich lange nicht über den Verlust des schönen Besitzthums zu Sonnenberg beruhigen, und als sie gar von Paulys Verheirathung hörte, so entschloß sie sich kurz, ihren Schmerz durch eine Reise nach Italien zu verscheuchen. Erst nach Jahresfrist kehrte sie nach der Residenz zurück und zwar als die Verlobte des Arthur von Goldbeck. War es Absicht oder Zufall — gleichviel, er war mit seiner Angebeteten in Neapel zusammengetroffen; es gelang ihm das scheinbar aufgelöste Verhältniß von ehedem wieder zu erneuern und so fest zu knüpfen, daß er sich wenige Wochen nach seiner Rückkehr am Ziele seiner Wünsche, im endlichen Besitze einer reichen, geistreichen und liebenswürdigen Gattin befand.

Winterstein hatte nach Abzug seiner vielen und mitunter sehr bedeutenden Schulden kein großes Vermögen hinterlassen,

dasselbe jedoch durch ein rechtskräftiges Testament seiner Tochter in Sonnenberg vermacht, und damit einigermaßen seine Schuld gegen Marie zu sühnen gesucht.

Er war ein schlechter Freimaurer, der weder den hohen Ernst seines Ordens begriff, noch überhaupt Gemüth und Charakter besaß, den Pflichten der Liebe und Humanität nachzukommen. Wie der größte Theil der Menschheit strebte auch er nach eitlen Dingen und täuschte seine Umgebung durch äußeren Schein. Doch er kannte die Menschen; er wußte, daß nicht allein Geist und Talent genügen, um Anerkennung und Ehre zu erlangen, und daß die Tugend am seltesten da zu finden ist, wo wir sie am ersten suchen oder voraussetzen! Vielleicht waren auch in der That seine Erfahrungen als Freimaurer mehr oder weniger Veranlassung, daß er so ausartete; aber der ernste feste Wille findet in jeder Loge eine große Anzahl Bundesglieder, die in des Wortes schönster Bedeutung Jünger der göttlichen Kunst sind; die ein edles, theilnehmendes Herz im Busen tragen; die Liebe üben und sich ebenso sehr durch ihr anspruchsloses Wesen, als durch ihre Humanität und Hochherzigkeit auszeichnen. Sie sind Muster — sind Maurer nach jenem erhabenen Begriffe der ewig wahren Lehre, wie sie uns das Buch der Bücher offenbart und die Grundbedingungen der Maurerei es voraussetzen. Was die Freimaurer für ihre Mitmenschen sind, das ist die Maurerei für das ganze Leben; dem Staate die Vereinigung einsichtsvoller Männer, der wahren Religiosität eine beseeligende Kraft der Liebe, die stets das Gute will und das Böse verabscheut, die im Wohle Anderer ihre Freude und im verborgenen segensreichen Wirken ihren höchsten Frieden findet. Vergessen wir daher auch bei der Beurtheilung maurerischer Wirksamkeit niemals den alten Spruch:

Genug, wenn Fehler sich mit größrer Tugend decken;
Die Sonne zeugt das Licht, und hat doch selber Flecken.

Pater Romualdus, der fanatische Priester, der sein parteiisches Christenthum für die einzig wahre Religion hielt, und in diesem Sinne zu wirken suchte, und dadurch Unfrieden brachte und statt Liebe: Haß, statt Tugend: Untugend predigte, fiel als

ein Opfer seiner bösen Thaten. Die wahre Religion will das möglichst vollkommene Glück der ganzen Menschheit; dasselbe kann jedoch nur im Frieden gedeihen und da, wo Gottesfurcht und Nächstenliebe die Harmonie der verschiedenen Confessionen befestigen hilft. Zwar hat es zu allen Zeiten falsche Lehrer und unwürdige Priester gegeben, längst schon ehe die lautere Christuslehre die Welt beglückte, aber Geist und Wahrheit der Religion werden durch die wenigen traurigen Beispiele keineswegs beeinträchtigt, oder auch das unumstößlich Feststehende durch solche krankhafte Auswüchse menschlicher Schwäche und Verirrung vernichtet. Wo auch der Mensch seinen schaffenden Geist, seinen schwachen Einfluß geltend machen wird, überall werden sich mit der Zeit auch menschliche Schwächen und Gebrechen zeigen, — hüben wie drüben — da wo vom strengkirchlichen Standpunkte aus ein orthodoxer Glaube gepredigt wird, und da, wo das Streben nach den reichen Segnungen der Humanität und Menschenliebe das vornehmste und höchste Ziel bilden. Aber das Große, Wahre, Göttliche der Menschennatur, wie und wo es auch zu Tag tritt, wenn es nur Heil und Frieden, Glück und Segen bringt, es muß unseren Beifall finden, unsere Verehrung und Begeisterung,

denn das Höchste ist im Erdenleben:
Stets den Besten nachzustreben!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Druck von Victor Groß in Darmstadt.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Stein, Oswald

Die Bundesbrüder Ein Freimaurer-Roman von Oswald Stein

Bd.: 2

Leipzig 1864

P.o.germ. 1417 ut-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120627-2